



1914

Buch des Lebens

Marie Eugenie Delle Grazie

Follow this and additional works at: <https://scholarsarchive.byu.edu/sophiefiction>



Part of the [German Literature Commons](#)

BYU ScholarsArchive Citation

Delle Grazie, Marie Eugenie, "Buch des Lebens" (1914). *Prose Fiction*. 462.
<https://scholarsarchive.byu.edu/sophiefiction/462>

This Article is brought to you for free and open access by the Sophie at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Prose Fiction by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Das Buch des Lebens
Erzählungen und Humoresken

Von

Marie Eugenie Delle Grazie

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel
1914

Copyright 1913 by Breitkopf & Härtel, Leipzig
Übersetzungsrecht vorbehalten

Inhalt¹

Spätze	1
Der Lindner Sepp	9
Donaunixe	20
Ein Schicksal	34
Herbstsonne	45
Die blaue Schleife, die erste Liebe und die letzte Ohrfeige	54
Mondscheinsonate	68
Menuett	76
Das Plakat	88
Baldrian	106
Gewitternacht	120
Der Fremde	132
Die Treppe	141
Der Umzug	150
Die Einzige	161
Es war einmal eine kleine Prinzessin	170
Medusa	181
Album	192
Tote Liebe	199
Das Mondkalb	207
Werner	223
Der Garten des Lebens	235
Sommerfrische	253
Schlafende Blumen	268
Mir gegenüber	277
Dämmerlied	286
Das Mondkalb, der Pechvogel und der Amtsschimmel . . .	294
Seelenfrühling	305
<i>Laterna magica</i>	312

¹ Page numbers refer to original, not to pdf pages

Spätze. Ein Wiener Balkonidyll.

Ich hab' einen Balkon. Das ist schon etwas, in — Wien. Wie ein Nest hängt er in einen grünenden Garten hinein, schaut aus luftiger Höhe in blühende Gärten hinüber. Denn ich habe, Gott sei Dank — kein "*vis-a-vis*". Und das ist noch etwas, in Wien. Garten an Garten reiht sich zu langer Zeile, und über ein paar ferne Cottagegiebel lugt mir der Kahlenberg in die Fenster. Geht die Sonne unter, flammt dort wie ein Höhenfeuer der Goldbrand der Scheiben auf, in denen sich die letzten Strahlen brechen. In den Wipfeln aber, die unter mir rauschen, beginnt der Abend zu lispeln, und hundert und hundert Vogelstimmen werden laut, so lang es Frühling ist und Sommer.

Der Garten, in den ich unmittelbar hineinschaue, ist der schönste und größte, und er gehört ganz den Vögeln, denn es ist ein Obstgarten. Zu allen Stunden des Tages haben sie dort ihr Getu und Geheck. Wenn er blüht, bauen sie ihre Nester darin, wenn die ersten Kirschen reifen, beginnt ihre Ernte. Und weil die "besseren Leute" unter ihnen nichts umsonst haben wollen, tun sie, was sie können. Sie singen, singen, singen: vom frühen Morgen bis in den späten Abend hinein, daß es eine Freude ist und ein Fest, hinüberzuhorchen. Die hundert und hundert grünenden Obstbaumwipfel aber hüllen sie wie in Wolken ein. Sie

2

und ihr luftiges Liebes- und Eheglück, das mit irgendeinem schwanken Zweig dort rhythmisch im Sommerwind hin und her schaukelt. Denn diese kleinen Musikanten leben in durchaus geordneten Verhältnissen, wie es eben besseren Leuten geziemt. Sie haben ihr Quartier, und sind sie auch nicht gerade "Jahresparteien", so sind sie doch meist sehr solide Parteien. Mutter und Vater tun das ihre, leben monogam, ziehen sorglich die Jungen auf und gehen regelmäßig zur Ruhe. Streit und Hader ist bei ihnen selten, und weil sie noch immer keine Ahnung zu haben scheinen, daß die saftigen Kirschen und Beeren drüben nicht gerade für sie reifen, tun sie nichts Schlimmes, wenn sie naschen.

Da sind aber noch andere — die Spatzen! Sie haben kein Heim, sie sind die geborenen Verächter jedes geordneten Hauswesens, fliegen und stehlen und lieben durcheinander, daß es nur seine Art hat. Den ganzen Tag gellt die Straße von ihrem Gezänk. Laut und aufdringlich tragen sie ihre Angelegenheiten aus, so recht wie gemeine Leute. Balgen sich jetzt um ein Körnchen, gleich darauf um ein Weibchen, und wenn genug geraubt und gebalgt und geliebt worden ist, setzen sie sich auf den nächsten Mauervorsprung und blinzen mit schiefgeneigtem Köpfchen und hochaufgepustertem Federkleid auf die Straße herab, frech, herausfordernd. Nicht anders, als wollen sie sagen: "Piep, piep . . . so gemein wie diese Menschen sind wir noch lange nicht!"

Hat man aber einen Balkon und dann und wann Zeit, ein Stündchen draußen zu sitzen, kann man auch diese Lebensauffassung der kleinen Proletarier auf ihre Richtigkeit prüfen. Nun bin ich keine Menschenfeindin, Gott behüte. Wenn man aber so einen Abend lang aus luftiger Höhe hinabschaut, von den meisten, die da unten vorüberwandeln,

3

nicht gesehen . . . ich weiß nicht, ich weiß nicht, ob man zuweilen nicht in die Versuchung geriete, den kleinen Weltverächtern recht zu geben! Nun ist mir aber gerade bei diesem heimlichen Menschenstudium etwas recht Drolliges begegnet. Ich dachte zu beobachten und — wurde selbst beobachtet; scharf, neugierig, unausgesetzt, von einem — Spatzen.

Nicht, daß ich irgendetwas Eßbares in Händen gehabt hätte, das die Gier oder Aufmerksamkeit des kleinen Kerls erregen konnte. Sitz' ich da draußen, hab' ich gewöhnlich nur ein Buch bei mir. Und diese, einem Spatzen durchaus fremde und ganz gewiß höchst zweckwidrig erscheinende Beschäftigung scheint mir das erste Interesse der Tierchens gewonnen zu haben. Hinter dem etwas plumpen Kopf eines Stuckengels verborgen, der auf den Balkon herniederlächelt, äugte er unverwandt nach mir, zog sich aber sofort zurück, wenn ich emporsah. Wobei er jedesmal ein indigniertes "Piep" hören ließ. Bald gab es ein ganz artiges Versteckspiel zwischen uns. Kaum sah ich in mein Buch, guckte der kleine Aufpasser wieder hervor — mit schiefgeneigtem Köpfchen und einem Befremden, das geradezu drollig war. Man sah, die Sache gab ihm zu denken! Nur mein Emporblicken störte ihn sichtlich in seinem Forschereifer. Und nachdem er sich mit einem letzten "Piep" zurückgezogen, blieb er eine ganze Weile unsichtbar. Längst dacht' ich nicht mehr an ihn, blätterte in meinem Buch, sah dazwischen auf die Straße hinab, in den Garten hinein. Bis mein Blick, ganz von ungefähr, wieder in die Höhe stieg. Und da — ja, was bekam ich da zu sehen? Der pausbäckige Barockengel schien plötzlich ein spitzes Zünglein bekommen zu haben, das er geradewegs nach mir streckte! So schien es mir auf den ersten Blick, denn ich bin kurzsichtig. Aber ein ärgerliches "Piep", das gleich darauf

4

laut wurde, verriet mir, wer sich dort verbarg und so wohl verborgen glaubte, daß ihn auch mein Blick nicht erreichen konnte.

"Aber Spätze!" lachte ich unwillkürlich. Worauf er sich ganz zurückzog, wie verschlungen von den breiten, wulstigen Engelslippen.

Hielt er meine Beschäftigung trotz alledem für eine Art — Essen? Und bemühte sich, dahinter zu kommen, wie ein Spatz es anstellen müsse, um auch etwas abzukriegen? Warum hielt dieses wunderliche Menschenkind Nase und Mund und Augen so unerhört lange über denselben Gegenstand? Er mußte doch — eßbar sein! Anders konnte sich's Spätze nicht denken! Wäre der Einband des Buches in irgendeiner Weise aufgefallen — durch irgendeine laute Farbe, etwa Rot — oder einen blinkenden Zierat — hätt' ich mir die Aufmerksamkeit des Tierchens anders erklärt. Aber nein. Bloß meine Beziehung zu dem ihm fremden Gegenstand schien den Schelm zu interessieren, ihn zu bannen und in seiner Weise fassungslos zu machen. Soweit ein gesunder Spatz eben aus der Fassung zu bringen ist.

Von jener Stunde an konnt' ich sicher sein, allabendlich den kleinen Beobachter über mir zu sehen. Nur ein Buch muß' ich in Händen haben! Um darauf zu kommen, ob es sich wirklich so verhielt, wie ich annahm, ließ ich das Buch einmal auf dem Stuhl liegen und zog mich selbst hinter einen Vorhang zurück. Spätze, der bis dahin hinter dem Puttenkopf hervorgelauert, flog auf, schien über die Straße zu setzen, machte aber mitten im Fluge Kehrt, um sich gleich darauf sachte, ganz sachte auf die Brüstung des Balkons niederzulassen. Mit mißtrauischem Geblinzel äugte er eine ganze Weile zu der offenen Balkontür herein. Still, regungslos stand ich hinter den Falten des Vorhangs . . . Da — ein leises "Piep", und Spätze saß auf meinem

5

Buch! Auf und ab tippte sein Schnäblein, zuletzt wetzte er es ordentlich mit einer Art Ingrimms an dem harten Buchdeckel ab. Umsonst! Aller Neugier und Forschung Ende war: "Ungenießbar!" Wenigstens für einen Spatzen.

Aber die tiefe Stille, die in der Stube zu herrschen schien, machte ihm Mut. Mit einem leisen Gesurr der Flügelchen setzte er zur offenen Tür herein, hüpfte über die Schwelle, ließ die klugen Äuglein blinzend nach rechts und links gehen, um mit einem Male förmlich gebannt stehen zu bleiben. Was hatte er entdeckt? Mitten in der Stube der Menschen standen Bäume!

Eine große Palme, ein schlanker Lorbeer. Bäume, die Spätze noch nie gesehen und doch als etwas erkannte, was seinesgleichen sonst nur draußen zu sehen gewohnt war. Wie erstarrt blinzte er eine ganze Weile zu den Pflanzen empor, um dann, förmlich zusammenschreckend, auf und davon zu fliegen. Diesen Menschen war doch nicht zu trauen! Ganze Bäume hielten sie gefangen — man denke! Am Ende fingen sie die Spatzen auch!

Erst auf der Planke des Nachbargartens schien sich Spätze von seinem Schreck zu erholen. Und als ich gleich darauf zur Straße hinabsah, sagte mir ein ebenso lautes als indigniertes "Piep", was Spätze von mir und meinesgleichen dachte.

Da ich aber nur ein für allemal wußte, daß Spätze alle Dinge dieser Welt nur auf ihre Genießbarkeit prüfte, streute ich ihm noch am selben Tag eine Handvoll Brotkrumen auf den Balkon, als kleinen Ersatz für die große Enttäuschung, die er an einem Werk der deutschen Literatur erlebt. "Ungenießbar . . ." Auf seine Weise hatte er mir ja — kritisieren geholfen. Nun sollte er seinen Lohn dafür haben. Ich zog mich zurück. Wollt' ich das Vertrauen des kleinen Kerls gewinnen, muß' ich für einige Zeit ganz

6

unsichtbar bleiben. Vielleicht verloren dann auch die "gefangenen Bäume" etwas von ihrem Schreck für ihn. . . .

Am ersten Tage blieben die Brosamen unberührt. Am Morgen des zweiten waren sie weg. Und nun fand der kleine Kerl sich jeden Tag ein — genau zur selben Zeit und jedenfalls pünktlicher als ich. War ich nicht sogleich zur Stelle, setzte er sich auf das Balkongitter und erinnerte mich durch ein heischendes "Piep!" an seine Gegenwart. Ließ ich ihn noch länger warten, flog er herab und trippelte ein paarmal ärgerlich den Balkon ab. Etwa: "Na, wird's bald?" War ich überhaupt nicht zugegen, wagte er sich über die halbe Länge meiner Stube und ließ mir — na, sagen wir, seine Visitenkarte zurück. Noch aber hatt' ich nicht sein volles Vertrauen. Die Hast, mit der er die Semmelkrumen aufpickte, verriet es mir. Das Geblinzel der Äuglein, die immer wo anders waren als das hungrige Schnäblein; die Pausen, die er oft mittlen im Schnabulieren eintreten ließ, um mich zu beobachten. "Piep — piep . . ." Wobei er mich halb frech, halb mißtrauisch ansah. "Wenn du etwa klüger sein willst als ein Spatz, meine Liebe . . ."

"Piep!" antwortete ich einmal in seiner Sprache. Gewiß traf ich weder die Tonhöhe noch die Lautstärke seines Gezwitschers. Aber — Spätze war paff! Ganz verblüfft hielt er ein, drehte das Köpfchen nach rechts und links, äugte nach mir hin, fuhr sich mit dem einen Beinchen übers Ohr, sah wieder empor . . .

"Piep!" machte ich noch einmal. Da flog er auf — und davon. Die Geschichte wurde ihm unheimlich.

Als ich am nächsten Morgen die Semmelkrumen ausstreute, saß Spätze hinter dem Engelskopfe und sah mißtrauisch auf mich herab. "Piep — piep — piep!" rief ich, während Krume um Krume niederfiel. Und "Piep?"

7

antwortete es plötzlich von oben. War es Zufall oder Verständnis? Ich trat zurück, um den kleinen Freund von meiner guten Absicht zu überzeugen.

Ich mußte doch das Richtige getroffen haben. Denn tags darauf rief mich ein fast überlautes "Piep" auf den Balkon, und als ich hinaus kam, saß Spätze bereits vor den Semmelkrumen. Aber — nicht mehr allein. Er hatte seine Spätzin mitgebracht.

Eines nach dem andern hüpfen sie an mir vorüber, ein-, zweimal, er voran, sie hinten nach. Er schon dreist und sicher, sie noch etwas geziert und ängstlich — wie eine Vorstellung war es. "Piep!" sagten sie — "piep!" zirpte ich. Die Sache war auf das beste erledigt.

Seither kamen sie Tag für Tag, wochenlang. Und Spätze stieg immer mehr in meiner Achtung. Denn er brachte immer dasselbe Weibchen mit, lebte also monogam, wenigstens einen Sommer lang. Nur ein Egoist war er. Aber welcher Mann wäre das nicht. Drum nahm ich ihm's nicht übel, daß er die größten Krumen für sich behielt. Seiner Spatzengier war es ja schon hoch anzurechnen, daß er die Gefährtin teilnehmen ließ, sie nicht früher mitgebracht, bis er sich überzeugt, daß meine Wohltat nicht die Maske irgendeiner Tücke war. Oder hatte er noch nicht lange gefreit und brachte sie, um ihr zu zeigen, daß er in der Lage sei, ein Weib zu ernähren? Ich weiß es nicht. Aber als der Tag meiner Sommerfahrt herannahte und ich die Balkontür schloß in dem Bewußtsein, die zwei kleinen Schelme nun lange, lange nicht mehr zu sehen, wurde mir ganz bang zumute und — ich muß es sagen, auch ein bißchen schäbig.

Was würden sie nun von mir denken? Wie enttäuscht sein, wenn sie wieder und wieder kamen — immer umsonst? Es war zwar eine gute Zeit für sie. Die Bäume

8

gegenüber hingen voll reifendes Obstes — Körnchen und Samen gab es ringsum die Fülle. Aber — sie würden mich vielleicht vergessen; all meine Mühe, die sie so weit gezähmt, umsonst gewesen sein. Kehrete ich im Herbst zurück, fanden sie vielleicht nicht einmal mehr zu meinem Balkon. So gering dachte ich von einem Spatzengehirne.

Als aber die Stunde kam, da ich jene Tür wieder aufschloß, nach langen, langen Wochen . . . "Piep!" grüßte es mich von der Höhe herab, und gleich darauf saß Spätze auf dem Balkon und äugte furchtlos zu mir herein, während ich, auspackend, hin und wieder ging. Und war es auch nicht Spätzes Herz, das ihn zu diesem Willkomm getrieben, so hatte mir doch Spätzes Magen ein treues Erinnern bewahrt, einen ganzen Sommer lang.

Wie gute Freunde sind wir nun. Tag für Tag, genau zur selben Stunde, findet sich das kleine Paar auf meinem Balkon ein. Und sind sie zufällig nicht in der Nähe, brauch' ich, krumenstreuend, nur ein schrilles "Piep" hören zu lassen, um die beiden sofort zu meinen Füßen zu sehen. Noch im Heranfliegen aber antworten sie mir: "Piep — piep — piep!" Heißt es: "Wir kommen gleich?" Heißt es: "Sei begrüßt?" Oder: "Wir danken dir?" Ich weiß es nicht. Aber gewiß ist es die einzige Sprache, in der ich noch niemals angelogen wurde.

Der Lindner Sepp.

Als ich ihn vorigen Sommer wieder besuchen wollte, fand ich die Bank vor der Keusche leer. In einer Ecke des offenen Geräteschuppens standen seine Krücken . . . Da wußt' ich alles, noch eh' sich seine Enkelin daran machte, mir's lang und breit zu erzählen.

"Ja, ja", nickte sie. "Im Mai ham'r 'n nach Landl trag'n. Und zwa Stund' vor sein' Tod hab' i no d' Fenster auf tun müassen, daß er d'Meisen hat singen hör'n. I moan immer, 's is eahm do recht schwer ankämma. Wann 'r a seine Achtzig g'habt hat!"

Zu Füßen des Weibes spielte ihr Jüngstes. Ein flachshaariges Büabl mit den Blauaugen der Mutter. Das nahm ich an der Hand und ließ mir von ihm allerlei Unsinn vorschwatzen. Dann setzen wir uns auf die Bank. Und während der Kleine an dem Zucker herum lutschte, den ich ihm mitgebracht, hielt ich mit dem Toten noch eine letzte Zweisprach.

Die Matten lagen im Abendgold. Über dem Hochwald stand eine kupferrote Wolke und leuchtete weit ins Tal hinein. Zwischen den blaugrünen Wellen eines Haferfeldes verlor sich ein schmaler Fußweg nach dem "Karl-August-Steig". Und von da ging's dann weiter in die "Gams".

"Der Weg!" hatte der Lindner einmal aufgelacht. "Wie oft i den 'gangen bin! Bei Tag und bei Nacht!" Und

10

dann hat er mir die Geschichte seiner ersten Liebe erzählt. Mehr als zwei Menschenalter lagen zwischen jenem "damals" und dem Tag, da er mir davon sprach. Aber noch röteten sich seine Wangen in der Freude, "was für a sakrischer Bua" er damals "g'wes'n!" Und so hatte er, wenn es Feierabend wurde, immer wieder dahin geschaut. Nach der Straße, auf der ihn die Jugend begleitet hatte und das Glück ihm entgegen gekommen war. "Über die Enns mag i jetzt nimmer übr'i schau'n. Da geht's auf Landl zua. Und bis i wieder dort 'nüberkumm, trag'n mi and'rer Leut' Füäß!" Sein Mund lachte, als er das sagte. Aber der Ausdruck weher Sehnsucht in den halberblindeten Augen strafte ihn Lügen. Auch der fast Hundertjährige starrte noch immer nach der Straße des Lebens. Wenn sie auch nie mehr gehabt hatte für ihn als Steine und Mühsal und dann und wann ein Räuschlein, wie es die Jugend schenkt, solange sie die Steine und die Mühsal nicht spürt . . .

Wenn ich den Blick nach der Enns zurückschweifen ließ, sah ich die Straße aufleuchten, über die er noch einmal nach Landl gekommen war. Er und alle, denen man dort das Kreuz vorantrug. Nur daß der Lindner Sepp nie klein beigegeben hatte im Leben. Und nie gespürt, daß auch er dieses Kreuz trug. So über alles schön war ihm das Leben erschienen. Und in der Erinnerung noch einmal so schön! "Denn — jetzt hab' i ja erst Zeit zum Sinnieren!"

Sooft ich ihn heimsuchte, bracht' ich ihm ein paar Zigarren mit. Eine davon wurde gleich "ang'steckt", zur Feier der Stunde. Die anderen übergab er seiner Enkelin. "Für die Feiertäg'." So hatte er bis zu Weihnachten noch manche schöne Stunde.

Bevor man zu ihm kam, mußte man an einem "Bildstückl" vorüber, das in grellen Farben den Tod eines

11

reichen Sünders wiedergibt. Und darunter eine mehr als gut gemeinte Kopie der Hölle. "Fürchte Gott und sein Gericht — Himmel und Hölle sind kein Gedicht." Der Spruch gab dem Lindner Sepp viel zu denken. "Denn", sagte er eines Tages — "wie kann man so viel von drüben wissen, wo man schon von herüben so gut wie nix weiß?"

"Wie meinen Sie das?" fragte ich neugierig. Er kniff die halbblinden Augen ein, dann begann er mit der Krücke ein paar wirre Linien in den Sand zu zeichnen. Und endlich sprach er:

"No, halt so. . . I bin doch weit 'rumkommen. Soldat g'wes'n, im Feuer g'stand'n. Wieder einberufen word'n. In Polen bin i g'wes'n, in Ungarn und Italien drent. Kein Tag, an dem i nit jede Stund' g'spürt hätt': Und jetzt? Wo is denn dös all's hinkommen? Grad' wie nia g'wes'n is! Und wenn i amal d'Aug'n zuadruck', wird koa Mensch mehr wiss'n, was der Lindner g'seh'n hat und erlebt. Und drum sag' i: Möglich, daß die Höll' kein Gedicht is. Das Leben is eins!"

"War'n das Zeit'n . . . war'n das Zeit'n!" nickte er dann vor sich hin. Und der starre Greisenblick schien sich in Fernen zu verlieren, von denen ich und meine Begleiter allerdings keine Ahnung mehr haben konnten. "Glaub' ich ja selbst nimmer recht dran", sprach er nach einer Weile. "So lang is das her. Die Ficht'n dort, über die bin i noch g'sprung'n, wia i a Bua war. Jetzt schau'n Sie's an! Und überleben wird s' uns alle miteinander! Was is denn dann der Mensch? Grad' nur, daß ein's da is, das bis zuletzt g'spürt, wie schön all's war und is. Aber wenn ma's so recht weiß, is' auch schon nimmer da. Na, und so hockt ma dann da sinniert, so lang's ein' noch Zeit laßt!"

"Wissen Sie denn auch noch, wie Ihr erster Schatz geheißen hat?" fragte ein lustiger Wiener Hausherr.

12

"Besser als 's Vater-Unser", kam es munter zurück. "A Nandl war's!"

"Aber Ähnl", rief die Bäuerin von der Keusche her . . . "D' Ahndl hat do Mirzl g'hoas'n!"

"Jetzt meng' di du nit in G'schichten ein, von denen dir no nix 'tramt hat dazumal!" murrte der Sepp. "D' Ahndl hab' i dazumal wohl auch schon gern g'seh'n. Aber d'Nandl war halt do die erste! Und seh'n S'", meinte er treuherzig, "so is' schon amol! Die eine heirat't ma zuletzt, aber für die and're möcht' ma sterb'n. Und wenn ma dann so dasitzt, nach a sechzig Jahrln . . . fällt ein' halt do wieder die ein, für die ma dazumal g'storb'n wär'. Herrschaften — war'n das Zeit'n!"

"Also, eine Nandl war's?"

"Und a Dirndl!" kam es mit einem leisen Pfiff zurück. "Für die eine bin i nur in d'Kirch'n 'gang'n. Für die and're Nacht für Nacht in die Gams oba. Wissen S', was das hoas't, wann ma seine zwölf Stund'n Holz g'fällt hat im Erb?"

"I moan immer, der Bua schlaft sich net aus!" hat d' Muader g'sagt. "I steh' halt früher auf!" hab' i angeben. "Du mei . . ., warum denn no früher?" "Weil i d' Meisen singen hör'n möcht!" "Bis ich's dann singen g'hört hab' . . ., d'Meisen!"

"Schau, schau, was der Herr Lindner für ein Schlankl war!" scherzte der lustige Wiener. "Aber wollen S' jetzt nicht eine frische anrauchen?"

"Weil 's a so a guade Stund' is!" nickte der Lindner. Und nachdem er das Anrauchen mit gebührender Andacht vollzogen hatte, sprach er langsam: "Glauben S', daß i nia allein bin? Wie ein and'rer seine Flöh', so hab' i meine Erinnerungen. Guade und schlimme. Und jucken toan s' alle! Die Nächt' damals . . . bei dem Madl!"

13

Herrschaften, wann i da d'ran denk'! In der Kammer hab'n m'r uns mit z'viel aufg'halten. Grad' nur so lang — na ja . . ." Er lachte halb diskret, halb belustigt auf — "so lang's halt sein hat müassen. Dann sein m'r durch's Fenster wieder aufsag'stieg'n . . ., grad' in Wald 'nein!"

"Und die Alt'n von der Nandl? Sind denn die immer auf den Ohren g'leg'n?" scherzte der Wiener.

"I, wo werd'n denn die auf so was aufpassen? Wo s's selbst nit anders g'macht hab'n zu ihrer Zeit! Grad' nur kein Krawall hab'n m'r mach'n därf'n. Weil s' halt schlafri war'n. Und nit durch eahner Kammer geh'n. Daß's doch an Art g'habt hat. So sein m'r dannach halt beim Fenster 'naus. Am Himmel is no d'r Mond g'standen. Aus d'r Not hat's Wasser g'rauscht. Die Hirsch' hat ma röhr'n g'hört, und d'r Wind is ganz stad durch die Staud'n gang'n. Und i bin dag'sessen, mei

Dirndl an der Hand. Und hab' mir was derzählen lassen. . . . Von Männerdummheit und Weiberlist. Schön war's!"

Er hielt ein, nahm die Zigarre zwischen die Finger der rechten Hand und strich mit der linken langsam über sein Knie. "'s is ja wahr", meinte er. "Was d'r Pfarrer predigt, is a nit uneben. Und katholisch sein m'r ja alle! Grad' nur die Nächt' im Wald damals! Weiß der Deixl, was da in mi g'fahr'n is, daß i liaba all's and're 'tan hätt', als a Kreuz g'schlag'n! Da hat sich was g'rührt und g'regt in ein' Wie a Stimm' is kommen, und wia a Atem is 'gangen. . . . 'Laßt's euch nix wegdisputier'n vom Leb'n! So wie's is, muaß's sein. Und weil's sein muaß, kann's ka Sünd' net geb'n! Nit, daß i dös auf amol g'wußt hätt'. Aber so schön nach und nach is' ein' zu Kopf g'stieg'n. Wenn ma die Hirsch' so röhr'n g'hört hat und die Luft so hoamli durch die Stand'n geh'n und d'rin die Alt'n schnarch'n, die 's a nit anders g'macht

14

hab'n als mir! No, und nit wahr? Desweg'n is ma ja noch kein Protestant?"

Der lustige Wiener lachte herzlich auf. Dann blinzte er seiner Frau zu. Die beiden waren zufällig Protestanten. Aber von jener echt österreichischen Art, die jeden Spaß verträgt und keinen verdirbt. Und insgeheim konnten sie ja sogar ihre Freude haben an der Logik des Alten, der seinen Katholizismus ganz unbewußt mit so viel Heidentum versetzte. Und den Protestantismus instinktiv verwarf . . . weil er für dieses Stück Heidentum nie so viel Platz hatte. . . .

"Bis i dann zur Stellung kommen bin!" nahm der Lindner wieder das Wort auf. "Natürli haben s' mi g'halt'n. Kaum, daß d' Hosen unt' war. No, ich hätt' mi auch g'schamt, wann's anders g'wesen wär. Mit mein Feldweibel bin i alleweil guat g'stand'n. Er war a Steirer wia i. Und hat unsern Herrgott ein guat'n Mann sein lass'n. Aber sonst . . . all'n Respekt! Zuerst hab'n s' uns nach Schenitzl kommandiert."

"Schenitzl? Wo ist denn das?" fragte ich.

"Soll wohl Przemysl heißen!" erklärte der Wiener Hausherr, der auch einmal die Uniform getragen.

"Hooßt's wia's hooßt", meinte der Lindner gleichmütig, "daß 's a polakisches Nest war, woaß i no heut! Aber die Weibsbilder dort — Herrschaft'n! Da lass' i wieder red'n mit mir!"

"Kurz, Sie haben die Nandl vergessen?"

"Das wohl nit. Aber wann ma's nit da hat? Alsdann! Die G'schicht war lausig sein. Aber . . ." Der Sepp kraute sich hinter den Ohren. "Na, na . . . Zum derzähl'n ist's nit!"

"Sie können sie ja auch für die Damen erzählen", vermittelte der Wiener diplomatisch.

"Mein'thalben schon!" nickte der Lindner vorsichtig. "Alsdann . . .

15

Das war, wie unser Regiment noch in Schenitzl g'stand'n is. Und im Sommer war's, zur Manöverzeit. Da haben s' mich und noch ein paar Kameraden bei ein' Bauern einquartiert. In so ein' polakisches Nest halt, wo ein' d' Säu und die kloan Kinder z'gleich über d' Füaß rennan. A Sonntag war's, dös woaß i no heut! Und tags d'rauf hat d' Schiaßerei angeh'n soll'n. Hooß war's und Nachmittag. Und d'r Pfarrer hat die Gmoan schön z'sammenläut'n lass'n. Was halt die Alt'n war'n, die eahm zuangangen san. Damit die Jung'n a Freud' hab'n und a Beispiel. E--hm!" Er nieste.

"Wahr ist's!" lachte der Wiener.

"Auch die Tochter von meiner Bäurin is dahoamblieb'n. Zöpf' hat s' g'habt — armdick. Aug'n wie d' Kersch'n. Und wie s' a so auf der Schwell'n g'hockt is und g'sponnen hat, hab' i s' nit unger'n g'seh'n. Kreuzsakra aber . . . wie soll ma denn anbandln, wenn i kein Wort Polnisch kann

und 's Dirndl nit Deutsch? Wia i da noch sitz' und sinnier', merk' i, daß s' nach mir scheangelt. 'Sapperlot', denk' i, 'soll'n de Kersch'n am End' gar no heut' zeiti wer'n?' I klopf' mei Pfeif'n aus und lach' s' an. Sie mirkt 's und lacht a. I fang' an, hin und her' z'rutschen — sie a. 'Hoäß is', sag' i, und ziach mei Blusen aus. Sie wird wohl a bisserl rot, aber — scheangelt weiter. Und wia g'sagt: Aug'n wia d' Kersch'n. No, denk' i, kannst ja schau'n, ob die der Kersch'n bam abeutelt. . . . Na, und weil s' mi bis z'letzt nit abeutelt hat . . .", er lachte auf. "So hab' is halt anpeckt, die — Kersch'n! Wia m'r dann nach Schenitzl z'ruck san, hab' i Tag für Tag auf ein Briaf g'wart't. Neun Monat lang. Aber — nix is g'schah'n! Ja, Soldaten!"

"Sie haben ja auch den italienischen Feldzug mitgemacht?" fragte ich.

16

"Halt ja. Bei Novara und Magenta und Solferino. Da bin i üb'rall mitg'wesen und üb'rall im Feuer g'stand'n. Wia d' Bremsen auf der Landlerstraß' san uns d'Kugeln um d' Ohr'n g'flog'n . . . Herrschaften, ja . . . da is er umgangen, d'r Tod!"

"Und wie war denn Ihnen dabei?"

"No, an's Vaterland hab' i nit denkt. Da müäßt i lüag'n", lachte der Sepp. "So hoch i mein Kaiser auch halt. Wia m'r war? . . . Wia m'r war! No — zum Davonrennen halt im erst'n Aug'nblick. Aber da steht Mann für Mann wia a eiserne Wand. Vor dir und hinter dir. Möcht' jeder gern davon. Und doch halt's ein! Was? Ja, wenn i dös no wüäßt! Z'letzt lacht ma wia a Narrischer und rennt in's Feuer. Bis ein' d'Kugeln und Kanonen taub schiaß'n. Wia's dann Fried'n g'macht hab'n, bin i hoam und hab' g'heirat't."

"Die Nandl?" frozzelte der Wiener.

"Na, na, d'Mirzl! D'Nandl hat dazumal schon drei ledige Kinder g'habt. Dös wär' z'viel g'wesen auf amal. Und von an andern war'n s' a. Wann ma so was braucht, schafft ma sich's am besten selber an. Und so is auch bei uns bald ein's nach'n andern kommen. Dazwischen hab' ich fleißig dazua g'schaut. Und so is ein Tag für'n andern 'gangen, daß ma z'letzt kaum g'mirkt hat, wann's Jahr um war. Holz hab' i g'fällt, Haber und Gerst'n baut und mi über d' Erd buckt mei Leb'n lang. Bis i selber schön stad wieder 'nein g'wachs'n bin, mit meine dürr'n Füäß und den krummen Buckl da. Aber schön war's doch. Und so viel ich auch g'schwitzt hab' meinerzeit . . . unser Herrgott hat's doch so eingericht't, daß 's immer mehr Most 'geb'n hat als Schwoäß!"

"Und mit dem Militär war's aus?"

"Einmal hab' ich noch einruck'n müäß'n. Da sein mir

17

in Pest g'leg'n. In d'r 'Dreihosenkasern'. Da sein m'r eines Tag's zur Parad' kommandiert wur'n. Weil ein Erzherzog kommen is. 'Rechts g'schaut!' hat's g'heiß'n. Da is er schon ang'sprengt kommen. Der Erzherzog Max. Schön war 'r. Gern hab' i 'n g'seh'n!"

"Der Arme!" entfuhr es uns unwillkürlich.

"Und den sollen s' derschossen hab'n!" meinte der Alte nach einer Weile kopfschüttelnd. "Is dös wahr?"

"Aber Herr Lindner", staunte ich . . . "das fragen Sie noch?"

"G'hört hab' ich's wohl schon lang", kam es gedehnt zurück. "Aber 'glaubt hab' ich's nia. Einen solchen Herrn d'rschießen? Wer hätt' denn das 'tan?"

"Die Mexikaner!"

"Wohl, wohl. Das hätt' i auch g'hört. Aber . . . Herrschaften, Herrschaften . . ." Kurz, man sah, er glaubte es noch immer nicht, obwohl fast vierzig Jahre seitdem vergangen waren. Die Herren unserer Gesellschaft lächelten. Ich vermochte es nicht. Das Bild der unglücklichen Charlotte stieg vor mir auf, die auch nicht an den Tod des geliebten Gatten glauben wollte, bis

ihre Hoffnung im Wahnsinn unterging, aber noch im Wahnsinn eine Hoffnung blieb. Und da saß ein schlichter Mann aus dem Volke. Ruhig, nüchtern und klüger als mancher andere seines Standes. Aber — auch seine Liebe wollte an das Entsetzliche nicht glauben! Stolz und schön, wie ein festlicher lebte Augenblick des Lebens ihm den Unglücklichen gezeigt, so er noch heute fort in seiner Erinnerung. Das waren die Herzen und die Menschen, die über die Bücher der Geschichte und die Häupter ihrer Enkel hinweg an dem goldenen Faden der Legende spannen. Ohne zu wollen, ohne es zu ahnen. Und ein Lied sang einmal nach, was in sinniger Treue von ihren Lippen fiel, und machte einen unsterblich, weil er geliebt worden. . . .

18

*"Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verborgen sich.
Er ist gar nie gestorben,
Er lebt noch immer fort . . ."*

Und so gab es noch heute Menschen auf der Welt, die auch an den Tod des Kaisers von Mexico nicht glauben wollten, obschon die Geschichte längst ihr dunkles Blatt vollgeschrieben hatte.

Das war das letzte, was ich vom Lindner Sepp hörte. Und nun, ja . . . nun saß ich da und starrte auf den leeren Platz an meiner Seite und dann nach der "Landler Straß", zu der ihn "and'rer Leut' Füaß 'nübergertrag'n". Am Wegsaum stand noch das Bildstöckl mit dem "sakrischen Sprüachl", das dem Alten nicht in den Kopf wollte. "Aber, daß 's Leb'n ein Gedicht is, weiß ich!" hatte er gesagt. Und obwohl er gewiß nie in seinem Leben Gedichte gelesen und außer der Volkshymne und seinen "Schnadahüapfl" sicher auch nie eines auswendig gelernt, — dieses ebenso schöne als tiefe Wort vom Leben verriet, daß er in seiner Weise besser begriffen hatte, was Poesie sei, als so mancher, der Zeit seines Lebens über Poesie schreibt und mit dem Poeten zugleich den lieben Gott mißhandelt.

"Aber, daß 's Leb'n ein Gedicht is, weiß ich! . . ." Das Leben, wie es da kam und ging. Augen öffnete, um in eine Welt voll Rätsel zu starren, Augen schloß, um sie eine Welt ins Dunkel hinabnehmen zu lassen. Immer dieselbe Welt. Ob nun ein großer Denker der Menschheit sich darüber den Kopf zerbrach oder nur ein schlichter Mann wie der "Lindner Sepp" darüber "hin und her sinnierte". Gleich viel und gleich wenig nahm jeder hinab. Wie ein Hauch kam es, wie ein Hauch ging es. Wohl dem aber, der empfand, daß dieser Hauch eine — Melodie war!

19

Die kupferrote Wolke zerrann langsam über den Bergen. Aus der Tiefe rauschte die Salza. Hinter mir die Enns. Und Abend wurde es. Wieder Abend, wie damals, da wir von einem schieden, dessen Platz nun leer war.

So verhallen Lieder und vergehen Menschen.

Donaunixe.

Zwei Dampfer lagen am Praterkai, jeder zur Abfahrt bereit.

Der eine sollte stromaufwärts ziehen, in die sagenumspinnene Wachau hinein. Der andere seine Gäste talabwärts tragen, weit, weit ins Ungarland.

Der Wachauer hatte lustige Menschenfracht an Bord: lauter Jugend! Ein akademischer Gesang- und Turnverein wollte die alte Nibelungenstraße entlang ziehen, heimatfroh und liederselig. Bunte Mützen leuchteten im flirrenden Glanz der Maiensonne auf, blonde und braune Köpfe schoben sich durcheinander. Sie waren schon längst an Bord, hatten ihren Platz oder Stand gewählt. Aber immer wieder schien irgendeinem irgendetwas einzufallen, daß ihr fröhliches Hin und Her schier kein Ende nahm. Ganz vorn am Kiel saß einer, die Beine übereinandergeschlagen, das Zerevis weit aus der Stirn geschoben und stimmte seine Mandoline. Er hatte lange, blonde Locken, die lustig im Wind flogen; und wie das Schiff, von den Wellen gehoben, leise auf und ab schaukelte, schien auch die schlanke Gestalt des Burschen sich rhythmisch mitzuwiegen. Und die Leute am Ufer standen und gafften und wußten selbst nicht, wovon sie so froh wurden, und warum sie gerade da hinüberseh'n mußten. Der andere Dampfer hatte ja auch Leute an Bord: aber — die gehörten dem Werktag; man fühlte es.

Da — ein schriller Pfiff . . . der Wachauer setzte sich in

21

Bewegung. Und wie auf einen Wink stand all die Jugend plötzlich um einen Führer geschart und stimmte, die frischen Antlitze der Vaterstadt zugekehrt, ein jugendseliges Lied an. Aber das Gestampf der Maschinen wurde lauter und lauter, das Gezisch der verdrängten Wasser schien Töne und Silben gurgelnd mit sich zu reißen. Und ein Zufall wollte es, daß der lose Maienwind gerade nur das Wort erwischte, von dem jetzt ohnedies alle Herzen so voll waren: "Liebe!"

Das nahm er auf seine Flügel, trug es auf das andere Schiff hinüber und von dort nach dem Ufer, wo noch immer die Neugierigen standen, daß es alle, alle hören konnten. Und die Alten seufzten oder lächelten dabei, die Jungen zogen die Taschentücher und begannen wie närrisch zu winken: dem Schiffe nach, das so viel Jugend in den Frühling hineintrug, ins Land der Sehnsucht, der Liebe!

Die Klänge verhallten, die Gaffer verliefen sich. Die sonnige Furche, in der das Schiff dahinzog, wurde länger und länger, die Menschen, die es führte, kleiner und kleiner. Zuletzt sah man nur den Studenten, der am Kiel saß und spielend und singend auf Wien zurücksah: Die Beine übereinandergeschlagen, das Käppchen weit aus der Stirn gerückt . . . blondlockig und tannenschlank wie ein Minnesänger aus der Zeit der Babenberger.

An Bord des Schiffes, das talwärts fahren sollte, stand eine mädchenhafte Gestalt und starrte dem verschwindenden Dampfer nach, bis sich der Duft der Ferne wie ein flirrender Goldstaubschleier zwischen ihn und sie legte. Auch ihr hatte der Maiwind das Lied der Sänger zugetragen und jenes eine — einzige Wort. Und sie hatte sich erhoben und war den Tönen nachgegangen, weiter, immer weiter, bis sie knapp am Kiel stand. "Liebe — Liebe . . ." die ganze Luft hatte davon geklungen! Nicht anders, als hätt' es der Frühling selbst in die Welt hineingejubelt, in die

22

Welt, die ihm gehörte, solange sie jung war und schön. Warum wollte ihr der Klang nicht aus dem Ohr — das Wort nicht aus dem Sinn? Stand sie noch immer da und kam nicht los?

Der Wind nahm ihren blauen Reiseschleier und schlug ihn flatternd in das blasse Antlitz. Sie wollte danach greifen — da fiel ein Strauß weißer Rosen aus ihren Händen. Fast entsetzt starrte sie nieder, zuckte zusammen: die Rosen!

Und es war doch kaum eine Stunde her, daß sie als Braut aus der Kirche geschritten, denselben Strauß in Händen. Nun trat sie ihre Hochzeitsreise an. Wie seltsam ihr das vorkam, seit . . .

"Liebe . . . Liebe" schien es aus der Ferne zu ihr herüberzuklingen. Aus einer Ferne, die weiter wurde, immer weiter.

Sie fuhr herum, ließ einen raschen Blick durch die Reihen der Passagiere gehen — atmete auf. Nein, er kam noch nicht. Löste vielleicht eben die Karten oder kümmerte sich um das Gepäck oder gab irgendeine notwendige Depesche auf. Bis zum letzten Augenblick der tüchtige Geschäftsmann, der sich auch für die Liebe nicht mehr Zeit nahm, als ihm dafür gerade übrigblieb. Sie hätte sich ein anderes Ziel gewußt, als Südungarn und Rumänien. Aber — er hatte Geschäfte dort unten. "Geschäfte — Geschäfte — Geschäfte" . . . ging es ihr durch den Sinn. Nein, das war kein Wort, das sich singen ließ wie — wie jenes andere.

Sie preßte die Lippen aneinander, schob den Strauß mit der Fußspitze heran, eh' sie sich bückte, ihn aufzuheben. Dabei fielen ihr die Glückwünsche ein, mit denen man sie bis zum Wagen geleitet: der Vater, die Geschwister, die Stiefmutter, Tanten und Basen. Und sie hatte sie lächelnd entgegengenommen, diese Rosen in der Hand.

23

Kaum eine Stunde war es her.

Wieder nahm der Wind ihren Schleier, legte ihn über ihr Antlitz. Wie durch ein Stückchen Himmelsbläue sah sie dazwischen durch und über den Kai hinüber, mitten in die maiengrünen Wipfel des fernen Praters hinein.

"Liebe — Liebe!" sang es leis' an ihrem Ohr vorüber. Die Erinnerung!

Im Prater hatte sie ihn zum erstenmal gesehen; vor zwei Jahren. Er war der Leibfuchs ihres Bruders gewesen — blond, tannenschlank, wie der Lautenspieler am Kiel des Wachauerdampfers. Man hatte sich in einem Gasthaus getroffen, miteinander gegessen, gelacht, gescherzt. Als die fröhliche Jugend abends heimzog, hatte er ihr den Arm geboten und ernst und klug zu sprechen angefangen: von seinen Plänen, vom Leben, von der Natur. Plötzlich ein ganz anderer, als er ihr inmitten der fröhlichen Tafelrunde erschienen. Und doch so jung, jung wie sie selbst.

Ein sternenklarer Maienhimmel war über ihnen gestanden. Die Kastanienblüten dufteten heimlich in die Nacht hinein. Aus der Ferne klang die Musik. Verwehte Töne, die froh und traurig zugleich machten und etwas wie einen Zauber um die Worte spannen, die immer scheuer und immer leiser von den Lippen kamen. Obwohl es ganz unverfängliche Worte waren. Aber sie fanden ganz seltsam zueinander, diese Worte! Als hätten sie und er sie lange, lange bereit gehalten, ohne voneinander zu wissen, bis die Stunde kam. Und nun klangen sie in eins zusammen, wie fernher tönende Musik, fanden sich von selbst, wie die Glieder einer Kette, die sie für immer aneinander zu schmieden schien. Jugendzauber!

So süß und wehselig zugleich war ihr all ihr Lebtage nicht gewesen. Wie verhext ging sie während einer ganzen Woche

24

herum, und als sie ihn am Ende dieser Woche wiedersah, ließ er fühlen, daß ihm ein Gleiches geschehen.

Aber wie ritterlich die Art, in der er um sie warb! Wie fein und zart gestimmt diese ganze, vibrierende Männlichkeit. Wieder ging es in den Prater.

Auf einer entlegenen Wiese warfen sie sich ins Gras. Ihre jüngeren Geschwister begannen Blumen zu pflücken, wanden Kränze daraus.

"Einen für die Hermin', einen für den Hermann!" rief die Kleinste.

"Warum?"

"Weil sie die Schönsten sind!"

Und sie saßen wie zwei Gekrönte, während die Kleinen einen Reigen um sie schlangen.

"Nun müßt ihr euch die Hände geben!" scholl es aus dem Ringelreih'n.

"Warum?"

"Weil ihr Mann und Frau seid."

O Kindermund!

Die Kleine, die es rief, ahnte nichts, wußte noch von nichts und begriff doch in ihrer Art die ganze Schönheit und Gewalt des Lebens . . . sein innerstes und reinstes Gesetz: Die Jugend der Jugend!

Er aber hatte nach ihrer Hand gegriffen und sie lange, lange festgehalten, mit einem Druck, den sie hinnahm, wie in einem Versprechen.

Öfter und öfter sah'n sie sich nun. Eines Tages auch endlich allein. Da kam das Geständnis von seinen Lippen, trank er ihr in einem langen, langen Kuß ein zitterndes "Ja" von dem zuckenden Mund. Weil er es aufrichtig meinte, besprach er alles. Sie würde warten müssen. Zwei Jahre, vielleicht auch länger. Er war Techniker, stand im letzten Semester. Aber das Glück, in das er sie hineinheben

25

wollte, mußte erst geschmiedet werden, durch seine eigene Kraft. Er war arm.

Als sie damals heimging und wieder langsam zu sich selbst zurückfand, stand eines klar und deutlich vor ihrer Seele: "Schweigen!" Nicht ein Wort durfte sie daheim laut werden lassen, wenn sie ihr Glück behalten wollte.

Und sie schwieg.

Monate gingen hin, ohne daß die Ihren etwas merkten. Dann und wann konnten sie sich auch allein sehen, während die Tage noch lang waren und schön und der abendliche Dämmer blühender Gärten all der Liebe und Sehnsucht ein großes, sicheres Nest wurde, in dem sie weich und traumduselig versinken konnte.

Aber nun kam der Winter mit seinem Ungemach, seinen oft plötzlich daherstürmenden Wetterlaunen.

"Jetzt willst du fort?" staunte die Stiefmutter daheim. "Ja, warum denn auf einmal?" und machte große Augen.

Sie schützte eine notwendige Besorgung vor.

"Dafür hat man doch die Magd!"

Konnte sie sagen, daß er zur bestimmten Stunde an dieser oder jener Ecke auf sie warte? Frierend, sehnsüchtig.

"Bist du eine — Köchin?" hätte die Stiefmutter aufgelacht, kalt, fremd, wie es ihre Art war.

Und dann würde es losgehen: "Der? Das ist doch keine Partie! Und warten willst du auch noch? Wenn er dich zuletzt nur nimmt!"

Sie erschrak. Denn eigentlich waren es doch ihre eigenen Gedanken, die sie da hörte. Vater und Mutter wußten ja noch von nichts. Aber wie sie die beiden kannte . . .

Bald kam sie nur mehr über eine Brücke von Lügen zu ihm. Wie eine Magd, die sich scheu und heimlich wegstiehlt. Auf der Straße aber begann die Angst erst recht. Man konnte gesehen werden — erkannt werden, trotz der

26

Dunkelheit. Ihre Liebe war ja stark und groß genug, dies alles zu erleiden, aber — sie fühlte doch das Entwürdigende darin.

Und endlich wurde sie auch gesehen und erkannt: Von ihrem jüngsten Bruder, der die "Neuigkeit" unbarmherzig und brühwarm daheim aufsetzte. Bloß um einer Strafe für das eigene Zuspätkommen zu entgehen. Er hatte nicht schlecht gerechnet. Die Sensation war größer.

"Und gerade der!" schalt die Stiefmutter. "Der nichts ist, nichts hat, Gott weiß wann etwas wird!"

Sie war eine durchaus gute Frau. Nur ungemein nüchtern. Und diese Nüchternheit stellte sich nun wie eine große, kahle Wand zwischen die Liebenden und ihre Pläne.

"Er wird morgen kommen und um meine Hand bitten!"

"Schön, schön", lächelte der Vater überlegen. Er war über sein Verhalten im klaren.

"Nur keine Szene!" hatte seine Frau gesagt. "Die nüchternen Tatsachen! Wenn er ein Ehrenmann ist, wird er wissen, was er zu tun hat."

"So, so", sagte der Vater, als der Freier dasaß, und reichte ihm Papier und Bleistift. "Daß ich meiner Tochter nichts mitgeben kann, dürfte Ihnen bekannt sein. Da wird es Ihnen natürlich erscheinen, daß ich doch wissen möchte, wie Sie für mein Kind aufkommen wollen? Wär' ich bloß ihr Vormund, müßt' ich dieselbe Frage stellen."

Und der Freier saß da und starrte den Bleistift an und das große, leere, weiße Papier.

Zahlen konnte er nicht darauf setzen. Also versuchte er's mit Worten. Sprach von seiner Zukunft, seinen Plänen, dem Erfolg, mit dem er seine letzte Prüfung abgelegt, den Aufträgen, die nicht ausbleiben konnten.

"Das sind lauter Wechsel", lächelte der Vater. "Aber solche, die nur *Sie* einlösen können. Wenn es Ihnen

27

heut' oder morgen gelingt, gut. Bis dahin dürfen Sie dem Glück meines Kindes nicht im Weg stehen. Daß diese Heimlichkeiten aber ein Ende haben, dafür bürg' ich Ihnen!"

Und er hielt Wort.

Noch einmal, bevor man sie zu den Verwandten in die Provinz schickte, sah'n sie sich allein im Prater. Auch dieses letzte Glück hatte sie durch eine Lüge erkaufen müssen. Eine Tante, bei der sie sich angesagt, wartete umsonst auf ihren Abschiedsbesuch.

Wie sie aber nun zu den maigrünen Wipfeln des Praters hinübersah, lebte aller Schmerz und alle Glut und jedes Glück dieser letzten Stunde noch einmal in ihr auf. Als wäre sie eben von ihm geschieden, auf ihren Lippen seinen letzten Kuß. Den heißen, brennenden des Mannes, der all ihre Hingebung sah, ihre ganze Ohnmacht erkannte und sie doch unbefleckt aus seinen Armen gleiten ließ, weil er in ihr bis zuletzt das Weib geehrt hatte, für das er kämpfen wollte bis zuletzt.

Hand in Hand waren sie durch dick und dünn der Praterauen gegangen, wie die Kinder in einem Märchen. Als es Abend wurde, begann sie ihm leid zu tun. Er konnte ja nicht mit ihr geh'n, um sie vor den letzten Rohheiten der Ihren zu schützen. So mußte er selbst zur Heimkehr mahnen. Auf dem Wege dahin kamen sie auch durch die Straße, in der er wohnte. Das Haus . . .

Ihr Schritt verlangsamte sich, wie mit einem Ruck blieb sie stehen. Er mit ihr. Ein schneidendes Weh ging durch ihr Herz. Nicht dort, bei den Eltern, die ihr fremd geworden —

hier war ihr Heim. Seit sie als Kind in die schützenden Arme der Mutter geflüchtet, war kein Gefühl mehr mit solcher Macht über sie gekommen. Und er mußte es wohl in ihren Augen gelesen haben. Denn er

28

erblich, bis an die Lippen. Aber — er nahm ihre Hand und führte sie weiter.

"Für den hat er mich bewahrt", dachte sie verächtlich, als sie ihren Gatten über die Schiffstreppe emporkeuchen sah. Rot bis an die Haarwurzeln, schweißglänzend, mit einem stieren Ausdruck nach ihr suchend.

Ganz unmöglich erschien es ihr plötzlich, daß sie jemals mit diesem Mann in ein und derselben Stube hausen sollte.

"Ich hab' mir unsere Kajüte angeschaut", lächelte er bedeutsam. "Da wir bis Orsova nicht aussteigen, hab' ich die beste genommen."

Sie wandte sich ab, machte einen unwillkürlichen Schritt nach dem Landungssteg, über den ein letzter Packträger lief. "Achtung!" rief ein Matrose neben ihr. Er zog das Tau ein, das man ihm vom Ufer zugeworfen. Ein geller Pfiff. . . . Das Schiff begann zu schwanken, die Maschine zu stampfen.

Was wollte sie denn? Die Brücken waren doch abgebrochen, alle, alle. Auch die zu ihrem Traum hinüber.

Nur — so nah' konnte sie den andern noch nicht vertragen. Nicht so *nahe*!

Aber schon stand er wieder neben ihr, breit, unerschütterlich. "Du bist ja ganz blaß geworden, Hermine? Am Ende hast du doch Angst vor dem vielen Wasser?" Er lächelte, schob seinen Arm unter den ihren.

Ihre Lippen zogen sich trotzig empor: "Vor dem Wasser?"

"Na, na", lachte er breit. "Eine deiner Tanten hat mir doch erzählt, daß deine Mutter dich immer so krampfhaft vom Wasser ferne gehalten, mit einer fast abergläubischen Furcht. Nicht einmal schwimmen lernen durftest du!"

"Ich bin doch so oft mit dem Schiff gefahren", erwiderte sie. Aber leise, allmählich stockend. Wie jemand,

29

über den plötzlich wie aus weiter, weiter Ferne her ein Erinnern kommt, das zugleich ein jähes Erkennen wird.

Und während Ufer und Häuser und Bäume wie in einem Schaukeltanz zurückzuflihen begannen und der Mann an ihrer Seite etwas über die Anlage der Donaustadt sprach und den Wert ihrer Bauplätze, hatte sie ein Gesicht, das sie weit, weit in die Vergangenheit zurückführte.

Noch ein Kind, sah sie sich zu Füßen ihrer Mutter sitzen, auf dem kleinen Schemel, auf dem sie so gerne saß, und hörte, wie ihre Mutter sagte: "Ich war doch so unglücklich — so steinunglücklich damals, und so ganz allein! Niemand bei mir, dem ich *das* hätte sagen können. Und immer das Wasser vor mir. . . . Mit einem Male aber muß ich eingeschlafen sein und ist mir dieser Traum gekommen. Daß ich ins Wasser gesprungen bin, um nichts mehr zu seh'n und zu wissen. Aber wie ich im Untergeh'n bin, rauscht mir eine nackte Frau aus der Donau entgegen und legt mir ein kleines Mädel aus Herz und sagt: â€Nimm's zurück — ich hol' mir's wieder. Mit einem Schrei bin ich erwacht, ganz in Tränen. Neben mir steht mein Mann und sagt: â€Aber Marie, da einzuschlafen . . . in deinem Zustand! Komm doch lieber ins Schiff hinunter!' Vier Monate später ist die Hermin' auf die Welt gekommen."

Wort für Wort hört die junge Frau wieder, was einst wie ein halbes Märchen ihren Sinn beschäftigt, eine flüchtige Minute lang. Und bis heute hatte sie sich nicht mehr entsonnen, *wem* ihre Mutter diese Geschichte erzählt, über den Kopf ihres Kindes hinweg, das zu ihren Füßen spielte. Aber nun weiß sie es: Tante Helene war es — Tante Helene, die auch ihrem Gatten von dieser "abergläubischen Angst" gesprochen. Und noch etwas weiß sie plötzlich, fühlt es, wie man nur Selbsterlebtes nachempfinden kann: auch ihre Mutter ist

30

einmal so über diesen Strom dahingefahren, tiefunglücklich wie sie. An der Seite eines Mannes, den sie ohne Liebe genommen.

"Ich hab' eine Maibowle bestellt!" sagt jemand neben ihr. Wie aus einer weiten Ferne schlagen die Worte des Lebenden an ihr Ohr. Die Stimme einer Toten aber erzählt dicht an ihrem Ohr ein Märchen, so bang und traurig, wie es nur das Leben ersinnt. Und die blauen Donauwellen singen und tanzen und raunen.

"Sie haben doch Champagner dazu genommen?" hört sie den Gatten sagen.

"Berauschen will er mich", denkt sie. "Und mir dann die Kajüte zeigen." Wie mit kalten Schlangenringeln umwindet sie plötzlich der Ekel. "Fort!"

Aber die Brücken sind abgebrochen. . . .

"Du trinkst keine Bowle?" fragt ihr Gatte. "Schade."

Sie läßt ihn sitzen und trinken, wandelt wie in einem Traum das Deck entlang und spürt doch immer den hungrigen Blick des Mannes hinter sich, dem sie von heute an "gehört". Wie ein Stich sitzt er ihr im Rücken, dieser Blick, treibt sie vor sich her. . . . "Wohin?" denkt sie. Und plötzlich ist ihr, als müsse sie lachen. Ein irres, zerrissenes Lachen. . . . "In die Kajüte! . . . Wohin sonst. . . Sie ist ja schon gemietet."

Station um Station läuft der Dampfer an. Wie im Traum ziehen sie vorüber, mit ihnen die Stunden. Preßburg, Komorn, Gran.

Ab und zu erscheint ihr Gatte. Zwinkert ihr bedeutungsvoll zu. "Weißt du, wieviel Uhr es schon ist?"

"Bist du hungrig?" lächelt sie gedankenlos.

Da legt sich ein heißer Arm um ihren Leib. "Und wie!" zischelt er in ihr Ohr.

Ihr aber ist, als müsse sie sterben.

Wieder eine Station.

31

Wenn sie jetzt über die Landungsbrücke lifse. . . .

"Wohin?" fragt eine höhnische Stimme in ihr.

Ja, wenn sie es wüßte! Was ihre Seele auch beflügeln mag, die Füße sind wie angewurzelt.

An der Table d'hote spricht sie mit einer alten Dame über Kindererziehung. Bloß um mit ihm nicht reden zu müssen. Er aber ißt und trinkt und zwinkert ihr zu und lächelt in sich hinein. Mit einer Sicherheit, für die sie ihn töten könnte.

"Wir sind auf der Hochzeitsreise", erklärt er jedem, der es hören will.

Durch die runden Fenster des Speisesaales leuchten die blauen Donauwellen herein. Zuweilen hebt es sich wie eine weiße Hand aus all dem Blau — lockt, winkt. . . .

Sie kann den Blick nicht mehr davon loskriegen.

In Budapest wird eine ganze Musikkapelle an Bord genommen, Zigeuner! Der Primas trägt einen Frack und Handschuhe. Die anderen stecken in weiten, flatternden Gatyen, wie eben

aus der Puszta entwichen. Ohne erst lang herumzufragen, ob es den Reisenden recht ist oder nicht, setzen sie ihre Geigen unters Kinn und spielen.

Sehnsucht, Sehnsucht, Sehnsucht schreit aus jedem Ton, kommt wie ein barfüßiges Bettelkind aus der Heide gelaufen und sieht die Traurige an mit großen märchentiefen Augen. "Kann man die Liebe vergessen? Die Jugend verkaufen? Was hast du getan?"

Und plötzlich ist ihr, als müßte sie schreien nach dem anderen, obwohl sie weiß, daß er sie nicht hören kann, nie mehr erhöhen würde. "Was hast du getan?"

Die Geigen singen noch immer. Nun ist es wie ein Geschluchz, todtraurig, hoffnungslos. Dazwischen lacht etwas hinein — schrill, höhnisch. Die Selbstverachtung. Und die trostlose Melancholie der flachen Ufer, die sich rechts

32

und links auszubreiten beginnen, scheint auf die schwermütigen Rufe der Töne mit einem schwermütigen Nicken zu antworten. Der Wind stößt seufzend aus dem Schilf herüber. Aber die Zigeuner spielen weiter. Nun ist es ein Lied, das sie kennt.

*Traurig zieht dahin der Maros Flut —
Liebchen, komm zu mir, ich bin dir gut!
Darf nicht kommen, ach, muß einen andern frein,
Reist im Herbst die Traub', wird die Hochzeit sein!*

Wort um Wort fällt ihr ein. Sogar die Stunde, da sie dieses Lied selbst gesungen. Ein anderer war damals hinter ihr gestanden, und die Luft ihrer Stube hatte förmlich gebebt von dem Glück, das er bloß durch seine Nähe hereingetragen.

Heftiger und heftiger werden die Stöße, die der Wind aus dem Schilf herüberschickt. Ein bleiernes Grau beginnt das Firmament zu überziehen. Die Wasser verfärben sich. "Willst du nicht in die Kajüte?" fragt es neben ihr. Der Arm des Gatten legt sich um ihren Leib, versucht sie weiterzubringen.

Wie gestochen fährt sie zurück. "Laß mich!" Und ihre Augen dunkeln wie die Wasser. Er lächelt bloß. Sie gefällt ihm immer besser. Gerade so.

Aber der Sturm kommt näher und näher; will auch er sie in die Kajüte peitschen? Ihr Schleier flattert und knattert, der graue Reisemantel bläht sich. Ein Blitz zuckt auf . . . Plötzlich ein Schrei über das ganze Deck hin — der blauleuchtende Strahl ist knapp vor dem Schiff ins Wasser gefahren! In wilder Eile hasten die letzten Reisenden über die Schiffstreppe hinab. "Komm, komm", drängt auch ihr Gatte. Seine Angst ist fast noch größer als die Sorge um sie. Er eilt vor ihr her und merkt nicht einmal, daß sie trotzdem nicht von ihrem Platze weicht.

33

"Er hat das Souper *à part* bestellt", denkt sie, "in der Kajüte." Schon schattet die Nacht herein. . . . Mit einem Male ist ihr, als wisse sie alles, alles, was gescheh'n wird, wenn sie über die Treppe dort hinabgeht.

Das — Gemeine!

Und das wird sie dann umkrallen, ein ganzes Leben lang.

Unten spielen schon wieder die Zigeuner; nun laut, frech, herausfordernd . . . für die Kajüten!

Wenn er wieder heraufkäme? Eine tödliche Angst überfällt sie, peitscht sie dem Sturm entgegen, der vom Westen her kommt.

Dort steht eine große leuchtende Sonnenbank mitten im schwarzen Gewölk. Wien liegt dort und der Prater und —

Und er, den sie geliebt, hat vielleicht den traurigsten Tag seines Lebens dort!

Eine unsägliche Sehnsucht überkommt sie, die stärker ist und zwingender denn alles, was bisher ihrer Seele den Mut genommen. Ein wildes, irres, schreiendes Heimweh nach der Freiheit, nach der Liebe — und wär' es um den Preis des Todes.

Mit einem letzten Blick starrt sie zurück. Nur zwei Menschen noch an Deck: der Kapitän und der Steuermann. Sie sehen nach der entgegengesetzten Richtung, pflichtgebannt und regungslos.

Unter ihr schluchzen die Wasser.

Aber *dort* . . .

Schön und mächtig hebt sich eine Woge über all die anderen, gleitet heran wie im Schwung eines Liebes. Scheint zwei weiße Arme nach ihr zu strecken. Wie eine Mutter . . .

Sie haben schon so viele hinabgetragen, diese Arme. Sie werden auch ihr weicher sein als das Leben.

Wie in einem Traum gibt sie sich hin. . . .

Ein Schicksal.

War das noch eine Freude damals, ein Wiener Schulkind zu sein! Damals, in den siebziger Jahren . . .

Die Welt lag so hell. Alles roch nach Frühlingsluft. Und die Werkel erklangen straßauf — straßab; spielten Lanner und Strauß oder das letzte Lied, das ein Volkssänger draußen beim "Heurigen" in Schwang gebracht, und das nun seine Runde um dieses ganze, liebe, lachende Wien machte. Von allen, die vorübergingen, mitgepiffen oder wenigstens mitgesummt. Ein klingender Zeuge dessen, was man damals noch die Wiener Gemütlichkeit nannte. Die Sonne muß damals viel heller geleuchtet haben. Die Straßen viel blanker dagelegen sein. Ob die Menschen auch damals Sorgen hatten? Gewiß. Aber uns schienen alle nur anzulächeln. Wir hatten die Empfindung, daß sich jeden Tag ein neues Fest vorbereite. Von den Großen veranstaltet. Ganz geräuschlos und heimlich; wie eine wunderbare Weihnachtsbescherung. Und natürlich nur für uns. Bis eines Tages die Tore des Lebens aufspringen würden und wir alles seh'n durften und alles wissen. Auch das, was die anderen in ihrem verschwiegenen Lächeln herumtrugen. Was die Werkel sangen und das ganze lachende Wien um uns versprach. Dieses farbenrausch-taumelige Wien der siebziger Jahre. Bis dahin konnten wir warten und spielen. Und das taten wir auch.

Der schulfreie Tag von damals war der Donnerstag

35

und hatte man zu Mittag gegessen, dann ging es in den Prater. Buben und Mädels. Eine ganze bunte Schar. Was man mit roten Backen und klopfenden Herzen in den "Indianerbüchln" gelesen, wurde tief unten in der Kriean in kühne Taten umgesetzt. Wollte man aber aller Zivilisation Hohn sprechen, dann verlegte man den Schauplatz dieser Romantik in die Nähe von — Kagran. O, ihr weidenreichen "Hirschkäferauen" da drunten, ihr wogenden Saatfelder und du langhinziehender Damm! Was habt ihr alles gehört und geseh'n! Selbst Blut floß zuweilen. Und floß es auch nur meist aus der Nase, so war es doch ein tapfer verspritztes Blut. Am wohlsten freilich befanden sich die "Pratergelsen" dabei. Und wer nicht die Nagelspuren eines "Bleichgesichtes" im Antlitz trug, der konnte sich durch einiges Kratzen in die echtste "Nothaut" verwandeln. So satt tranken sich die kleinen Vampire dort unten an unserm Blut. Aber wie herrlich schlief man nach diesen Fahrten und Taten!

Von vielen, mit denen ich damals gespielt, ist mir nur der Name in Erinnerung geblieben. Einige seh' ich noch jetzt vor mir: frisch und lachend und rotbackig wie damals. Mit dem goldigen Blond, dem seidigen Schwarz ihrer flatternden Locken und Zöpfe. Darunter natürlich auch einige Buben, die leider keine langen Haare hatten. Und an deren Kopf die rachelustige Hand immer wieder "abglitschte". Denn sie hatten es auch hierin entschieden besser, die Buben! Ich weiß nicht, wie viele Furchen und Falten das Leben und sein Kampf nun in all diese Anlitze gegraben? Und ob auf manchem nicht schon die Erde liegt? Leuchtende Kinderantlitze, tauchen sie wie Seraphköpfe zuweilen aus dem grauen Gewölk des Alltags vor mir auf. Und aus jedem lacht mir wieder die — Kindheit entgegen.

36

Aus jedem? Nein. . . . Denn da ist ein schmales, langes, tiefbraunes Knabengesicht, mit großen, traurigen Judenaugen und langen, seltsam straffen Haaren, das so gar nichts "Kindliches" mehr an sich hat. Den "Zigeuner" nannten wir ihn. Und er war es auch. Wenigstens dem Blute nach, denn sein Vater fiedelte sich als Primas einer wandernden Kapelle durch die Welt. Und

seine Mutter . . . ja, da begann auch das Leben dieses armen Jungen romantisch zu werden. . . . Seine Mutter war eine Jüdin.

Losgerissen von den Ihren und ganz dem Schicksal eines Mannes hingegeben, der ihr zeitlebens ein Fremder blieb. Der "Sabbatleuchter" wurde noch immer in der dürftigen Stube angezündet. Freilich nur, wenn der "Vater" nicht daheim war. Aber wann war der jemals daheim? Die Unrast seines Stammes litt ihn nicht unter den Seßhaften. Nicht einmal bei Weib und Kind. Wenn er nun seine Fiedel bei sich hatte und mit den dunklen, verträumten Augen über die Fiedel hinwegsehen konnte, während die Saiten unter dem Bogen sangen und stöhnten — dann hatte er überall seine Heimat. In der dumpfen Stube aber, die von Schmutz und Elend starre, brannte still und feierlich unterdes der "Sabbatleuchter". Und ein blasses Weib saß dabei und sah mit brennenden Augen in die ferne Heimat seiner Seele. Bis es den Hunger vergaß, den es leiden mußte, um sich den Luxus dieses Lichtes zu gönnen.

Niemals sprach der kleine Rudolf von diesem Brauch seiner Mutter. Und nur zufällig war es geschehen, daß eines oder das andere von uns gerade zu jener Stunde seine Wohnung betreten hatte. Wer aber dann dieses Lichtes gedachte und der stillen, blassen Frau, die so voll todkranker Sehnsucht da hineingeschaut — der wunderte sich nicht mehr über die traurigen Augen unseres Gefährten. Auch sonst

37

hatte er allerlei an sich, was ihn fremd und sonderlich erscheinen ließ. Und die Lustigsten sah'n es gar nicht gern, wenn er mitgenommen wurde. "Der ist ja schon wie ein Alter!" pflegten sie zu sagen. Und als er wieder einmal so mit uns dahinzog — hager und langbeinig, die dünnen Arme knapp an die Hüften gepreßt, damit man seine geflickten Ärmel nicht sehe — die traurigen Augen wie mit einem stillen Vorwurf in die sonnige Ferne gerichtet, in die wir anderen singend und tollend hineinstürmten — da zupfte mich eine muntere Gefährtin plötzlich leise am Rock und fragte mit scheuer Flüsterstimme: "Hast du den Rudolf schon einmal lachen geseh'n?"

Und mit einem Male glaubten wir zu wissen, warum er schon "wie ein Alter" war. Denn lachen — nein, lachen hatte ihn noch keines von uns geseh'n. Zuweilen glitt es wohl auch über seine Züge hin — scheu, flüchtig. Ein Lächeln . . . Aber dann war es uns fast unangenehm. Denn dieses Lächeln hatte etwas Reifes, Überlegenes. Spott lag darin und doch auch wieder so viel Wehmut, daß wir ihm nicht böse sein konnten. Warum aber lief er dann immer wieder mit uns? Wenn es ihm so gar keinen Spaß machte? Da wir noch Kinder waren, dachten wir nicht allzuviel darüber nach. Er gehörte nun einmal zu uns. Punktum.

Das viele Sprechen war auch nicht seine Sache. Und erzählten die anderen von ihren Eltern, den häuslichen Spielen und Familienfesten und den bescheidenen Freuden eines glücklichen Heims — dann steckte er die Hände in die Hosentaschen, preßte die Lippen übereinander und sah noch einmal so verschlossen drein. "Ist das bei dir zu Haus auch so?" fragte ihn zuweilen dieser oder jener. Ganz unabsichtlich. Wie Kinder eben aus dem naiven Behagen der eigenen Seele herauschwatzen. Darauf gab er nie

38

eine Antwort. Lächelte bloß und sah vor sich hin. Oder pfiß leis' eines in den Abend hinein. So eine schwermütige Zigeunerweise, wie sie sein ferner Vater vielleicht im selben Augenblick spielte — irgendwo in der Welt. Die Klage der Heimatlosen. . . .

Einmal aber ging auch ihm die Seele über. Und nie werd' ich diesen Abend vergessen. Wir hatten uns wieder einmal müde getollt in der Krieau und kehrten nun langsam heim. Schwül, aber sternenklar hing die Nacht über uns. Da und dort schossen leuchtende Sternschnuppen zum

Rand des Horizonts. Aus unendlichen Fernen kommend, in unendliche Tiefen versinkend, daß es auch uns ganz feierlich zumute ward.

"Die vielen Sternschnuppen!" sprach einer der Jungen leise. Wir blieben steh'n — sah'n empor — schwiegen. Aus der Ferne scholl die Pratermusik herüber und das Getöse der Buden, in denen, "Wurstl" gebot. Um uns jedoch war plötzlich das ganze Schweigen der Nacht; geheimnisvoll und göttlich. Als hätte sich über uns eine goldene Pforte des Weltraumes aufgetan — leise, ganz leise. Und Urweltschauer wehten uns daraus an und der göttliche Atem schweigender Unendlichkeiten. Und mitten in diese Stille hinein sprach der "Zigeuner" plötzlich leise: "Das ist der Laurenzistrom."

"Was ist das?" fragten wir erstaunt. Denn keines von uns wußte mit dieser Erklärung etwas anzufangen. Und nun begann der blasse Junge mit einem Male zu erzählen. Von dem Himmel und seinen Wundern, den Sternen und ihren Bahnen, von Kometen und Meteoren und den geheimnisvollen Nebeln der Milchstraße, hinter denen die Unendlichkeit immer wieder mit neuen Welten schwanger geht. Von den Sternschnuppen erzählte er uns. Die Sternbilder zeigte er und nannte sie mit Namen. Und all die

39

tausend Gestirne, die bisher bloß wie goldene Nüsse für uns da droben gehangen, wurden plötzlich so und so viele Augen, aus denen die Unendlichkeit auf uns herabsah. Auf uns und unser kleines, nichtiges Treiben.

*Gott der Herr hat sie gezählet,
Daß ihm auch nicht eines fehlet —*

Das sangen wir so in der Schule. Gedankenlos, wie man eben in der Schule vor sich hinsingt. Und viel mehr hatten wir bis heute auch nicht gewußt von "denen da droben". Nun tat einer unter uns den Mund auf und brachte sie uns näher, immer näher. Erst mit ihrem Namen, dann mit ihrer Bahn. So daß wir sie förmlich einherrollen sahen. . . . Sich begleitend, einander ausweichend, mit unheimlicher Geschwindigkeit im Weltraum dahinsausend. Der und jener vielleicht bewohnt, wie unsere Erde. Andere eine große, stille Leiche in all dem Werden und Wandeln ringsum. Wie der Mond, der über der Donau dort eben so voll und leuchtend emporstieg. . . .

"Ein toter Stern?" forschte eines von uns. Ganz leise, wie angeschauert von all den Geheimnissen, die vor uns plötzlich zu leben begannen.

"Weil er keine Atmosphäre mehr hat!" erwiderte unser Gefährte ruhig. "Also auch kein Wasser und keine Pflanzen."

Keine Atmosphäre! Wir wagten kaum mehr zu atmen. Unser Kamerad aber stand da: das blasse Antlitz noch immer dem sternbesäten Himmel zugewandt. Die dunklen Augen von einem feuchten Schimmer verklärt, als wären sie plötzlich selbst zwei Sterne geworden. In den sonst so verschlossenen Zügen eine Milde und Weichheit, als hätte diese irrende Zigeunerseele mit einemmal ihre Heimat gefunden: diese ganze funkelnde Welt dort oben.

40

"Aber die Sonne steht fest, nicht wahr?" Das rief einer, der noch ein bißchen mehr wußte als wir andern.

Und ohne das Haupt zu bewegen erwiderte Rudolf: "Die Sonne bewegt sich mit ihrem ganzen System scheinbar langsam, aber stetig, dem Sternbild des Herkules entgegen."

"Das ist nicht wahr!" kam es fast gereizt zurück.

Der "Zigeuner" lächelte. So klug und überlegen, als hätte er diese Frage vorausgesehen. "Warum soll das nicht wahr sein?"

"Weil dann auch unsere Erde mitmuß. Und wenn der â€˜Herkules' so stark ist, daß er selbst die Sonne an sich reißt --"

"Ja, dann fallen auch eines Tages wir hinein", lachte Rudolf. Lachte wirklich. Zum erstenmal.

"Auch wir!" ging es leise von Mund zu Mund. Dann wieder tiefes atemloses Schweigen. "Da möcht' ich nicht leben!" flüsterte ein kleines Mädchen erschauernd. Dann zogen wir weiter, rasch, wortkarg. Mit keinem Laut mehr in die sonnige Fröhlichkeit des Tages zurückfindend. Zu groß und mächtig war, was plötzlich über unsere kleinen Herzen gekommen.

"Wo hast du denn das alles her?" fragte mein Bruder den "Zigeuner", als wir vor unserem Hause Abschied nahmen.

"Gott . . .", es klang fast ungeduldig. "Aus den Büchern."

"Und die Bücher?"

"Die hab' ich mir gekauft!"

"Du?!"

Eine dunkle Blutwelle stieg in die bräunlich-blassen Wangen. "Warum nicht?" klang es selbstbewußt zurück. "Sogar einen Tubus hab' ich. Er ist zwar vom Trödler. Aber den Mond bringt er mir so nahe . . ."

41

"Einen Tubus?" staunten wir ungläubig.

Der arme Junge sah uns eine Weile an: stumm, lächelnd. Offenbar machte es ihm Spaß, uns so zu verblüffen.

"Ist ja gar nicht wahr!" lachte mein Bruder auf.

Da glitten die dunklen Augen wieder langsam zur Erde. Und während sich ein herber Zug um die jungen Lippen legte, sprach er fest und ruhig: "Wenn man zwei Jahre kein Nachtmahl ißt, kann man sich sehr vieles kaufen!"

"Zwei Jahre kein Nachtmahl?" Der blasse Junge war schon längst um die Ecke, als wir noch immer ganz sprachlos dastanden . . . Zwei Jahre kein Nachtmahl . . . Wenn der "Zigeuner" vor unseren Augen einen wirklichen Indianer erschlagen hätte, es wär' uns bei weitem nicht so gewaltig erschienen wie dieses zweijährige Fasten. Und weil es uns als echtes und rechtes Heldenstück vorkam, wußten es gar bald auch all die anderen. Natürlich wurde es nur unter dem "Siegel der Verschwiegenheit" mitgeteilt. Aber von jenem Tag an befahl die Mamas all derer, die es wußten, ein wahres Einladungsieber. Und bald gab es keinen Tag in der Woche, an dem der blasse Sterngucker nicht irgendwo nachtmahlen mußte. Als jedoch die erste Woche herum war, begann der arme Junge langsam zu begreifen. Und stolz, wie er war, tief innerlich stolz und schamhaft, lehnte er jede weitere Einladung ab. Mit einem leisen, scheuen Erröten und dem Bemerkten, daß gerade um dieses Zeit die Sterne am besten zu sehen wären. Und wir mußten auch das glauben. Denn endlich . . . was verstanden wir davon.

Und eines Tages kam er überhaupt nicht mehr in die Schule. Sein Vater war in irgendeinem Winkel Ungarns schwer erkrankt und rief die Seinen zu sich. Und die Mutter mußte fast alles verkaufen, was sie besaßen, um

42

mit den vielen Kindern so weit zu kommen und noch einige Gulden für den Arzt aufzubringen. So vergingen Jahre, lange Jahre, in denen aus den Kindern Erwachsene wurden und die Erinnerungen an jene Spiel- und Wandertage nur mehr wie goldige Wölkchen aufleuchteten — ferner und immer ferner, bis sie langsam versanken. . . .

Da erhielt mein Bruder eines Tages einen Brief. Einen dicken Brief aus irgendeinem überseeischen Hafen, um den wir uns bisher nie gekümmert hatten, der uns kaum mehr von den "Fingerreisen" über den "großen Stiler" her bekannt war. Wem konnte es einfallen, von dort an uns zu schreiben? Wo wir auch keine Seele kannten — nicht den entferntesten Verwandten seßhaft wußten? So war die Neugierde eine gar große und die Hand, die den Brief öffnete, so ungestüm, daß der Riß mitten durch die seltene Marke hindurchging. Aber endlich wußten wir's doch, von wem der Brief kam. Auch wenn es nicht noch immer dieselbe ungelenke Steilschrift gewesen wäre, die dem "Zigeuener" in der Schule so oft vorgehalten wurde. Er schrieb uns von dort her . . . der Verschollene. Und er schrieb. . . .

"Denkst du noch zuweilen an mich, lieber Freund? Aber wie könnte ich darauf rechnen? Sind doch fast zehn Jahre dahin, daß wir uns zuletzt geseh'n. Und seitdem ist dir vielleicht sogar mein Name fremd geworden — so fremd, wie mir noch immer die Berge erscheinen, die hier auf unsere Zelte herniederschauen — die Menschen, deren Laute ich höre . . . die Interessen, für die ich mein Blut und mein Leben verkauft habe. Ich bin in die 'Fremdenlegion' getreten und kämpfe für Frankreich in Tonking. Das ist auch ein Ende, nicht wahr? Das Ende eines — Sternguckers! Lache darüber, wenn du kannst. Ich tu' es schon längst. Warum auch nicht? Da mir doch alles fehlgeschlagen, was ich auch anfangen mochte. Meine Armut

43

und eine gewisse Weltfremdheit waren mir überall im Wege. Vielleicht auch mein — Aussehen. Doch ich will dich damit nicht behelligen.

Satt zu essen hab' ich. Auch jeden Tag mein — Nachtmahl. Wir rücken jetzt langsam gegen Lang-son vor. Wenn es uns gelingt, die Stadt zu besetzen, ist ein großer Schritt vorwärts getan. Und wirklich etwas erreicht, woran ich dann auch mein Teil haben werde. Ich komm' also nicht als Bettler zu dir. Denn ob auch der Tod in unsere Schüsseln guckt — sie sind doch immer voll, diese Schüsseln. Nur — schlafen kann ich nicht. Und wenn ich dann die Nacht durch so leige . . . auf der fremden Erde — unter Fremden, von denen kaum zwanzig meine Sprache sprechen . . . wenn die fremden Sterne auf mich niederschau'n und das Geheul der wilden Tiere aus den Urwäldern herübergellt — dann kommt es oft so über mich . . . schlimmer als der Tod, den ich ja erwarte, und der mich nur erlösen kann: das Gefühl dieser ungeheuren Einsamkeit und der Erinnerung dessen, was ich einstens geträumt und gewollt. So, als wär' ich selbst jetzt irgendein verlorener Stern, weit, weit da draußen im Weltraum. Und die ganze Welt fände keine Antwort mehr für mich. Und so hab' ich denn eine Bitte: schick' mir ein paar wissenschaftliche Bücher aus der Heimat. Neue Werke über Astronomie. Und das eine, einzige, das ich mir bis jetzt nicht schaffen konnte: Secchis Buch über die 'Sonne'. Ist das zuviel verlangt? Du magst es entscheiden. Dein Rudolf."

Und wir sandten ihm Secchis Werk und noch manches andere, das seinem ungestillten Willensdurst hundert neue Quellen öffnen konnte. Und dann warteten wir, warteten. Und lasen recht fleißig die überseeischen Depeschen, die von "dorthier" kamen. So interessant war uns plötzlich dieses Tonking geworden.

44

"Die Franzosen haben am 12. Februar Lang-son besetzt", meldeten eines Tages die Blätter. . . . "Nach sechsständigem, blutigem Kampfe."

Ob auch er diese großen Stunden erlebt — er, an den wir dachten?

Da kam, nach vielen Wochen, wieder ein Brief von dort drüben. Von fremder Hand adressiert, gezeichnet: de Négrier. Er meldete uns, daß unser Gespieler bei Tujenkwang schwer verwundet worden sei. "Nach langem heldenmütigen Kampf seines Regiments." Und dann —

gestorben. "Die Bücher, die Sie ihm sandten, werden Ihnen seinerzeit durch den französischen Konsul zugemittelt werden", hieß es weiter. "Auf ausdrücklichen Wunsch des Sterbenden, der noch im Lazarett eine Krankenschwester mit der Ausführung dieses Auftrages betraut."

Ob er noch dazugekommen, das schöne Buch über die "Sonne" zu lesen? Nun lag er ferne von ihr — tief, tief unten. Und auch die Sterne hatten ihm nichts mehr zu sagen. . . .

Herbstsonne.

Der fahle Goldglanz der Herbstes lag über den Wäldern. Überall dasselbe Geleucht, vom rötlichbraunen Purpur bis zum schwefeligen Gelb sich tönend. . . . Die ganze traurige Buntheit des Todes. Aber die Luft war durchsichtig wie ein Kristall, Nähe und Ferne lagen scharf und klar umrandet: das wellige Auf und Ab der buchenbestandenen Vorberge und hinter ihnen, schroff und jäh ansteigend, die nackten Zinken des Hochgebirges.

Auch in dem alten Schloßpark begannen die Blätter zu gilben. Nur die Taxushecken standen steingrün und zeilengerade da, wie zum Schutze der verwitterten Barockfiguren, denen die ernsten Alpengipfel so fremd und verwundert über die nackten Schultern sahen.

Lila Astern und violette Verbenen schoben sich auf dem Parterre zu einem großen Stern zusammen. In der Mitte des Sternes sprudelte eine Fontäne, und der Wind, der ihre funkelnden Tropfen mit unsichtbaren Händen über den Kies hinstreute, kam raschelnd über die welken Blätter der Platanen hergelaufen, die da und dort zwischen Wegen und Beeten lagen.

"Wie laut man hier alles hört!" sagte die alte Dame, die an der Seite des Schloßherrn langsam einer Bank zuwandelte. Und sie setzte die Brille auf und sah fast betroffen um sich, zuletzt wie fragend in das Antlitz des Bruders.

46

"So still ist es hier immer!" kam es gleichgültig zurück. Ihr Blick ruhte noch immer auf seinem Antlitz. "Daß du dich so gar nicht fortsehnst!" sprach sie endlich leise. "Den Sommer über ist es ja recht angenehm hier, und du weißt, wie gern ich komme. Aber wenn der Wind so langsam alles kahl zu fegen beginnt . . . mich friert oft für dich, wenn ich herausdenke."

Er gab keine Antwort. Als sie sich aber niederließen, legte er das Tuch, das er bisher auf dem Arm getragen, sorgsam um die Schultern der Schwester, und während er eine Zeitung aus der Rocktasche holte, meinte er lächelnd: "Da hast du dein liebes Wien!"

"Vergiß nicht, daß ich in Wien jung gewesen bin!" erwiderte sie mit einem leichten Seufzer.

Sein Blick irrte nach einer Douglas-Tanne, die hoch und einsam aus der Mitte eines Beetes wuchs. "Und als ich herauskam", sprach er müde, "hab' ich die Tanne dort gepflanzt. So lange bin ich da. Vergiß das nicht, liebe Maria!"

Sie zog das Tuch wie fröstelnd um sich. "So lange!"

"Darüber ist es Herbst geworden", fuhr er fort, und seine Hand strich bedeutungsvoll über das eigene Haupt hin. "Bald wird es Winter. Wenn du das bedenkst, wirst du alles begreifen."

"Ich wollte dir nicht wehtun."

"Aber!" wehrte er ab. "Und nun knitter' dir die Zeitung zurecht, damit du ja ganz *au fait* bleibst!"

"Und du?"

"Ja, glaubst du, daß ich nicht auch meine Sensationen habe?" Und während sein Blick einem schmalen Pfad folgte, der sich langsam an dem nächsten Vorberg emporwand, sprach er ruhig: "Heute Nacht wird der Sulzbachbauer sterben."

47

"Woher weißt du das?"

"Wenn Seine Hochwürden, der Herr Pfarrer, selbst so hoch steigen. . . ."

"Richtig, dort geht er."

"So hab' auch ich meine Neuigkeiten."

"Dieses ewige Einerlei!" klagte die Schwester.

"Ihr *glaubt* nur, daß Ihr mehr habt", gab er ernst zurück. "Das macht der Lärm. Aber ich will dich nicht länger stören."

Der sonore Schlag der zweiten Mittagsstunde dröhnte vom Kirchturm herüber. Eine ganze Weile blieb es still. Da und dort nur raschelte ein Blatt zur Erde, und das eintönige Geplätscher der Fontäne schien die tiefe Stille noch fühlbarer zu machen.

Unterdes lief der Blick der alten Dame Zeile um Zeile entlang mit dem Ausdruck einer Gewissenhaftigkeit, die für den stummen Beobachter fast etwas Komisches hatte.

"Hof- und Personalnachrichten", dachte der Bruder. Aber er verstand es so gut; alles immer mehr, je älter er wurde, je weiter er sah. Als ginge auch über seine Seele das Licht der Herbstsonne hin, die alles so klar, so nahe, so bloß zeigte. Übrigens — und seine Hand legte sich langsam vor die dunklen Augen. Hatte es nicht eine Zeit gegeben, da auch er so feierlich dasitzen konnte, mit ernster Miene dieselbe Rubrik ablesend? Zuletzt den Titel "Verleihungen und Ernennungen" und "Aus dem Armee-Verordnungsblatte". Er, einer der schneidigsten und hoffnungsvollsten jungen Kavaliere, der Graf von Maynwartshausen!

Lang, lang war's her. Doch wenn er so zurückdachte, wie nahe noch immer alles schien, wie unheimlich nahe! Trotz des Gleitfluges der Jahre und Jahrzehnte.

Und saß er heute nicht sogar auf derselben Stelle?

48

Ganz wie damals, vor nahezu dreißig Jahren? Auch damals die Hand vor die Augen gepreßt, um nicht den Frühling zu sehen, der ringsum blühte und ihm so wehtat, so doppelt weh, weil er nie mehr wieder für ihn blühen konnte.

Der Tag, an dem er die Douglas-Tanne gepflanzt, um seine blutigen Hände in der Erde der Heimat reinzubaden. Die Douglas-Tanne, die ihn fortan erinnern sollte an diesen einen, bittersten Tag seines Lebens.

Wenn er nun die Hände vom Antlitz nahm, brauchte er keinen Frühling mehr zu fürchten. Der Herbst stand vor ihm und sah ihn durch und durch mit den kalten, klaren, unbarmherzigen Augen.

Ein leiser Ruf der Schwester riß ihn empor. Ihre Hand sank auf seinen Arm, hielt ihn fest. "Weißt du, wer gestorben ist?"

"Es sterben so viele, die mit uns jung gewesen."

Sie reichte ihm die Zeitung. "Hier . . ."

Er nahm das Blatt, las. Gespannt, fast ängstlich hing der treue Schwesterblick an seinem Antlitz. Aber keine Miene zuckte darin — starr, undurchdringlich, wie sie es seit Jahren kannte, blieb Zug um Zug in dem bleichen Gesicht. Endlich lehnte er sich zurück: "Nun ja, warum sollte nicht auch sie endlich sterben?"

"Und das — das sagst du so?" Zögernd, fast staunend kam es über die Lippen der Schwester.

"Was hast du denn erwartet?"

Sie griff aufs neue nach seiner Hand, hielt sie fest, mit warmem, treuem Druck. "Du warst doch immer so verschlossen, Konrad! Hast mit keinem Worte mehr daran gerührt, all die lange, lange Zeit her. Selbst das, was du zuvor von der Douglas-Tanne sagtest, hab' ich als Abwehr gedeutet. Aber nun seh' ich, daß du es hinter dir

49

hast. Ganz, ganz, endlich!" Wie ein Jubel brach es aus der alten Stimme.

Sein Blick ging von ihr zu der Douglas-Tanne, von der Tanne nach den ragenden Höhen, die so ernst und feierlich im weißen Glanz der Herbstsonne dastanden. Ein Zucken irrte um seine Lippen. "Glaubst du nicht, daß es doch etwas anderes gewesen sein könnte?" sprach er endlich in das Schweigen hinein. "Während der ersten Jahre, freilich . . . du darfst es mir glauben: wenn der andere *mich* niedergeschossen hätte, es wär' ein leichterer Tod gewesen als dieses — dieses Leben. Aber", er machte eine gleichsam wegweisende Handbewegung, "*das* bin ich losgeworden."

Ihre Augen strahlten förmlich vor Glück. Um das "andere" mochte sie nicht fragen. Es konnte der Schmerz um die verlorene Jugend sein, um die zerstörte Karriere. Genug, daß es nicht mehr die Trauer um eine Unwürdige war.

"Und was sagst du zu diesem Nekrolog? â€˜Die Wohltäterin der Armen' . . . â€˜Frau Charitas in Person' . . . â€˜Reiner, lauterer, hoheitsvoller Charakter'." Sie lachte das vornehmleise, aber nicht weniger wegwerfende Lachen der Aristokratin.

"Ihresgleichen endet doch gewöhnlich so", gab er ruhig zurück. "Und ich habe ja immer geschwiegen und ihr noch den Gefallen erwiesen, den anderen stumm zu machen. Aber" — er legte die Hand vors Antlitz — "Lassen wir's!"

"Ein bißchen willst du jetzt doch allein sein", sagte die Schwester weich. "Nur", — sie beugte sich über ihn und drückte einen zarten Kuß auf seine Stirne — "du weißt nicht, wie froh ich bin, daß diese Last von deiner Seele gefallen ist." Und leise, fast unhörbar schritt sie hinweg.

50

Die Hand vor den Augen, blieb er zurück, mit ihm alles, was ihm das Leben einst schwer gemacht. Zwei Tote lagen vor ihm — ein dritter blieb zurück, wenn er auch noch lebte und herumging. Denn tot war er ja doch, der Graf Maynwartshausen, wie er da saß: Ohne Amt, ohne Zweck und Ziel und Sinn; einer, der selbst aus der Reihe des Lebens getreten war. Wofür?

Ein pikantes Profil schob sich vor sein Antlitz, von dunklen, schweren Flechten umrahmt. Zwei blau-grüne Augen funkelten ihn an — Meerweibaugen! Ein ganzes Jahr lang hatten ihn diese Augen verfolgt, Tag und Nacht, so tapfer er auch standgehalten. Man sprach nicht gerade gut von ihrer Familie, und niemand wußte so recht zu sagen, wie es den Ihren gelungen war, in diese Kreise zu dringen. Aber sie hielt sich darin fest, und wenn auch nur ein "von" vor ihrem Namen stand — das übrige tat ihr Wesen: diese bestrickende und doch zugleich bescheidene Anmut, vornehm gehaltene Schönheit, bis zuletzt bewahrte Pose der Unschuld und Hoheit.

So erlag er endlich, trotz aller Vernunftgründe, die er gegen die eigene Leidenschaft zu Feld führte, und der Tag, da sie zum erstenmal in seinen Armen lag, hob ihn zur Höhe einer Seligkeit empor, der fortan jedes Maß fehlte und jede Überlegung.

Aus diesem Rausch wuchs sein Verhängnis empor.

Dabei machte sie so gar nicht den Eindruck, als hätte sie nach ihm "geangelt". Sie selbst bat ihn, die Verlobung eine Weile geheim zu halten. Auch ihre Eltern müßten erst vorbereitet werden, nicht bloß die seinen. Er stutzte, aber freilich . . . der ganz Reiche war er nicht, den man sich vielleicht in ihrer Familie erwartete! So schwieg er, doppelt überzeugt von ihrer Liebe.

Ein zweites Antlitz taucht vor ihm empor; nicht blaß

51

und verzerrt und blutbefleckt, wie er zuletzt gesehen — jung, blühend, übermütig, mit zwei großen, strahlenden Knabenaugen unter der blanken Stirn: der andere!

"Ich lebe so gerne!" hatte er ihm einmal gesagt, "aus dem vollen Tag heraus, in die Nacht hinein; selbst auf meine Träume freu' ich mich wie ein Kind. Nichts und niemand würde mir dafür steh'n, dieses Hochgefühl zu verlieren."

Freilich, er war reich, sehr reich. Dabei ein Diplomat, dem eine glänzende Zukunft offenstand. Und auch er geriet in die Tiefen jener Meerweibaugen.

Eine Weile ließ Konrad ihn gewähren; machte bloß den stummen Beobachter in dem koketten Spiel. Zuletzt aber erschien es ihm doch, daß der Elan dieses Freiwerbers in keinem Verhältnis zu den Avancen stand, die ihm wurden. Auch die Beteuerungen der Geliebten ließen es ihn glauben. So fühlte er sich endlich als den Beleidigten.

Nach einem Ritt, den sie gemeinsam in den Prater unternommen, stellte er ihn zur Rede. Der andere lachte ihm ins Gesicht: "Aber, erlauben Sie, warum denn nicht?"

"Weil sie meine Braut ist!" schrie Konrad außer sich.

Die braunen Knabenaugen starrten ihn fast ungläubig an, eine ganze, lange Weile. "Ihre Braut — so? Pardon. . . . Aber, wissen Sie, *dann* tun Sie mir leid."

"Warum?"

"Weil Sie da noch einige andere zur Rede stellen müssen, die sich die Dame auch in Reserve zu halten scheint."

"Sie sind ein --"

Das Wort war gefallen. Tags darauf standen sie sich mit den Pistolen gegenüber.

Die Sekundanten hatten sich auf einen gleichzeitigen

52

Kugelwechsel geeinigt. Noch einmal sah Konrad die braunen Augen auf sich gerichtet. . . . Aber — er wollte nicht schonen. Er glaubte, es nicht zu dürfen — ihr zuliebe.

Nur . . . Als der andere auf dem frühlinggrünen Rasen der stillen Praterau vor ihm lag und der dünne rote Faden von seiner Stirn niederrieselte, langsam, wie zögernd — gab es ihm einen Ruck. Und wieder hörte er die Stimme des Niedergebrochenen: "Ich lebe so gern!" Nur daß sie wie aus einer weiten, weiten Ferne jetzt zu ihm herkam und alles erschauern machte in ihm. "Ich lebe so gern!" Er war der einzige Sohn seiner Mutter gewesen. Mit ihm erlosch ein ganzes Geschlecht, das erlaucht und makellos gewesen durch Jahrhunderte.

Dann fielen die letzten Schleier.

Als er der Geliebten die vollzogene Tat melden wollte, hieß es, sie sei leidend. Am nächsten Tag war die ganze Familie "verreist". Der Diener gab ihm eine Adresse für eventuelle Briefe — aber nicht einer wurde beantwortet. Endlich erhielt er ein Schreiben aus Nizza. Als er es erbrach, fand sich eine — Verlobungsanzeige darin. Siene heimliche Braut war die offizielle Verlobte eines der reichsten österreichischen Geldmänner geworden.

Wie ein Toller schlug er sich vor die Stirne. Mit *dem* hatte sie ja auch ihr Spiel gehabt! Nur daß es dem Grafen von Maynwartshausen nie in den Sinn gekommen wäre, *diesen* Nebenbuhler ernst zu nehmen, verlobt und häßlich, wie er war. Nun wählte sie ihn doch. Den Dritten "in der Reserve".

Lustig, wie? O, so lustig, daß er lachte und wieder lachte, bis es ihm vor der eigenen Stimme zu grauen begann. Der Ermordete aber stand Nacht für Nacht vor seiner Seele, im Wachen, im Traum. Und Nacht für

53

Nacht hörte er die fröhliche Stimme von einst: "Ich lebe so gern!"

Endlich barg er sich in der Heimat; verkroch sich förmlich, so gut, als er nun konnte. Wurde zuletzt ein toter Mann für alle, die ihn einmal geliebt, die einmal etwas von ihm erwartet. Selbst sein Name verscholl in der Welt, die nur von Namen klingt. Und die Jahre kamen und gingen und wurden Jahrzehnte, und eines Tages stand er selbst mitten im Herbst. Weggefegt das letzte Blatt vom Baum der Jugend, kahl, kahl alles und alles, eine einzige, nüchterne Klarheit.

Die großen Lügen des Lebens aber lagen am Boden vor ihm — welke Blätter, und wie ein Schauer fuhr es über sie her.

Seine Hand sinkt vom Antlitz — groß und tief sieht er der Natur ins Auge — so groß und tief und ernst, wie sie ihm hier seit Jahrzehnten ins Auge sieht. Und was er nie jemandem sagen würde, was sein Stolz selbst dem Herzen der eigenen Schwester vorenthält — hier spricht er es nun traurig in die Stille hinein, die ihn seit Jahrzehnten umfängt und begräbt.

"Armer, armer Kerl!"

Es ist die Reue, die ihm kalt und hart ins Antlitz sieht, wie dort die Sonne des Herbstes.

Die blaue Schleife, die erste Liebe und letzte Ohrfeige. Eine Nachdenkliche Geschichte.

Das ist nun lange, lange her, und die es erlebt, hat nie gerne davon gesprochen. Denn sie hatte einmal ganz andere Vorstellungen von den Menschen und der Liebe und der Würde ihrer eigenen kleinen Persönlichkeit. Der Rahmen, durch den sie damals die Welt betrachtete, war natürlich eitel Gold und hatte heroische Maße, wenn auch nur ein kleiner fürwitziger Backfisch darin stand. Die Liebe und die Treue aber waren ihrer Meinung nach "ewig". Ob es sich nun um die Freundschaft handelte, die man in den muffigen Korridoren der alten Schule zwischen Butterbrot und Schinkensemmeln einander zuschwor — oder um jenes große, große Geheimnis, von dem "man" noch nichts wissen durfte, ob auch die ahnungsvollen Backfischseelen es schon mit allen Sinnen witterten, wie die jungen Knospen den Frühling, dem sie entgegenblühen.

Sie aber meinte damals noch mehr davon zu wissen. Wenn sie ihr Geheimnis auch im tiefsten Herzen verschloß und nicht einmal ihrer besten Freundin davon erzählte. Ja, nicht einmal der Steiger Mariedl!

Denn — sie liebte, sie selbst! Und wie ein Wunder trug sie es mit sich; wie etwas, das so schön, so köstlich, so einzig war, daß man es nur in tiefster Heimlichkeit begucken durfte. Ganz allein und in süßer Beschämung. Aber diese

55

Beschämung hatte zugleich einen prickelnden Reiz. Denn "Er" war ja ihr Lehrer und ging ebenso ahnungslos an ihrem Geheimnis vorüber wie der Schuldiener und der Katechet und die Steiger Mariedl und alle anderen.

Wie es gekommen, wußte sie freilich selbst nicht recht. Er war nicht mehr sehr jung und hatte eine Nase, in die es "hineinregnete", wie ihre Kameradinnen sagten. Aber das wollte sie nicht gelten lassen. So wenig sie jemals in das heimliche Gekicher über seinen Namen einstimimte.

"Karl Sonderlich."

Es war kein gewöhnlicher Name, daß mußte sie zugeben. Und wenn sie über sein Wesen nachdachte, begriff sie recht wohl, warum die ganze Klasse ihn den "Herrn Absonderlich" nannte. Er konnte zuweilen so verträumt über sein Buch hinwegsehen . . . so seltsam zwischen zwei nichtige Sätze hineinlächeln. Und ja — noch etwas konnte er zuweilen: ganz unglaublich grob sein!

Wenn sie das alles in ihrem Innersten bedachte, erschien es ihr manchmal wohl etwas seltsam, daß gerade er sich in ihr Herz gestohlen hatte. Wo so viele junge Lehrer einander die Tür der Schulstube in die Hand gaben. Aber — es war nun einmal geschehen, und wie es war, war sie glücklich. Was brauchte es mehr?

Wie das heute oder morgen enden sollte, darüber freilich hatte sie sich noch keine Gedanken gemacht. Einstweilen schien ihr, daß es überhaupt nie enden könne.

Waren sie doch so herrlich, diese sieben Stunden der Woche, die in seinem Namen einhergingen: Mathematik, Geometrie, Gesangs- und Turnunterricht. Nicht, daß sie die Fächer an sich liebte. Die Mathematik hatte ihr schon heiße Tränen entlockt, und von den Figuren, die Herr Sonderlich während der Geometriestunde an die große Tafel kreierte, behielt sie meistens nur die Umrisse seiner Hand

56

im Gedächtnis. Wie interessant aber sah er aus, wenn er den schwarzen Zigeunerkopf über die Geige neigte und dazu leise lächelte! Das war die Stunde, in der sie auch der einzige, freundliche

Blick traf, zu dem sein versonnener Ernst sich manchmal vergaß. Sie hatte eine schöne Stimme, und galt es, ein Lied recht klar und rein vorzusingen, dann rief er immer sie heraus.

Wie einen Hohn des Schicksals empfand sie es deshalb, daß sich die Turnstunde sogleich an die Gesangsstunde reihte. Das "Weitspringen" war entschieden nicht ihre Sache. Zudem war es eine ganz eigene Scham, die sie zurückhielt, gerade hierin vor ihm ihr Bestes zu tun. Wenn ihre Kameradinnen mit fliegenden Röcken und langnachbaumelnden Zöpfen vom Sprungbrett auf der Matratze landeten, kam ihr das immer so unsäglich albern und kindisch vor. "Eins — zwei — drei": Unlauf, Sprung, Kniebeuge. Er aber stand mit unterschlagenen Armen dabei und sah zu.

"Ich werde noch einmal fallen", dachte sie. "Bloß, weil er zuschaut! Ganz gewiß werd' ich fallen."

Und so geschah es.

Er sprang hinzu, riß sie empor. "Warum schauen Sie denn immer mich an, wenn Sie springen? Bin ich das Brett?"

Er war grob genug.

Und doch . . . Eine Flut von Seligkeit schien von der Hand, die sie emporhob, auf sie hinüberzuströmen.

Wie seltsam glücklich dieser Mensch machen konnte, selbst wenn er grob war!

Aber war das überhaupt Grobheit? Sie verneinte es entschieden. Männlichkeit war es, Charakter — Er! Wenn ihr jüngerer Bruder daheim in der tatzigen Rüpelhaftigkeit seiner Flegeljahre sie zuweilen mit einem solchen Griff emporriß — hatte sie da jemals dieses Gefühl der Seligkeit durchschauert? Auch diesmal zeigte ihr Handgelenk die

57

Spuren des Griffes. Aber es wäre ihr nicht eingefallen, damit zu Mama zu laufen, wie sonst. Fast zärtlich streichelte sie darüber hin und natürlich ganz heimlich. Wie köstlich weh das tat!

Am nächsten Vormittag hatte Herr Sonderlich die Geometriestunde. Mit allem Eifer bereitete sie sich vor, um ihm eine Freude zu machen. Sie wußte, daß sie "drankam", und studierte und berechnete den Kreis und seinen Durchmesser und alle Linien, die ihn berühren oder schneiden konnten, als hinge ihr Seelenheil davon ab. Selbst in der "Viertelpause" gab sie das Buch nicht aus der Hand — aß zwischen Tangenten und Sekanten ihr Butterbrot und wußte zuletzt kaum, ob es mit Schinken belegt war oder mit einem "Segment"!

Da fiel ein Schatten auf ihr Buch. . . . "Du Nelly, weißt du's schon?"

"Was?" fragte sie ärgerlich. Am liebsten wäre sie weitergegangen. Aber der Steiger Mariedl mußte sie wohl einen Augenblick standhalten.

"Der Herr Absonderlich heiratet!"

Sie sah empor, als hätte sie nicht gehört — fühlte, wie das Buch ihren Händen entglitt — hörte wie aus weiter Ferne den klatschenden Ton, mit dem es auf den Kehlheimerplatten des Korridors aufschlug.

"Das ist nicht wahr!" stieß sie heftig hervor.

"Meiner Seel", kam es ebenso rasch zurück. "Sonntag sind sie ein für allemal verkündigt worden, und heute abends ist die Hochzeit. Die Fräul'n Lackner heiratet er."

Über Nellys Antlitz lief ein plötzliches Geleucht'. "Aber geh', was du nicht alles weißt! Die Lackner? Die hat doch schon graue Haare und Runzeln und ist wenigstens so alt wie er selbst."

"Dann frag' den Schuldiener", kam es gekränkt zurück.

"Der hat es seiner Frau erzählt, wie sie mir die Buttersemmel gestrichen hat. Komm, wir geh'n miteinander."

In atemloser Hast sprangen beide treppab. Da stand der Wackere eben vor der Glocke, um die Stunde einzuläuten, ganz Würde und Amtsmiene.

Nelly hätte kein Wort hervorgebracht. Aber Mariedl war dreist.

"Bitt' schön, wann ist die Hochzeit vom Herrn Sonderlich?"

"Heute abends halb sechs, in der Pfarrkirche", schnarrte Herr Richtinger, und dann schellte er, so laut, so heftig und eindringlich, als hätte sie auch die Schulbimmel plötzlich in eine Hochzeitsglocke verwandelt.

"Der Sonderlich und die Lackner. . . Die Lackner und der Sonderlich. Heute, heute, heute!"

Wort für Wort glaubte Nelly zu hören, bis auch ihr wehes Herz nur mehr von diesen Worten gellte. All ihr braves Wissen aber war mit einem Male wie zerronnen, und in ratloser Verzweiflung starrte sie auf den höhnischen Fettfleck, den ihre Geometrie plötzlich gerade an der Stelle wies, die von den "Sekanten" handelte.

Als sie mit klopfenden Herzen wieder vor der Tür der Schulstube standen, kam ihnen Sonderlich entgegen. Wie ein Pfeil flog Nelly in ihre Bank hinein, blieb aufrecht stehen, bis der Lehrer Platz genommen hatte. Dann stützte sie den Arm auf das Pult und legte die Hand an die Stirne. Aber es war unmöglich, auch nur ein Wort festzuhalten. Die Buchstaben tanzten vor ihren Augen, in ihren Ohren rauschte es. "Der Sonderlich und die Lackner, die Lackner und der Sonderlich . . . ein für allemal verkündet." Und heute war die Hochzeit!

Wie man wohl dreinsah, wenn man Hochzeit machte? Wie er dreinsah? So fest hatte sie sich vorgenommen, ihn

59

"nie mehr anzusehen", auf irgendeine Weise wenigstens ihre Verachtung zu zeigen.

Aber es mußte wohl stärker sein als sie. Und zwischen den gespreizten Fingern hindurch stahl sich ihr Blick nach dem dunklen Zigeunerkopf, der sich ahnungslos über den Katalog beugte, während in der Klasse ein verstohlenes Gezischel von Mund zu Mund ging. Die Neugier!

Ja, das war er, noch immer — wenigstens bis halb sechs. Und würde es dann nie wieder sein — nie, nie mehr.

Sie konnte es nicht fassen.

Wieder glitt ihr Blick in das Buch zurück — es begann in ihren Ohren zu sausen. Ob er noch die Gesangsstunde von drei bis vier abhalten würde? Die Gesangsstund! Sie seufzte leise auf. Wie hatte sie sich sonst Woche um Woche auf diese Stunde gefreut. Und wenn sein verträumter Blick über die Geige dann zufällig auch zu ihr gefunden hatte und einen Ton lang in den dunklen Kinderaugen ruhte — wie süß und seltsam schön war das immer gewesen! Nun würde es auch damit zu Ende sein und schon vor halb sechs. Ganz gewiß sogar. Auf seinem Platz aber würde der alte Schuldirektor stehen und mit ungeduldigem Gezappel die Fiedel streichen und dazu krähen wie ein Pudel, dem die Musik auf die Nerven geht.

Hatte da jemand gesprochen? Wie ein Ruf war es an ihrem Ohr vorübergegangen. Nun ja, die Stunde begann.

Plötzlich bekam sie einen Puff. Es war die Hand der Steiger Mariedl. "Was willst du denn?" zischte sie gereizt zurück.

"Aufgerufen bist!"

Sie schnellte empor — fühlte errötend den erstaunten Blick des Lehrers an sich abgleiten — hörte das leise Gekicher der amüsierten Klasse. Das auch noch!

60

"Nun, wird's?" rief Herr Sonderlich. Jetzt erst merkte sie, daß er schon vor der Tafel stand, die Kreide in der Hand. Geometriestunde! Rot bis an die Schläfen trat sie aus der Bank, stieg die Treppe empor, starrte die Tafel an und fand, daß sie noch niemals so schwarz gewesen. Ja, es war doch noch lang bis halb sechs.

"Zeichnen Sie uns einen Kreis!" befahl Herr Sonderlich.

Mit zitternder Hand nahm sie die Kreide entgegen. Warum die dummen Mädeln hinter ihr noch immer kicherten? Sie wußten doch nichts.

"Ruhe!" schrie Herr Sonderlich. Dann wandte er sich zu ihr.

"Dieser Kreis hat ja einen Schüttelfrost!"

Sie biß sich in die Lippen, griff nach dem Schwamm, suchte die verzitterte Linie besser abzurunden.

"Na — meinetwegen", sagte Herr Sonderlich herablassend. "Und nun zeichnen Sie uns eine Sekante."

Mit der ganzen Todesverachtung ihrer Verwirrung zog Nelly einen Strich — aufs Geratewohl.

Wieder begann es hinter ihr zu kichern.

"Das ist ja eine Tangente!" rief Herr Sonderlich unwillig. "Eine Sekante hab' ich gesagt."

Sie wandte sich um, starrte mit einem hilflosen Blick in die Klasse hinein. Die Steiger Mariedl pflegte ihr in ähnlichen Fällen immer mit einer Art Zeichensprache zu Hilfe zu kommen. Auch diesmal bemühte sie sich, so gut es ging. Nelly sah, daß sie die zwei ersten Finger der linken Hand zu einem Ring schloß und mit der rechten senkrecht darüber hinstrich.

Aber natürlich, das war es! Fest und sicher setzte sie die Kreide an.

"Hab' ich ein Segment verlangt?" brach Herr Sonderlich los. Seine Brauen zuckten, die dunklen Augen funkelten

61

sie an. Wenn es einmal so weit war, konnte er sehr unangenehm werden.

"Sagen Sie mir also, was eine Sekante ist?"

So genau hatte Nelly es zu wissen geglaubt; wußte noch die Stelle im Buche, die davon handelte, und daß an dieser Stelle nun für immer ein breiter, höhnischer Fettfleck saß. Der Fleck, den ihre Buttersemmel hineingezeichnet, als sie ihr mit dem Buche zugleich aus der Hand geglitten war. Sie sah das Buch, sah den Fleck und die Semmel, hatte das Gefühl, daß es wie eine plötzliche Erleuchtung über sie käme. Nur jetzt nicht zaghaft sein, um Gottes willen! Und schon sprudelte sie los:

"Die Lackner ist eine Linie . . ."

Die Klasse wieherte förmlich auf. "Geh'n Sie hinein!" schrie Herr Sonderlich sie an.

Als sie wieder auf ihrem Platz saß, brach sie in Tränen aus und weinte, weinte, als müsse sie alle Linien, die den Kreis berühren oder durchschneiden, auf einmal aus der Welt schwimmen mit ihren Tränen.

O ja, sie hatte es kommen gesehen, daß es der unglücklichste Tag ihres Lebens werden würde. Und was konnte nicht noch alles geschehen bis halb sechs!

Längst stand eine andere an ihrer Stelle vor der Tafel, und als Nelly einen Augenblick den tränenfeuchten Blick hob, sah sie, daß die Hand der Stadelbauer genau dieselbe Linie an die Tafel gekreidet, die der Fettfleck in ihrem Buche ein für allemal bezeichnete. Und sie hatte es

gewußt, hatte es sagen wollen. Da war dieses mörderische Gewieher losgebrochen. Bloß, weil sie sich versprochen hatte.

Aber — hatte sie sich wirklich nur versprochen? Ihr war, sie könne überhaupt nichts mehr denken als das eine. Und noch etwas war fatal dabei: Herrn Sonderlichs Braut war nicht nur schon grau, sie war auch mager, fast dürr.

62

"Die Lackner ist eine Linie --."

Vor der ganzen Klasse hatte sie das gesagt. Nun war es für immer aus.

Wie zerschlagen kam sie heim. Mama hatte sich erkältet und lag zu Bett. Papa kam erst spät aus dem Amt. Es war ihr heute gerade recht, daß sie mit dem ahnungslosen Bruder allein bei Tische saß. Der dachte doch nur an seine Indianerbüchel und an den Prater und an die Hirschkäer in den Auen um Kagran.

Je näher aber die Stunde kam, die ihr den heimlich Geliebten für immer entreißen sollte, desto seltsamer und elender wurde ihr zumute. Diese Lackner! War es denn bloß möglich? Wenn man graue Haare hatte und seine dreißig Jahre wenigstens? Aber, wer weiß! Vielleicht waren es doch gerade diese Jahre, die so interessant machten. Was half es ihr, daß sie so blütenjung war? "Er" hatte doch immer an ihr vorübergesehen. Für ihn war sie nie mehr gewesen als ein Fratz, der ihn so und so oftmal erbost hatte. Das wußte sie nun. Und noch eines empfand sie plötzlich — empfand es fast mit einer Art Schreck: den ganzen Haß ihres Geschlechtes gegen die glückliche Nebenbuhlerin.

Kaum, daß sie einige Bissen hinunterwürgte. Ein Zustand, der ihren immer hungrigen Bruder erst staunen machte, dann aber mit einer geradezu rührenden Zärtlichkeit erfüllte. Kam ihr Teil nun doch fast ganz auf ihn. Seine Liebblingsspeise dazu.

"Ob sie ein weißes Kleid tragen wird?" sann Nelly zwischen Suppe und Rindfleisch. "Und einen Kranz?" Und mit stillem Neid erwog sie, daß der schimmernde Brautstaat auch die Lackner schön machen werde. Für die grauen Schläfenhaare aber hatte sie den Schleier.

"Und ich?" dachte Nelly. "Mit meinem grauen Schulkleid werd' ich in der Gesangsstunde vor ihm sitzen, wenn

63

er kommt!" Ja, es war unsäglich bitter, sich so von allen Seiten geschlagen zu sehen. Noch dazu von einer, die dreißig Jahre alt war.

Hatte sie denn gar nichts, um sich wenigstens etwas hübscher zu machen?

Da kam die Mehlspeise. Es waren bayerische Dampfnudeln, die Liebblingsspeise ihres Bruders. Mit Verachtung ließ Nelly sie vorübergehen. Überhaupt, dieses Essen! Wie dumm und glücklich mußte man sein, um es sich so schmecken zu lassen! Auch damit war es nun aus für sie. Und wenn das schon vor halb sechs so war, wie würde es erst nachher werden.

Sie trat vor den Spiegel, sah mit stiller Verachtung an sich herab. Grau, grau und die Augen rot und geschwollen. So leicht hatte sie es der Lackner gemacht!

Plötzlich fuhr es wie ein Blitz durch den kleinen Kopf. Mama hatte zwei so schöne, himmelblaue Schleifen, wie man sie damals gerade trug. Eine für den Hals, die andere für den Kopf. Himmelblaue Seide und weiße Blondes. Und Mama lag zu Bett.

Wie eine Katze schlich sie in das Schlafzimmer; strich eine Weile um die Mutter herum. Aber Mama hatte Kopfschmerzen und wünschte Ruhe. Das war ihr gerade recht.

Hinter dem Bett stand die gelbe Biedermeierkommode. In der obersten Lade lagen die blauen Schleifen. Wenn man die Lade gleichmäßig anzog, ging sie auf wie Öl. Da war sie schon, die blaue Schleife!

"Nur die Halsschleife nehm' ich!" dachte Nelly. Sie hätte nicht gewußt, wie die andere anbringen. Aber die *mußte* sie haben. Die Schleife in der Hand, schlich sie hinaus. Mama schlief bereits.

Vor dem großen Spiegel im Salon steckte sie dann die Schleife fest. Sie war zwar etwas lang, aber Nelly fand, daß sie ganz reizend sitze.

64

Und reizend wollte sie ja sein — wenigstens heute. . . .

Wie in einem Fieber ging die erste Stunde an ihr vorüber. Schönschreiben! Da brauchte man wenigstens keine Aufmerksamkeit heucheln. Man zog die Striche, wie sie vorgeschrieben waren, und ließ seine Gedanken nebenherlaufen. Und welche Gedanken! So also war es, wenn man "unglücklich" liebte, so. . . . Nelly fand, es sei eine ganz abscheuliche Sache.

Endlich läutete der Schuldiener die Stunde aus. Nach ein paar Minuten mußte es sich zeigen, wer hereinkam. Der alte Direktor mit seiner verärgerten Stimme oder er, der ihr fürs Leben wehgetan? Etwas in ihr glühte und fröstelte zugleich. Aber — es war nicht mehr bloß die Erwartung. Es war auch die Eitelkeit. Wenn er sie hier nicht sah — in der Kirche würde er wohl keinen Blick mehr haben für die blaue Schleife.

Da wurde die Tür aufgerissen — weit, hastig, rascher als sonst. Er war es. Bis zuletzt der Mann der eisernen Pflicht. Ein staunendes "Ah" lief durch die Klasse. Herr Sonderlich trug schon den Hochzeitsfrack! Der schwarze Zigeunerkopf war vom Friseur zurecht gemacht und sah noch einmal so interessant aus. Dazu die Geige. . . .

"Noch einmal", dachte Nelly mit einem wehmütigen Blick. . . . "Zum letztenmal."

Als das bedeutungsvolle Backfischgekicher noch immer kein Ende nehmen wollte, schlug Herr Sonderlich mit dem Fiedelbogen auf das Pult. Und nun erst sah Nelly, wie ernst er dreinschaute. Ernst und verdrossen. War es die Amtspflicht oder --? Sie wußte nicht, warum ihr mit einem Male fast leicht zumut wurde.

Dann begannen die hellen Mädchenstimmen aufzusteigen. Herr Sonderlich aber stand da wie sonst, die braune Wange an die Geige gelehnt und ließ den Bogen über die Saiten

65

gehen, während seine Augen wie in eine weite, weite Ferne hineinstarrten — groß und ernst und --?

"Ist es Trauer oder Sehnsucht?" dachte Nelly. War es, was es war — für ihre blaue Schleife hatte er noch keinen Blick gehabt.

Es war eine Wiederholungsstunde. So und so viele Lieder wurden noch einmal durchgenommen. Endlich kam man zu dem letzten.

*"Am Brunnen vor dem Tore,
Da steht ein Lindenbaum --"*

In der vergangenen Stunde hatte schon alles geklappt — Takt und Ausdruck. Heut' aber war die Klasse entsetzlich zerstreut und die vorletzte Strophe fast nicht mehr anzuhören. Das mußte endlich selbst Herrn Sonderlich auffallen. So nachsichtig und versonnen er auch heute war.

"Aber!" Er klopft ab. Dann ließ er den Blick durch die Runde geh'n. "Wer traut sich, diese Strophe vorzusingen, wie sie gesungen sein soll?"

Gerade ihm gegenüber hob sich eine kleine, braune Hand.

"Also?"

Nun sah er sie endlich an — sie und die blaue Schleife!

Groß, erwartungsvoll, mit dem ernstesten, versonnenen Blick, den sie zuerst an ihm geliebt.

Und sie?

O ja! Diese Strophe würde sie singen können, sie fühlte es. Gerade diese. . . .

*"Die kalten Winde bliesen
Mir g'rad ins Angesicht —
Der Hut flog mir vom Kopfe —
Ich wendete mich nicht --!"*

Hatte sie falsch gesungen, oder --? Sie wußte es nicht. Seine Hand ließ plötzlich den Bogen sinken. Das dunkle Auge ruhte eine Weile mit dem Ausdruck wehmütiger Nachdenklichkeit

66

auf ihr. Dann kehrte er sich jäh ab. Und während er das Notenheft zuklappte, sprach er fast barsch: "Das war sehr gut. Aber für heute lassen wir's sein."

Und auch er sah nicht mehr zurück, als er an all der Jugend vorüberging. . . .

Rasch leerte sich die Klasse. So früh es noch war, alle wollten schon jetzt in die Kirche. Auch Nelly hatte sich's fest vorgenommen. Nun schien es ihr auf einmal so gar nicht interessant. Warum? Sie hätte keine Antwort dafür gewußt. Aber in ihrem Innersten empfand sie fast eine Angst vor dem, was nun geschehen würde. Gar keinen Schmerz mehr — nur eine dumpfe, verschämte Angst.

Nachdenklich schritt sie die Treppe hinab. Vor ihr ging der Direktor mit einem anderen Lehrer. Durch das geöffnete Tor sah man Herrn Sonderlich, der eben in einen Wagen stieg.

"Armer Kerl", lachte der Kollege hinter ihm. "Muß er richtig dran glauben!"

"Ja", brummte der verärgerte Baß des Direktors. "Wegen der einen schwachen Stunde!"

Dann bogen die Herren nach dem Konferenzzimmer ab.

Wie erstarrt blieb Nelly hinter ihnen stehen. "Wegen der einen schwachen Stunde?!" summte es in ihr nach. Was hatte der Direktor damit gemeint? Sie wußte sich so gar nichts dabei zu denken. Nur eines fühlte sie, daß es wahrscheinlich auch Herrn Sonderlich heute um halb sechs nicht sehr wohl ums Herz sein würde. So wenig als ihr selbst.

Aber was es mit dieser schwachen Stunde auf sich hatte, das wollte sie so rasch als möglich erfahren.

Fast atemlos kam sie daheim an und lief geradenwegs an Mamas Bett.

"Mama, bitte, warum muß man daran glauben, wenn man eine schwache Stunde hat?"

67

Mama, die mit einer Schale Lindenblütentee aufrecht im Bette saß, sah ihr Töchterchen erstaunt an — so befremdet und erstaunt, daß es Nelly plötzlich angst und bang wurde. So groß und rund waren Mamas Augen! Und mit einem Male hob sie die Hand und — "Wie kommst du denn zu meiner Schleife?" Dann klatschte es.

Die Schleife! Ach, die hatte sie vergessen. So ganz und gar vergessen über all ihrem Schmerz, in all ihrer Neugierde.

Und als sie weinend und tief beschämt nach ihrer Stube schlich, glaubte sie mit einem Male genau zu wissen, was eine schwache Stunde war. Wenn es ihr auch niemand erklärt hatte.

Mondscheinsonate.

Der Meister trat ans Fenster und sah in den Abend hinaus. Es war immer dasselbe Bild um diese Stunde; in der Ferne die blaß verdämmernden Konturen des Kahlenberges, in der Tiefe das Glacis mit dem Gerassel schweren Fuhrwerks und dem Gejohl der Straßenjungen, die an den grasbewachsenen Böschungen der Bastei unermüdlich auf und nieder kletterten . . . oben der selige Schwarm der Müßiggänger, die sorglos plaudernd durch den schönen Spätherbstabend dahinzogen und das Nichtstun genossen, wie es nur der Wiener genießen kann. Die Fernen lagen klar, das wolkenlose Blau des Himmels leuchtete noch vom Widerschein der frühen Abendröte. Leise, ganz leise begann die Dämmerung ihre grauen Fäden in das Licht des Tages zu spinnen.

Es war die Stunde, die der Meister liebte, da er sich allem am nächsten fühlte: die Vergangenheit und die Zukunft, während die Gegenwart lautlos vor ihm versank, wie verschlungen von den unendlichen Fernen, aus denen ihm seine Töne erklangen, wie hinweggetrunken von der geheimnisvollen Dämmerung, der die Dämonen seiner Träume entstiegen. Seine Stube mußte dunkel bleiben um diese Stunde. Sowie aber draußen der erste Stern aufglänzte, trat er an seinen Flügel und gab dem Himmel zurück, was er von seinem Gott empfangen.

Wie oft hatte er nicht an diesem Fenster gestanden um

69

dieselbe Stunde . . . in jenen Jahren, in denen nicht nur die Bilder des Lebens, sondern auch seine Töne noch zu Beethovens Seele fanden. Wie die Stimmen einer Sinfonie hatte er all diese verfliegenden Rufe in sich gesogen, in dieses Gewirr hüpfender Laute und summender Worte hinabgelauscht, aus der Kadenz eines jäh aufwirbelnden Lachens oft das Motiv eines launigen Scherzos geholt; oder dem weichen Alt einer Frauenstimme nachgeträumt wie einem fernherklingenden Adagio. Selbst aus dem Gerassel und Gerumpel der Lastwagen hörte er noch die Untertöne der gewaltigen Lebenssinfonie, die seine Seele anrief. Dieses brausende, tönende Chaos, das von Beethoven verstanden sein wollte und von Beethoven erlöst.

Das war nun vorbei.

Stumm, geräuschlos, wie ein Schattenspiel flutete der laute Strom da unten an ihm vorüber — hatte keine Stimme mehr für ihn und keinen Ruf. Nicht plötzlich war das gekommen, aber doch rasch genug, um ihn für lange Jahre unglücklich zu machen. Damals war es, daß er sich Tag für Tag an dieses Fenster stellte und in dummer Verzweiflung erlauschen wollte, was er nicht mehr erlauschen konnte. Daß er die Stimme des Lebens ferner und ferner verhallen hörte, bis sie sich in dem Abgrund der ungeheuren Stille verkroch, die ihn seither umlauerte. Jahre und Jahre hatte er dawider gekämpft, seinem Schicksal gegrollt, darunter gelitten. Bis er sich eines Tages bewußt wurde, daß die Töne, die seiner Seele das Leben gaben, gerade über diese ungeheure Stille daherkamen, immer lauter, immer gewaltiger, ein Sturm, der unbeirrt dahinrasen mußte wie Gott am ersten Tage der Schöpfung.

Seitdem war er ruhiger geworden. Und kam der Abend, trat er gerne an dieses Fenster und sah hinab auf den Lärm, mit dem er nichts mehr zu tun hatte. Schon flackerten

70

unten die Öllämpchen in den Laternen auf. Der Kahlenberg war in ein violettetes Dunkel zurückgesunken. Dünner und dünner wurde der Strom der Müßiggänger. Und wie der Meister nun von dem alten Hause auf der Löbl-Bastei nach rechts sah, zitterte ihm ein blasser Silberstreif entgegen und rieselte wie ein blaues Bächlein an seinen Füßen hinab. Es war der Mond, der dort drüben emporstieg.

Der Meister trat an seinen Flügel.

Wie in die eigene Seele hinabhorchend, neigte er eine Weile das Haupt. Die langen Haare glitten ihm langsam über die Stirn, die Finger tasteten wie im Traum um sich. Er hörte die Töne, die er noch nicht gegriffen, und in seiner starren Pupille glomm ein Licht auf, das etwas von dem magischen Glanz des Mondes hatte, der voll und klar auf den spielenden Händen ruhte und hin und her glitt mit ihnen, daß es war, als ließen sie geisterhafte Lichtspuren hinter sich. Der Meister schloß die Augen und warf den Kopf zurück. Aber seine Hände spielten weiter. Wie im Traum schien er die Wogen des klingenden Ozeans zu verteilen — des Ozeans, dem er gebot.

Plötzlich fuhr er herum. Hatte jemand die Tür geöffnet? Er hörte ja nicht, wenn jemand eintrat, blieb jedem Anruf stumm. Und doch war ihm so . . . Ein feuchtkalter Zug hatte seine Stirn gestreift. Die Gardinen an den Fenstern blähten sich auf und sanken wieder in ihre Falten zurück . . . Der schauernde Spätherbst hatte ihn angehaucht, und wie von welken Blättern roch es plötzlich um ihn; wie von vielen, vielen welken Blättern, wenn der Tod darüber hingehet und sie tiefer und tiefer stampft, bis sie riechen wie die Erde . . . naß und modrig.

Wo hatte er dies schon einmal so nahe gefühlt? Er schüttelte sich, atmete auf, stierte in das Dunkel, das zwischen

71

ihm und der Tür lag. Da — er täuschte sich nicht! Langsam, schrittweise kam eine graue Gestalt auf ihn zu. Es war ein Weib.

Der Meister erhob sich, und ein forschender Blick streifte die Nahende; nicht eben freundlich. Obwohl sein Groll mehr den Mägden galt, die ihm eine Fremde hereingelassen, um diese Stunde — trotz seines Verbots.

"Sie wünschen?" fragte er und trat so nah' als möglich an die Fremde heran. Er war sich bewußt, daß man sehr laut und aus nächster Nähe auf ihn einreden mußte, wenn er nur ein Wort verstehen sollte. Ob er es auch schon längst gelernt hatte, mehr auf die Mienen eines Antlitzes und auf die Bewegungen der Lippen zu achten, als auf den Fall der Silben, die nur ab und zu sein Gehör erreichten.

Aber die Fremde regte sich nicht. Was wollte sie von ihm? Wie sie da im Dunkel stand — unbeweglich und doch scheinbar einer einzigen Empfindung voll . . . wer konnte es sein? Wieder trat er zurück, machte eine Bewegung nach der Glocke hin, wollte schellen, daß man Licht bringe, und wollte es auch nicht, denn er sagte sich, daß der unwillkommene Besuch vielleicht um so rascher wieder zur Tür hinausfinde. Als er aber von ihr wegtrat und sich, noch unschlüssig, ihr fragend wieder zukehrte, tastete das Mondlicht wie mit zitternden Fingern plötzlich über ihr Antlitz hin. Und während sie mit einem einzigen Schritt den Raum nahm, der sie noch von ihm trennte, stammelte sie aufschluchzend: "Beethoven!"

Ihm war, als hätte er diesmal gehört. Aber vielleicht betrog ihn sein Ohr. Denn sein Auge hatte die Bleiche nun erkannt — voll und ganz. Und so entsann sich auch seine Seele plötzlich des Klanges, mit dem sein Name einst von diesen Lippen gefallen. Und er trat zurück — weiter, immer weiter, bis er ganz im Dunkel stand.

72

Doch nicht die Dunkelheit war es, was sie mit einem Male festhielt. Nur der Blick, der sie gestreift — dieser Funke des Erkennens, der wie aus einer unendlichen Tiefe aufgeleuchtet und wieder versunken war wie in eine unendliche Tiefe. Gleich einer Nacht quoll es aus den weitgeöffneten Augen empor, legte sich zwischen sie und ihn — bannend, trennend, daß sie es förmlich fühlte. Und aus dieser Nacht klang es kalt und wie von weit, weit her: "Sie!" Hätte der Herbstwind, der draußen durch die Straßen schauerte, plötzlich eine Stimme bekommen, so hätte er zu ihr reden müssen!

Doch sie wagte auch den Schritt in dieses Dunkel hinein. Wieder falteten sich ihre Hände — eine rasche Bewegung, und plötzlich lag sie vor ihm auf den Knien.

Der Meister stand unbeweglich. Sah auf sie herab, an ihr herunter und zuletzt nach dem Fenster, durch das der spätherbstliche Hauch kam, der auch sie so erschauern machte. Nun wußte er plötzlich, was sein feucht-modriger Hauch ihm erzählte, woran er ihn gemahnen wollte. Entsann sich der Stunde, da ihm diese Empfindung schon einmal so nahe gewesen. Damals ein einziger Schmerz — eine Demütigung, unter der sein Herz sich krümmte und wand. Eine Sehnsucht, wild, krank, übermenschlich . . . in eine Nacht hineingeschrien wie diese; vom Herbsthauch angeschauert wie von Atem des Todes. Um ihn die Einsamkeit der sterbenden Natur. Über ihm der Mond wie ein einziger, lachender Hohn! In seiner Seele, immer wiederkehrend, ein Motiv, das seine Sehnsucht einst einer Heißgeliebten entgegengesungen und das nicht weichen wollte aus seinem Gehör — gerade in jener Nacht. Als säng' es der Wahnsinn! Bis er sich die Ohren zugehalten und gewünscht hatte, taub zu sein. Taub bis in die Seele hinein.

73

Und nun . . .

Ein Lächeln ging über seine Züge. Und während er noch lächelte, rückte er langsam einen Stuhl an die Kniende heran und sprach mit einem Hohn, den nur *sie* verstand: "Die Frau Gräfin — *vergessen* sich!"

"Beethoven!" Diesmal hatte er seinen Namen wirklich gehört. So laut hatte sie aufgeschrien. Aber er blieb unbeweglich.

"Sie sind hart!" sprach sie tonlos.

Der Mond, der nun hoch oben stand, lag wieder auf seinem Antlitz und auf den Händen, die wie steinern an ihm herunterhingen. Etwas in seinem Antlitz sagte ihr, daß er sie diesmal nicht verstanden habe, und sie hob die Stimme, und mit der Stimme noch einmal die Hände: "Können Sie nicht verzeihen, Beethoven?"

Diesmal mußte er sie wohl verstanden haben. Denn sein Blick ruhte eine Weile starr in dem ihren, und starr wie sein Blick kamen seine Worte: "Ich konnte sogar vergessen. Warum kommen Sie also?"

"Sie haben mir einmal ein schönes Lied geweiht, Beethoven! Die Menschen nennen es die — Mondscheinsonate."

Sie sprach es laut, mit ganzer Stimme, kam wieder näher an ihn heran. Fast jedes Wort konnte er von ihren Lippen lesen. Aber was lag ihm nun daran? Seine Seele war taub für sie.

Er blickte nach seinem Flügel, auf dessen weißen Tasten der volle Glanz des Mondes lag. Dann irrte seine Auge wieder in die Herbstnacht hinaus, die jetzt allein zu seiner stolzen Seele sprach, so allein wie damals zu seiner einsamen. Und während ein vages Lächeln seine Lippen kräuselte, sagte er: "Die Mondscheinsonate, ja! Ich habe mich so weit — *vergessen*!"

"Warum peitschen Sie mich so mit diesem Wort?"

74

"Es ist ein Wort der Gräfin Guicciardi!"

"Meiner Mutter", kam es heftig zurück.

"Die eine gehorsame Tochter hatte", entgegnete der Meister mit einer ironischen Verbeugung.

"Wir waren — arm . . ." Sie sprach es leise, wie festgehalten von der Scham, die ihresgleichen verbietet, das letzte einzugestehen; es wäre denn vor sich selbst. Er *konnte* sie nicht verstanden haben. Und doch . . .

"Ich freilich hatte nur Mondsilber zu verschenken!"

Fast entsetzt starrte sie ihn an. Und er, ihren verstörten Mienen entnehmend, wie tief er sie getroffen, sagte mit kühler Höflichkeit: "Ich glaube nicht, daß die Frau Gräfin mir noch etwas zu sagen hätten, das *ich* versteh'n könnte."

Das Mondlicht, das nun die ganze Stube erfüllte, lag hell auf ihr, so daß der Meister den flüchtigen Schatten mitfühlenden Bedauerns erhaschen konnte, der einen Augenblick über ihre Züge glitt. Sie hatte gedacht, daß er seine — Taubheit meine. Und er lächelte.

"Mißverstehen wir uns nicht", sprach er leise, aber fest. "Als ich damals die Nachricht von der Verlobung der Komtesse Guicciardi erhielt, weilte ich auf dem Landgut einer fürstlichen Freundin. Ich brauche den Namen nicht zu nennen. Sie selbst sind mit mir durch den uralten Park geschritten, haben mit mir den blinkenden Wogen der Donau nachgeschaut, die in der Ferne vorüberzieht. Sie selbst . . . einmal. Zwei Tage und zwei Nächte blieb ich allein mit meinem Schmerz, in eben jenem Park. Ohne Speise, ohne Trank, ohne Schlaf. Es war Spätherbst wie jetzt. Und am Himmel stand der Vollmond wie heute. Und dieser Mond und der Wahnsinn sangen mir ein Lied, das sie kennen. . . . Im Schlosse glaubte man, ich sei verreist oder davongelaufen, wie dies zuweilen meine Art

75

ist. Sie glauben es dort noch heute. Und wenn *ich* Ihnen heute sage, was bis heute nur Gott und ich gewußt, so geschieht es nur, damit Sie endlich verstehen --"

"Beethoven!"

Doch er hörte sie nicht. Das Antlitz dem nächtlichen Gestirne zugekehrt, das groß und feierlich durch die Nacht dahinzog, sprach er ruhig: "Ich habe nur mehr mit meinem Gott zu reden, wie ich nur mehr seine Stimme höre. Die Menschen haben an mir getan, was sie an mir tun mußten. Aber keiner mehr, als der Allmächtige wollte. Das sagt mir dieser Stern, der mich heute sieht, wie er mich damals gesehen, und dieser Stunde leuchtet, wie er jener geleuchtet. Was kann die Gräfin Gallenberg noch von mir wollen? Und wenn sie alle Stimmen der Welt hätte, ich würde nicht eines ihrer Worte mehr hören. Sie ist einmal durch meine Träume gegangen, und in meinen Träumen hab' ich sie bis an die Sterne gehoben. Aber es war eine andere als die, die ich zu kennen meinte. Es sind immer — andere, die durch unsere Träume gehen. Gute Nacht, Frau Gräfin!"

Und er schloß die Augen wie in einem Traum. Als er wieder emporsah, war er allein. Auf den weißen Tasten seines Flügels lag blaß und magisch der Schein einer anderen Welt.

Menuett. Ein Altwiener Geschichte.

Fast klingt es jetzt wie ein Märchen, und die letzten, die Großvater und Großmutter noch davon erzählen gehört, sind selbst schon lange tot. Aber deshalb war er doch einmal da und hat geblüht und geduftet — weit draußen in Matzleinsdorf — der Garten des alten Haslbeck.

Eine dicke Mauer umzog ihn, wilder Wein und Teufelszwirn kletterten bis auf die Straße herab. Rote und grüne und silberne Glaskugeln funkelten im Sonnenlicht, und ein uralter "Amurl" versuchte noch immer seinen Bogen zu spannen, obwohl ihm die liebe Straßenjugend längst alle Finger "weggeschossen" und mit demselben Steinwurf auch die ehrwürdige Nase des alten Haslbeck getroffen hatte . . . an einem goldigen Sonntagnachmittag, als der alte Haslbeck eben wieder im zierlichsten Menuettschritt über den Nasen trippelte und seine Geige dazu singen ließ. Denn er war Tanzmeister, der alte Haslbeck, der gröbste, aber beste Tanzmeister des alten Wien.

Vor dem Hause war ein großer, runder, glattgestampfter Fleck. "Amors Kegelbahn" nannten ihn die Wiener. Auf dem drehte sich die liebe Jugend im Kreise oder trippelte ihn ab im zierlichen Schritt der "Sarabanden" und "Menuetts", freilich nur im Frühling und Sommer. Dann aber jeden Sonntag, den Gott vom Himmel gab, und durchaus nicht immer bei Sonnenschein. Oft brummten

77

schon die Donner eines nahen Gewitters den Baß zur Geige des alten Haslbeck, und der Wind versang sich wie ein stürmischer "Amant" in den flatternden Locken der Schönen. Aber sie drehten sich weiter auf "Amors Kegelbahn", die Röckchen hochgeschürzt, die Spitzen der zierlich gestöckelten Kreuzbandschuhe dem prüfenden Blick des Tanzmeisters zugekehrt, während der alte Haslbeck den Reigen anführte, tanzend und singend und geigend — den Reigen, der über Amors Kegelbahn ging.

Damit der lose Schelm aber nicht allzu leichtes Spiel habe auf seiner "Kegelbahn", kamen auch die Mütter und Tanten mit. In einem weiten Kreise saßen sie herum, embrassierten sich und klatschten, taten, als ob sie nichts merkten, und ließen die Augen doch wie Räder im Kopf herumgeh'n. Kam die "Jaus'nzeit", ließen sie sich von der Haslbeckin Ziegenmilch und Hohlhippen servieren. Ziegenmilch und Hohlhippen galten damals als ein besonderer Schmaus. Und weil es im "Paradeisgartl" Mode war, Ziegenmilch und Hohlhippen zu nehmen, wollten die Tanten und Mütter auch beim alten Haslbeck "ein bisserl was aufgeh'n lass'n". "Elefant" zu sein ist immer strapaziös, auf Amors Kegelbahn aber schon ganz und gar kein Vergnügen. Denn natürlich ging man nicht bloß über "Amors Kegelbahn". Während der großen Promenade verirrt sich die Pärchen gern in den Garten. Und der Garten des alten Haslbeck war groß, größer, als es Müttern und Tanten recht sein konnte. Da hieß es fein achtgeben, daß Nichten und Töchter nicht allzu tief ins Dickicht gerieten beim — Blumenpflücken. Denn es gab viele Blumen im Garten des alten Haslbeck — viele, viele! Dickköpfige Pfingstrosen und heißduftende Lilien und weiße und blaue und rosa Levkojen, und "Veigerlstöck" und "Lieseln" eine ganze bunte Menge. Dazwischen aber auch Blumen, die der alte Haslbeck weder

78

gepflanzt noch jemals gesehen. Und gerade denen schlich die liebe Jugend nach. "O, du mein!" Wie gut, daß die Tanten und Mütter es wenigstens wußten und die Blumen gleich niedertreten konnten, die sich nicht zur Myrtenkrone flechten ließen . . . mit ihren breiten, festen, ehrsamem Elefantenfüßen.

Pfingsten war's, und im Garten des alten Haslbeck blühten noch die Maililien. Blank lag der Rasen, und "Amors Kegelbahn" war wie gekehrt. Tags zuvor hatte es geregnet. Aber nun hing der Himmel voller Geigen, und der alte Haslbeck spielte nach, was die oben sangen. Der Jugend wenigstens kam es so vor.

Ländler und Sarabande und Ekossaisen waren schon getanzt. Nun sollte ein Menuett folgen. Aber — die Prantner Mizzi wollt' es nicht. Und wenn die Prantner Mizzi etwas durchaus nicht wollte — wollt' es auch der alte Haslbeck nicht. Er wußte wohl, warum. Die Prantner Mizzi war eine "Seidene" und auf dem "Brillantengrund" daheim, das einzige Kind des alten Prantner. Mit solchen Leuten verdarb sich's der alte Haslbeck nicht. Er tat, als ob die Sache ihm selbst schon etwas zu strapaziös wäre, und ließ das Menuett warten. Auf wen die Prantner Mizzi noch wartete, wußte er ohnedies.

Mütter und Tanten tranken unterdes ihre Ziegenmilch und schwatzten hin und her. Ernste Zeiten waren vorübergegangen, noch ernstere drohten zu kommen. Die Franzosen hatten ihren König und ihre Königin enthauptet. Und die Königin war eine Wienerin gewesen — blond und schön und lustig, wie alle, die in Wien daheim sind.

"Wie gut, daß ihre Mutter das nimmer erlebt hat!" seufzte eine der Mütter. Und die anderen nickten ihr zu und tauchten die Hohlhippen ernst und feierlich in die Ziegenmilch.

79

"Und erst der Kaiser Josef!" jammerte die "Wettl-Tant'". "Wenn der das auch noch hätt' g'scheh'n lass'n müssen!"

Die Wettl-Tant' war der Elefant der Prantner Mizzi. Sie hatte wahrhaftig kein leichtes Amt damit. Die Prantnerin war im Wochenbett gestorben und der Prantner ein "alter Kracher", der sich's außer Haus wohl sein ließ, aber daheim um so strenger auf Zucht und Sitte hielt. "Wenn mit dem Madel was passiert . . ." Mehr sagte er nie. Aber das "G'schau" dabei. Natürlich! Er wollte genau wissen, wem er heut' oder morgen sein Geld gab. Ja, wenn die Mizzi nicht ihres Vaters Tochter gewesen wäre. Aber so! Auch die Wettl-Tant' wußte, für wen die Mizzi das Menuett aufsparen wollte. Und sie wußte sogar noch mehr. . . . Viel mehr, als die arme Mizzi ahnte. Mit dem "Windhund" wollte sie das Menuett tanzen, justament! Freilich, sie tanzte es mit keinem so graziös wie mit ihm. Denn der "Windhund" war ein leibhaftiger Franzose, ein Sohn des Landes, das vor einem Jahrzehnt seinen König und seine Königin "vom Leben zum Tode gebracht". Und nun unter den flatternden Bannern der Revolution seinen Siegeszug antrat über die ganze Welt. "*Ça ira*. . ." Wenn die Wettl-Tant' nur daran dachte, wandelte sie eine Ohnmacht an. So hielt Frankreich die Welt noch immer in Atem. Gerade nur, daß der neue Gottseibeius jetzt anders hieß als die Revolutionsmänner mit den vertrackten Namen. "Napoleon." Und die Wettl-Tant' wußte es sogar noch besser. "Apollyon" hieß er eigentlich und war eines der großen "Wehe", von denen die "Apokalypse" prach und die Liguorianer zu "Maria Stieg'n" predigten. "Warum ihn der Prantner auch ins Haus genommen hat!" dachte sie, so oft sie die Mizzi und den Franzosen beisammen sah. Aber der "Windhund" konnte nicht bloß Menuett tanzen. Er war ein Lyoner Kind und kannte

80

alle Feinheiten des Gewerbes, dem Prantner seinen Reichtum verdankte. Bis von Griechenland kamen die Seidenhändler, um beim Prantner einzukaufen, seit der "Windhund" hinter dem Webstuhl saß und seine "Blüerlmuster" zeichnete.

Der Prantner aber war auch nicht auf den Kopf gefallen. Nun er dem Franzosen alle Finessen abgesehen, mochte der wieder heimfahren. Sein Kind war ihm zu gut für einen "Kopfab Schneider".

"Ja, ja" seufzten die alten Damen. "Zeiten sein das jetzt!" Damit rückten sie die Schalen von sich — leicht und preziös, gerade nur mit zwei Fingern daran tippend, und wie auf Kommando schoben sie die perlengestickten Ridiküle über die Arme und legten wieder die seidenen "Fingerlinge" an. Die Ziegenmilch war gut gewesen, die Hohlhippen resch, und der alte Haslbeck stimmte schon wieder an seiner Geige herum. Gott sei Dank, daß man in Wien noch tanzen konnte!

Über die Mauer flog ein leiser Pfiff. Niemand beachtete es. Nur die Prantner Mizzi horchte auf. Gleich darauf erhob sie sich. "Ich geh' nur ein bisserl herum da!" warf sie hin.

"Aber nit zu weit, hörst?" mahnte die Wettl-Tant'. Sie glaubte ganz unbesorgt sein zu können. Der "Windhund" mußte an ihr vorüber, wenn er eintrat.

"Sein ja keine Wölf herin!" schmollte Mizzi gereizt.

"Jetzt schau'n S' amal das Madl an!" rief die Wettl-Tant' ihre Nachbarin auf. "Was zimpfst denn so herum?"

Die Mizzi schien es nicht mehr zu hören. Rascher und rascher ging sie dahin, immer tiefer in das blühende Dickicht des alten Gartens hinein, die Mauern entlang, bis ihre flatternde Echarpe hinter den grünen Hecken entschwand. Wieder flog der Pfiff über die Mauern, diesmal lauter, dringender.

81

Da stand ein altes "Salettl" in der Ecke, ganz von blühendem Flieder überrankt. Hinter dem Salettl war die Mauer etwas eingesunken und so niedrig, daß man mit einem Sprung ihre Höhe nehmen konnte. Freilich nur, wenn man sich nicht scheute, die Hände im Teufelszwirn wundzureißen. Der jetzt oben saß, hatte auch den Teufelszwirn nicht gescheut. Kam er doch direkt aus des Teufels Backofen — ein Verliebter!

"Haben S' Ihnen weh tan?" fragte die Mizzi zimperlich, obwohl es ihr nicht wenig schmeichelte, daß ihr "Amant" selbst sein Blut vergoß um ihretwillen.

Ein trauriger Blick war die Antwort; ein Blick, der lang und tief in ihre Augen tauchte, voll Sorge und fragender Wehmut.

"Ihr Vater hat mich soeben entlassen, Demoiselle!"

Sie schrak zusammen, wurde blaß: "Der Vater! Ja— haben S' denn g'redt mit ihm?"

"Er ist mir zuvorgekommen."

"Und--?" Sie griff sich an den Kopf wie ein Kind. Das Kind, das sie noch immer war, trotz ihres Eigenwillens und ihrer achtzehn Jahre.

"Wenn es auf ihn allein ankommt, müssen wir scheiden!" klang es zurück. Wieder dieser Blick, der gleichsam nach ihrem Innersten suchte — bange, gehetzt und dunkel von einer Sehnsucht, die sie bis ins Innerste erbeben machte.

"Meinen S', daß ich mit ihm reden soll?" hauchte sie. "Er weiß ja noch nicht, daß auch ich . . ."

"Doch. Er weiß es."

"Und?"

"Noch heute muß ich geh'n, hat er gesagt. Eben deshalb."

Das junge Mädchen stand wie versteinert. Über ihr hingen die lila Dolden eines uralten Fliederstockes und der

82

Maiwind kam und ließ einen ganzen Schauer von Blüten über das blonde Köpfchen niedergeh'n, daß es duftend und taukühl über das blasse Antlitz rieselte. Aber sie rührte sich nicht. Nur die braunen Rehaugen wurden größer und größer und sahen mit einem angststarrten Blick in die

trostlose Nacht des Leides hinein, das plötzlich über sie hereinbrach. Wenn er ging, sah sie ihn wohl nie mehr wieder und dann — dann . . . Sie würgte an einem Wort. An dem Wort, daß ihre mädchenhafte Scham bisher nie wärmer ausgesprochen, als es eben erlaubt war: ein bißchen kokett, ein bißchen scheu . . . "Monsieur Blancvalet!" wollte sie rufen. Aber plötzlich riß ihr eine unbekannte Macht die Arme auseinander . . . "Charles!" schluchzte sie verzweifelt auf. Und der Liebste sprang mitten in diese offenen Arme hinein und küßte sie heiß, lange, bis sie so rot war wie die dunklen Heckenrosen, die eben am Rand der Mauer aufbrachen.

"Willst du — willst du?" jubelte er.

"Was?" hauchte sie.

"Mit mir geh'n, auch wenn es dein Vater nicht erlaubt?"

"Wohin?"

"Nach Lyon. Wir werden nicht zu hungern brauchen. Handel und Wandel geh'n jetzt dort wieder ihre ruhigen Wege. Was ich hier konnte, werd' ich dort noch besser treffen, für dich!" In wildem Jubel zog er sie an sich.

"Nach — Frankreich!" Sie sprach es langsam, leise, wie von einem Schauer durchbebt.

"Man lebt dort gerade so vergnügt wie hier", lächelte er. "Und wenn du erst meine kleine Frau bist . . ."

Sie sagte nichts, schloß nur die Augen. Aber ihre Lippen ließen sich wieder und wieder finden: junge Rosen, die auf ihre Sonne gewartet.

"Mizzi!" scholl es plötzlich über die Hecken.

83

"Die Tant'!" Sie fuhr zusammen, warf die wirren Locken aus der Stirne, strich ihr Kleid zurecht, alles in dieser gewohnten, gut bürgerlichen Art, die um nichts in der Welt ein Ärgernis geben möchte. "Geh' jetzt", sagte sie. Sagte es hastig, fast unwillig. Er sah sie bloß an. War das noch das Weib, das ihn angerufen — das soeben zur Liebe erwacht war in seinen Armen?

"Mizzi!"

"Schnell, schnell!" drängte sie.

"Aber ich muß doch wissen --" stammelte er.

"Was?"

"Ob du mir folgen willst? Dein Vater hat mir das Haus verboten. Deine Tante ist immer hinter dir her. Wenn ich zur Tür des alten Haslbeck hereinkomm', werd' ich kein Wort mehr mit dir reden können --"

Zwischen den Hecken raschelte es, kam näher und näher.

"Um Gotteswill'n, die Tant'!"

Er saß schon wieder auf der Mauer, sah sie an, wie vor dem ersten Kuß — todtraurig, sterbensbang. Plötzlich riß er eine halb erbrochene Rosenknospe aus der Hecke. "Gut. Wir werden also jetzt das Menuett tanzen --"

"Mizzi?" scholl es ganz nahe.

Sie legte die Hand vor den Mund, ließ mit den Worten zugleich ein helles Lachen auffliegen. "Ich komm' ja schon!" Wieder starrte sie zu ihm empor, blaß, mit weitgeöffneten Augen. "Und?"

"Dabei werd' ich dir diese Rose geben. Wenn du sie an die Brust steckst, werd' ich wissen, daß du mit mir geh'n willst. So lange hast du Zeit, zu überlegen. Und steckst du die Rose an die Brust, werd' ich dich morgen hier draußen erwarten, um dieselbe Stunde . . ."

Sie lächelte, süß, kokett. Es schien ihr plötzlich ganz unmöglich, ihn jemals umsonst warten zu lassen.

"Und wenn ich sie nicht an die Brust steck'?" neckte sie mutwillig.

Er war bereits daran, sich von der Mauer herabzulassen. "Dann werd' ich Soldat im Heer Napoleons!" Wie vom Winde geflüstert, wehte es zu ihr herüber — von diesem ersten, kühlen Hauch der einbrechenden Dämmerung. Er selbst war schon jenseits der Mauer. Wie fröstelnd zog sie plötzlich die Echarpe zusammen.

Als Monsieur Blancvalet wenige Augenblicke später eintrat, sah ihn die Wetzl-Tant' eine ganze Weile prüfend an. "Der Prantner hat ihn 'nausg'schmiss'n", dachte sie; "er ist blaß!" Jetzt hieß es doppelt achtgeben. Waren die beiden doch zum letztenmal beisammen!

Und schon sang die Geige des alten Haslbeck in den Abend hinein. Das Menuett! Die Paare traten an.

Der Mizzi aber wurd' es mit einem Male gar wunderbarlich zumute . . . wie im Traum trippelte sie ihre zierlichen Schritte ab — sah weder nach rechts noch links, suchte mit keinem Blick das Antlitz des Geliebten . . . starrte nur immer auf die halbgeöffnete Rosenknospe und auf die Hand, die sie trug.

"Jetzt — jetzt!" dachte sie bei jeder Wendung, die der Geliebte nach ihr hin machte. "Und wenn ich sie nehm' und an die Brust steck', muß ich morgen mit ihm, nach Frankreich . . ."

Der Abend schattete immer tiefer herein, die Rose in des Liebsten Hand schien dunkler und dunkler zu werden. Wie ein großer, runder Blutstropfen hing sie zwischen den blassen Fingern des Franzosen. Und die Mizzi mußte sie anschau'n — ob sie wollte oder nicht . . .

"Nach — Frankreich?!"

Und plötzlich kam die ganze wilde Dämmerangst des Kindes über sie. War es ihr denn jemals möglich, das

zu geloben? Ihr, die bisher noch nicht einmal ohne Begleitung über das "Glacis" gegangen war, wenn es dunkelte? Und nun sollte sie fort von daheim! In das Land, das seinen König getötet hatte und seine Königin und all die tausend anderen! Wo Blut floß und immer wieder Blut! Sie, die reiche, kindische, verhätschelte Prantner Mizzi, die es daheim so gut und mollig hatte, in dem weichen, warmen seidengepolsterten Nest . . .

Und die Geige sang und sang — wie die Liebe, wie der Frühling. Aber die Mizzi hörte es nicht. Nur die Knospe sah sie, die zwischen den Fingern des Geliebten hervorquoll, groß und rund und rot — wie ein Tropfen Blut . . .

Plötzlich strich etwas Warmes an ihrer Hand vorbei, wollte sich in diese Hand legen, weich, zärtlich.

Sie schrie auf, wich zur Seite . . .

Die Knospe lag auf der Erde. Und über sie hin gingen die zierlichen Schritte der Tanzenden — das Menuett auf "Amors Kegelbahn".

* * *

Jahre waren vergangen. In Schönbrunn hielt Napoleon Hof. Napoleon, dessen Fahnen bisher von Sieg zu Sieg geflogen. Wie einen ehernen Wall hatte er seine Arme um die Stadt gelegt. Nun sollte sie sich rühren! Freilich, da drüben über der Donau drohte der Feind, wehrte sich das alte Österreich. Aber er dachte an Marengo und lächelte . . .

Ohne Schwertstreich war er in Wien eingezogen. Hinter sich seinen Stab. Und der jüngste seiner Adjutanten hatte ihnen den Weg gewiesen: über die Mariahilferstraße! Er war

selbst einmal in Wien gewesen, der jüngste Adjutant. Und der Korse sah sich Wien an. Der jüngste Adjutant

86

aber nahm seine eigenen Wege. Mit der flachen Klinge pochte er eines Tages an das verschlossene Tor des Prantnerhauses auf dem "Brillantengrund".

"Was aus Demoiselle geworden wäre?"

Ein verhutzelt Weiblein buckelte heraus — ganz Angst und Devotion: die Wettl-Tant'; sah ihn an — schrie auf: . . . "Monsieur!" Sie hatte ihn erkannt, obwohl er und sie um zehn Jahre älter geworden.

"Wo ist Demoiselle?" fragte der Franzose.

"Tot!" hauchte die Wettl-Tant'. Und ganz im stillen dachte sie: "Gott sei Dank!" Denn was hätte nun gescheh'n können! Sie wagte es nicht auszudenken . . .

Der Franzose gab seinem Pferde die Sporen und ritt weiter, ritt und ritt, bis er an das Haus des alten Haslbeck kam. Blinde Scheiben starrten ihn an. Mitten in die Mauer des Gartens war eine Bresche gelegt. Maurer und Kärner hatten noch vor kurzem hier gewirtschaftet. Es sollte "abgerissen" werden, wie man in Wien sagt — das Haus des alten Haslbeck! Aber auch da war Napoleon dazwischen gefahren. Maurer und Kärner hatten sich verloren, und über die "G'stett'n" blühte der alte Garten hin — wild, wirr, wie damals, als auch der Pfingsthimmel über der Erde hing . . .

Und der Adjutant des Korse hielt sein Pferd an, daß es nicht die Blumen niederstampfe, die letzten Blumen, die im Garten des alten Haslbeck blühten.

Seide hatte er einst gesponnen in Wien — Seide weiterspinnen wollen, um sein junges Glück an den schimmernden Fäden festzuhalten. Das Schicksal hatte es anders gefügt. Nun spann er an den blutigen Fäden des Todes — spann und spann, bis er sich selbst vielleicht einmal darin eingesponnen. Vielleicht? Ein leiser Schauer ging an ihm nieder. Es war nur der Abendwind, der heute wie damals durch die

87

feuchten Hecken strich. Aber der junge Krieger hob das Haupt und sah plötzlich dahin, wo der Feind stand und das Schicksal sich barg wie in einer dunklen, schweren Gewitterwolke.

Vom Rand der Mauer nickten die Knospen der Heckenrosen — prall, voll, wie damals. Er brach sich die vollste und ritt weiter.

Die Knospe hing zwischen seinen blassen Fingern — rund und dunkel, wie ein zitternder Tropfen Blutes.

Das Plakat.

Die Fenster des Lehrsaales standen weit offen. Selbst die Tür, die nach der Schulordnung immer geschlossen zu bleiben hatte, gähnte mit offenen Flügeln in den Korridor hinein. Doch kein Lüftchen durchzitterte die Schwüle, die wie eine lastende Wolke draußen und drinnen hing.

"Wegen der paar Tage", hatte der Professor gesagt. Und dann achselzuckend: "öffnen Sie meinetwegen die Türe." Das war ein Akt besonderer Humanität für einen halbverkrümmten Rheumatiker. Aber er spürte wohl selbst, wieviel man heute wagen durfte. Und nun saß er oben und bemühte sich, der halbgelähmten Septima noch einmal die Denkgesetze in Erinnerung zu bringen.

Auf dem weiten Platz vor dem Gymnasium standen die Linden in voller Blüte. Wie ein lebendiger Atem schlug ihr Duft zu den offenen Fenstern herein und brachte etwas Betäubendes und zugleich Erregendes in die lastende Schwüle. Warm und sommerreif quoll der Dunst all der jungen Leiber mit ihm zusammen.

Auf einem Bankende der Fensterseite saß ein sonnengelber Blondkopf. Wie zerzauste Flachsbüschel hingen die leicht gekrausten Haare um Stirn und Schläfen. Die halbgeöffneten vollen Lippen hatten noch einen kindlichen Zug; doch ein leichter Flaum strafte sie Lügen. Große, versonnene Blauaugen sahen starr und wie durch einen Schleier vor sich hin. Weich, aufgelöst ruhte der junge Körper im Joch der Stunde.

89

"*Principium exclusi medii seu tertii . . . ?*" scholl es vom Katheder her.

"*A aut est b — aut non b . . .*" antwortete eine belegte Stimme.

Das schien so weit herzukommen wie aus einer fremden, toten Ferne.

"Ich schlaf' doch nicht?" dachte der Blondkopf auf der Fensterseite. Und er fuhr empor, riß die Augen noch weiter auf, fingerte an den eigenen Händen herum. "Wie heiß' ich denn? Konrad Lang."

Nein, er schlief nicht. Nur . . . wie eine Wolke lag es zwischen ihm und den Dingen seit dieser Nacht, die ihn von allem trennte, ihn immer wieder in sich selbst zurückscheuchte; gleich einem Alp auf seinem Herzen lag und auf seiner Brust. Daß ihm zuweilen war, er verliere den Atem.

"*A aut est b — aut non b . . .*" wiederholte er für sich. Ganz mechanisch. Dann schlug es wieder um ihn zusammen, weich, dösigt, daß er förmlich zu versinken meinte. Der Duft der Linden, der Geruch des eigenen Körpers. Ein Nebelgewoge, hinter dem er zuletzt doch nur immer eins sah —

Seinen Traum!

Aber dieser Traum hatte eine Geschichte.

"Gültnare kommt!"

Silbnere Lettern auf violenfarbenem Grund riefen es seit Wochen in allen Straßen aus. Wo sich nur ein Plakat anbringen ließ, leuchtete es auf — silbern und blau, wie der Zauber einer Sommernacht.

"Gültnare kommt!"

Ein Kranz goldener Lotosblüten schlang sich um den Namen, und weiße, langhinflatternde Schleier zogen wie Mondwölkchen darüber hin.

90

"Gültnare kommt!"

Er mußte es sehen, ob er wollte oder nicht, und daß er darüber nachzudenken begann, war ebenso natürlich. Selbst der alte Schulfuchs dort hätte es logisch gefunden.

Wer war Gülnare?

Eine seltsame Scheu hielt ihn ab, zu Hause danach zu fragen. Der Primus der Klasse, mit dem er täglich denselben Weg zurücklegte, sah einmal flüchtig hin und meinte wegwerfend: "Wird so ein Frauenzimmer sein, wie sie jetzt in den Kabarets herumtanzen."

Er hatte sich im Grund eigentlich dasselbe gedacht. Und doch hatte ihn die zynische Bemerkung des anderen heimlich geärgert. Freilich, der Primus war arm, mußte wöchentlich so und so viele Stunden geben, um sich von Klasse zu Klasse weiterzubringen. Ein Kerl, der nichts vor sich sah als sein Ziel und seinen Ehrgeiz; lang war und dürr und alt aussah, trotz seiner sechzehn Jahre. "Hofrat Pickelhering!" nannten ihn die anderen. Daß er "*sub auspiciis*" promovieren werde, stand für alle fest.

"Hast du Tausendundeine Nacht' gelesen?" hatte Konrad damals gefragt.

Der Primus lachte ihm ins Gesicht. "Ich Märchen? Wenn man oft nicht genug Brot hat, mein Lieber. . . ."

Und der Blondkopf hatte geschwiegen. Beschämt und verschüchtert von der Not, die andere so hart machte und unangreifbar.

Aber die silbernen Lettern leuchteten immer wieder vor seinem Blick auf . . .

"Gülnare kommt!"

Aus der Märchenwelt seiner Knabenjahre klang der Name herüber und lockte ihn nun wie mit silbernen Flötenstimmen in eine andere Welt — über der noch das Geheimnis lag wie ein weißer, langhinflatternder Schleier.

91

Drei Wochen waren so vergangen. Die Plakate leuchteten noch immer geheimnisvoll in das banale Treiben der Straße hinein. Aber sein Blick hatte sich daran gewöhnt, seine Neugierde war schwächer und schwächer geworden. Der Schluß des Semesters und der Ehrgeiz, seinen Platz als Dritter zu behaupten, spannten die jungen Kräfte nach einem Ziel. Wer weiß, ob er nur noch einen Blick für die Plakate gehabt, wenn . . .

Da war dieser Traum gekommen!

Er hatte so fleißig gearbeitet, bis spät in die Nacht hinein. Den Kopf zwischen den Händen, die brennenden Augen von Zeile zu Zeile seiner Bücher und Hefte gleiten lassen. Geschichte, Logik, analytische Geometrie.

Als er das Fenster seiner Stube schloß, stand der Mond schon hoch am Himmel. Aus der Tiefe atmete der Garten herauf. Die Lilien blühten. Durch das violenfarbige Dunkel des Nachthimmels zuckte ein silberner Schein. Wetterleuchten . . . Ganz in der Ferne murrten die Donner.

Er hatte nichts gedacht dabei; kaum etwas gesehen, so müde war er. Aber irgendwie mußte dies alles sich doch in seine Vorstellungen hineingeschlichen haben. Das samtene Blau des Nachthimmels — die silbernen Blitze zwischen dem weißen Sommergewölk — der heiße Duft der Lilien, die der Lotoskelche Form und Farbe hatten. Bis es plötzlich berückend und berauschend vor ihm stand. In einem schwülen, begehrliehen, übersinnlich-sinnlichen Traum.

"Gülnare kommt!"

Kein Plakat mehr, ein Bild.

Knabensehnsucht und Manneslüsternheit.

Eine weite Höhle dämmerte vor ihm. Sie selbst ein wollüstiges Geheimnis. Blau, blau, blau. Eine Höhle und doch vielleicht etwas anderes. Die Stätte irgend-eines mystischen Kults. Abgelegen, sicher, einsam. Er

wußte es nicht, er — *empfand* es. Und dies allein war ein Reiz.

Aus dem Boder der Höhle wuchsen silberne Lotosblüten. Aber auch das war ein Trug. Sah man näher hin, war jede Blüte eine Flamme. Hoch und aufrecht standen sie. Zuweilen aber strich eine heiße Duftwelle über sie hin. Und dann züngelten sie, züngelten. . . .

Wo war die Gottheit, der sie brannten?

Plötzlich flatterten weiße Schleier im Grund der Höhle auf. . . .

"Gülnare kommt!"

Er hatte sie noch nicht gesehen, aber — er *empfand* sie.

Und wie die Schleier näher wogten. . . .

Hinter dem duftigen Geflatter schimmerte es bleich, wie der Leib der Göttinnen in seiner "Mythologie".

Er hatte keine anderen noch geseh'n. Nicht so. Nun vergöttlichte sein Traum die Natur.

Das *Weib!*

Mit einem Schrei erwachte er.

Wie zerschlagen lag er in seinen Kissen. In der Ferne murrten noch immer die Donner. Aber die Nacht blieb schwül und regungslos. Er hätte so gerne die Fenster geöffnet. Eine heimliche Angst hielt ihm zurück.

Die Angst vor der blauen Höhle seines Traumes! Da draußen gähnte sie . . . des Traumes Mutter, der Sinne Ohnmacht! Die Nacht!

Als er morgens fortging, sah er seiner Mutter zum erstenmal nicht in die Augen.

Nun saß er da — welk und doch seltsam gespannt, frierend und glühend zugleich. Und ob er wollte oder nicht . . . seine Augen schlossen sich immer wieder, um zu sehen, was nur sie sahen. Die trockenen Lippen lechzten. Wie aufgeblättert lag sein ganzes Wesen.

93

Nur die Scham wachte noch.

Aber das war nicht mehr die Scham seiner Knabenjahre.

Wie nicht erlebt, glitt Stunde um Stunde an ihm vorüber, der ganze Vormittag. Logik, Geschichte, analytische Geometrie. Er hörte Worte, sah die Antlitze vertrockneter Pädagogen erscheinen und wieder verschwinden. Fühlte ein ganz leises, ein ganz heimliches Staunen, daß die Wirklichkeit so blaß, so schattenhaft versinken konnte. Der *Traum* so Wirklichkeit werden. Sah zuweilen wie prüfend die Gefährten an, die vor und neben ihm saßen.

Als er heimging, zupfte ihn plötzlich jemand am Rockärmel. Es war der Primus. "Dort schau hin!"

"Gülnare ist *da!*"

Aus feuerroten Tulpenkelchen blühte es wie eine Vision empor: Das halbverhüllte Weib! Nachdunkle Haarwellen über weiße Schultern bis zu den Hüften wogend. Die Haare ein Schleier, die Schleier des Gewandes eine einzige Enthüllung. Große, starre trinkende Augen.

Seine Lippen öffneten sich.

"Wird die geschminkt sein!" meinte der Primus verächtlich.

Er mußte sich besinnen, wer neben ihm ging, wer zu ihm sprach.

"Und im Prater wird sie zu sehen sein . . . o je! Nicht einmal im Orpheum."

"Im Prater!" schlug es wie ein Blitz in seine Seele. Mehr hatte er nicht gehört.

"Das ist schon halb und halb Menagerie", lachte der Primus.

"Leb' wohl", sagte Konrad. "Ich hab' noch einen Gang."

Er log aber — er *mußte* jetzt allein sein. Allein, einsam, wie in der Höhle seines Traumes.

Die Lotosblüten waren brennende Tulpen geworden. Flammen, wie in seinem Traum. Und sie züngelten. Ihm war, als müsse er ersticken.

"Gülnare ist da!"

Morgen war Sonntag. "Sonntag, Sonntag!" schwirrte es ihm durch den Sinn. Mit einem Male wußte er, was er wollte, was er — *mußte*.

Seine Eltern planten für den nächsten Tag einen Ausflug. Er blieb zu Hause, unter dem Vorwand, daß er mit einem mathematischen Pensum nicht zu Ende gekommen.

"Und gerade dir tät es not", meinte die Mutter mit einem besorgten Blick. "Du bist so bleich."

"Vielleicht geh' ich abends ein bißchen in den Prater", beruhigte er sie. "Im Vivarium soll jetzt ein prächtiges Axolotl zu sehen sein. . . ."

Vater und Mutter tauschten einen befriedigten Blick. Welch ein Junge! Stramm, blühend, fast schon mannbar, und wußte sich für den Sonntag kein größeres Vergnügen als den mexikanischen Grottenolm. Der mußte einmal vorwärts kommen!

Mit Ungeduld sah er die öden Feierstunden des Sonntags verrinnen. Doch aber war es ihm lieb, sich so ganz allein zu wissen. Über die Wipfel des Gartens, der im flimmernden Sonnenglast regungslos dalag, ging sein Blick in die Ferne. Dort, wo das mächtige Halbrund des "Riesenrades" sich klar von dem blauen Sommerhimmel abhob, war der Prater, *war* . . . Er wagte es nicht mehr, ihren Namen auszusprechen. Schon der Gedanke an sie war wie eine Hingabe, seit er ihre Augen gesehen.

Ob sie wirklich so schön ist?

Und tanzen würde sie . . . tanzen! Von den weißen Schleiern umflattert, die er in seinem Traum gesehen. Ob sie auch so — durchsichtig waren, diese Schleier?

Es hielt ihn nicht länger.

Aber -- er brauchte doch Geld! Mit einem gewissen Selbstgefühl holte er seine Sparbüchse hervor. Sie war von Silber, hatte die Form eines Koffers und stammte noch aus seiner Kindheit. Ein Geschenk des Paten. Gratulationsdukaten und goldene Zwanzigkronenstücke füllten sie. Die Eltern wußten, daß es sein Ehrgeiz war, einmal ein Mikroskop zu besitzen. Und ein „Zeiß" mußte es sein. Nach der Matura sollte das Instrument gekauft werden, und lange, lange war das Mikroskop als einzige Sehnsucht am Himmel seiner Knabenzeit gestanden. Er wollte Zoologie studieren und hatte von der bunten Wunderwelt des Ozeans gehört. Den Medusen, Fungien, Radiolarien, deren zart-schöne Formen mit freiem Auge nicht wahrzunehmen sind. Es war ein Märchen, das er erleben wollte. Nun blühte ein anderes Wunder vor ihm auf. . . .

Rasch überzählte er seinen kleinen Schatz. Vierhundert Kronen! Wirklich? Er hatte selbst keine Ahnung gehabt, wie reich er war. Aber freilich, er sparte seit seinen Kinderjahren. Und wenn er jetzt ein Zwanzigkronenstück wegnahm -- er würde auch das nicht verbrauchen. Nur einen guten Platz wollte er haben. Recht, recht nahe.

Wie besinnungslos stürmte er über die Treppe -- rannte durch die Straßen. Das laute Getriebe und Gewoge tat ihm fast wohl. Etwas in ihm mußte betäubt, mußte überschrien werden.

...

Endlich -- der Prater! Aber wo? Er brauchte nicht erst zu fragen.

„Gülnare ist da!"

Rechts und links, wohin er sah, blühten die Tulpen der Plakate auf. Eine ganze Allee züngernder Fämmchen. Und die Augen -- die großen, starren, trinkenden Augen! Sie ließen ihn nicht mehr los.

96

Auf der Sommerbühne eines eleganten Restaurants sollte sie tanzen. „Die Nacht des Ostens . . .“ Es war ihre erste, ihre einzige Nummer. Der Clou des Abends.

„Die Nacht des Ostens!“

Der Kassier, der ihm die Karte gab, starrte ihn zuerst betroffen an. Dann kroch ein häßliches Lächeln über sein Antlitz. „*Hat* der Eile. . .“ So etwa. Doch er merkte es nicht.

Ein leichtgeschürztes Blumenmädchen stand vor dem Entree. Tuberosen und purpurne Zentifolien blühten aus dem bandgeschmückten Korb. Ganz oben lag ein Strauß von Orchideen. Sie hatten die Farbe des Amethysts und einen Duft, der ihn unwillkürlich anlockte. Das war nicht der Duft einer Blume. Junge Frauenkörper riechen so, wenn sie ein Spiel oder ein rascher Gang erhitzt hat. Seine Schwester roch so, wenn sie, müde vom Tennisspiel, sich lachend auf den Rasen warf. Der Geruch war ihm früher nie angenehm, oft fast beängstigend gewesen. Heute wirkte er wie ein Narkotikum.

„Acht Kronen!“ lächelte das Blumenmädchen. Auch in ihrem Antlitz war erst ein Staunen. Aber ihr Blick züngelte wie eine Schlange über den schönen, blonden Jungen hin. . . .

Er sah es nicht.

Sie machte sich noch etwas an dem Strauß zu schaffen. Fast unwillig riß er ihn aus ihren Händen, zahlte, lief die teppichbelegte Treppe empor.

Er war der Erste.

Eine Viertelstunde verging, eine halbe. Der Saal begann sich langsam zu füllen. Man nahm an Tischen Platz, aß, trank, schwatzte. Daran hatte er nicht gedacht. Er war noch nie in einem solchen Raum gewesen. Der Garçon trat zum zweitenmal an ihn heran, schnitt ein

97

Gesicht -- so, so. Um Ruhe zu haben, bestellte er eine Flasche Vöslauer.

„Weißen?“ fragte der Garçon. Er hörte es nicht mehr. So wenig, als das häßliche Gemecker des menschenkundigen Kellners.

Das Orchester begann zu stimmen. Strauß und Lanner mußten Sensationen einleiten, die nicht an der Donau ertüfelt worden. Eine tief dekolletierte Chanteuse war die erste „Nummer“. Sie wurde nach ihren Brillanten abgeschätzt.

„Zieht noch immer“, sagte ein geschminkter Lebegreis in Konrads Nähe.

„Ja“, gähnte ein anderer zurück. „Gegenwärtig ist der Edi dran. Der von der jüngeren Linie, äh . . . Sie wissen ja . . .?“

„Gut, daß er ein Fideikommiß hat.“

Die magere Französin sang weiter. Und wenn sie lächelte, kicherten die Damen, wieherten die Männer.

Konrad saß da und machte dumme Augen. Für solche „Pointen“ war sein Verständnis noch nicht reif. Es war ihm auch ganz gleichgültig, was da oben geschah. Er wartete auf die „Nacht des Ostens“.

So ging Nummer um Nummer vorüber. Endlich!

Das Orchester räumte den Platz. Die Lichter des Saales erloschen. Vor dem Vorhang zuckte es empor . . . züngelte hin und her, wie in seinem Traum. Blausilberne Flämmchen. Und jedes hatte die Form einer Lotosblüte.

Langsam, langsam ging der Vorhang empor.

Eine seltsam erregende Musik erklang. Harfen -- Zymbal und Guslatöne. Junge Mädchen spielten die Instrumente, und ihr Spiel war wie die Andacht vor einer Gottheit -- sie knieten. In zwei langen Reihen knieten sie rechts und links, der Tiefe der Bühne zugekehrt, wo sich eine blumenhaft schlanke Gestalt langsam von ihrem Teppichlager erhob.

98

Aus seltsam gebauchten Räuchervasen stiegen die heißen Duftwolken brennenden Sandelholzes, verschwelten und legten einen leichten Flor über die Szene. Die Antlitze der spielenden Sklavinnen waren nur im Profil sichtbar. In den Haaren, die gelöst über die bloßen Schultern hingen, funkelten silberne Spangen, die aprikosenfarbigen Florhüllen wurden von silbernen Gürteln zusammengehalten. Antlitze und Augen regungslos der Gebieterin zugekehrt, schienen sie in einem mystischen Gottesdienst versunken, während ihre lilienhaften Finger immer wilder, immer hastiger in die vibrierenden Saiten griffen.

Gültnare!

Sie sangen es nicht, sie sprachen es nicht. Kein Wort kam von ihren Lippen.

Aber er hörte es!

Sie trug ein durchsichtiges Florgewand, das die Farbe der Orchideen hatte, die er in Händen hielt. Dieses geheimnisvolle Violett des Amethysts. Die Farbe des Nachthimmels, der über dem Osten steht. In lilienhafter Blässe schimmerten darunter die Formen ihres Körpers. Es war die Seide der weißen Trikots. Er glaubte den Glanz einer blassen Wunderblüte zu sehen, und sie duftete wie die Orchideen in seiner Hand.

Wie zögernd löste sich ihre Rechte von den schwellenden Kissen. Nun stand sie aufrecht, bog lächelnd das Haupt zurück, ließ die schwarzen Lockenringel in den Nacken rollen. Bläuliche Funken stoben dazwischen auf. Die Blitze des kostbaren Diadems, das in der Form eines Halbmondes über der schmalen Stirne stand.

Ein Schauer lief durch ihren Leib. Die jungen Brüste hoben sich, eine flutende Welle schien die Arme zu nehmen, die Hüften begannen leise zu schaukeln -- nun hob sich der Fuß. . . .

99

Sie tanzte!

Wie Faltergegaugel war's. Wie das Gleiten von Blüten, die ein Wind nimmt; nimmt und trägt, wohin sie fallen mögen.

Aber dieser Wind war die Sehnsucht, war die Liebe, wurde zuletzt ein Sturm -- die Wollust. . . .

Die silbernen Saiten der Instrumente schwirrten. Wie das Gezirp unzähliger Zikaden klang es -- schrill, aufstachelnd. Und die amethystenen Schleier flogen, lösten sich, wurden von den zuckenden Fingern wieder erhascht. Wie trunkene Schlangen baumelten die schwarzen Locken um die bernsteinfarbigen Schultern, schlugen an die hüpfenden Brüste, liebkosten die nackten Arme, legten sich wie dunkles Gewölk über den blitzenden Halbmond.

Wenn sie wilde Rhythmik der Musik einen Augenblick wie erschöpft abzuckte, hörte man das seine Geklirr, mit dem die goldenen Reifen um ihre Knöchel aneinanderschlugen.

Plötzlich tiefe, atemlose Stille.

In einem einzigen Wirbel rast sie bis an die Rampe, breitet die Arme aus. Kopf und Nacken sinken hintenüber. Wie eine Welle bäumt sich der trunkene Leib empor -- sinkt langsam, langsam in sich selbst zusammen, wie eine Welle.

Die Flämmchen der Rampe züngeln hoch auf. Aus den Räuchervasen schlagen zwei amethystene Flammen.

Sie taumelt zurück -- sinkt wie besinnungslos auf ihr Lager.

Ein einziger Atemzug, aber er ist wie ein Gestöhn: Krampf und Erlösung zugleich.
Die brennenden Lotoskelche erlöschen.
Amethystfarbige Dämmerung trinkt Formen und Farben auf . . .
Da fliegt etwas durch das Dunkel, mitten auf die Bühne, legt sich blütenkühl zwischen
die wogenden Brüste des Weibes. . . .

100

Die Orchideen!

Abend für Abend saß er nun dort, eine ganze Woche lang. Abend für Abend flogen seine Orchideen an die Brust Gülnarens. Daheim schützte er schwierige Aufgaben vor, die er mit dem Primus durchnehmen müsse. Seine Eltern glaubten es. Er war ja ein Musterjunge!

Seine Nächte hatten keinen Schlaf mehr. Und wenn er kam, brachte er Träume, die schlimmer waren und erschöpfender als das Wachen. Dabei der Gedanke: sie weiß ja nichts von mir, gar nichts! Wegen der paar Orchideen? . . .

„Montag tanzt sie schon in Berlin“, hörte er eines Abends jemanden hinter sich sagen. Eine atemberaubende Angst befiel ihn. Ein Schmerz, der Sehnsucht war, und Eifersucht und Ohnmacht zugleich. „Zu ihr!“ dumpf, triebhaft, dunkel kam es über ihn. Daß er nichts mehr sah, nichts mehr denken konnte, als diesen einen, einzigen Weg.

Tags darauf überzählte er seine Barschaft. Er hatte noch dreihundert Kronen. Die nahm er und kaufte einen Schmuck. Es waren nur Halbedelsteine. Weiß und lila Amethyste. Aber die Kunst des Juweliers hatte sie zitternden Tropfen zu einem edlen Halsgeschmeide geformt, wie es die Mode gerade liebte. Und das Mittelstück hatte die Form einer Orchidee! Daran allein mußte sie ihn erkennen.

Der Schmuck und die Blumen, in die er das Etui bettete, hatten so viel gekostet, daß ihm für das Entree auch nicht ein Heller übrigblieb. Es war auch nicht notwendig. Sein Geschenk mußte ihm wenigstens die Tür zu ihr öffnen.

Nachdem er sich an so und so vielen Kellnern und Mägden vorüber gefragt, stand er endlich vor ihrer Garderobe. Eine häßliche Alte öffnete ihm, prallte zurück, als

101

sie in das knabenhafte Antlitz sah, suchte nach allerlei Ausflüchten und Vorwänden. Doch er war nicht wegzubringen. „Das habe er abzugeben und persönlich!“ Er öffnete das Etui: Die Alte knickte plötzlich zusammen.

„Er sei wohl der Herr, der jeden Abend die Orchideen geworfen habe.“

Er nickte, errötete.

Ihr Blick ging langsam an ihm nieder, taxierte den Wert seiner Kleider, seiner Uhrkette. . . „Reiche Eltern!“ summierte sie. Darauf bat sie ihn, einzutreten. Sie selbst eilte in ein Kämmerchen, das nebenan lag. Es war der Raum, den Gülnare, von der Bühne her kommend, passieren mußte, um in ihre Garderobe zu gelangen.

Er stand, sah um sich. Über einem breiten Ruhebett lag ein schimmerndes Eisbärfell. Darüber, wie achtlos hingeworfen, ein rieselndes Spitzenhemd. Ein Paar fleischfarbiger Trikots zeichnete die Form ihres Leibes nach. Sie lagen auf dem Toilettetisch, neben einem Strauß dunkler Zentifolien und den Orchideen, die er ihr gestern zugeworfen. Flakons und Kristalldosen standen dazwischen herum. Wie zufällig griff er ein Fläschchen heraus. . . . „Atropin“ las er verwundert. Daneben lag eine zierliche Spritze.

Das Fenster der Garderobe verhüllte ein roter Vorhang. Auch die elektrischen Flammen blühten zwischen rosigen Tulpen hervor.

Über allem ein Duft, der ihn förmlich einhüllte. Der Atem ihrer Nähe.

In dem Raum nebenan mußte sich eine Tür geöffnet haben. Lärm und tosende Beifallsrufe schollen herein. Plötzlich vertummten sie. Wie aufgetrunken von einer Stille, die ihm förmlich den Atem nahm. „Jetzt!“ dachte er. Da stand sie schon vor ihm.

102

Tulpenrote Seide rieselte an ihr nieder. Honiggelbe Bernsteinketten lagen um Hals und Arme. In den dunklen Haaren brannten feuerfarbene Mohnblüten. Sie hatte den Rausch des Ostens getanzt. „Haschisch“ . . .

„Sie also waren es?“ lächelte sie. „Die schönen Orchideen“ . . .

Er stand, brachte kein Wort heraus, hielt ihr mit bebender Hand den Schmuck entgegen.

„Ach!“ wehte es von ihren Lippen. Mit der Rechten langte sie nach dem Schmuck, mit der Linken nach seiner Hand, hielt sie fest, mit einem Griff, der eine halbe Liebkosung war.

„Ich hab' Ihnen also -- so gefallen?“

Er rang nach Atem. Sein Blick ging wie der eines Irren über sie hin. Furcht und Andacht war zugleich darin und eine grenzenlose Hingebung. Plötzlich brannten zwei Tränen in seinen Augen. Seine Lippen begannen zu zucken.

Sie hatte verstanden. Er brachte ihr noch mehr als den Schmuck.

Die Atropinpupillen wurden weiter. Seine Hand noch immer in der ihren, setzte sie sich auf das Ruhebett, zog ihn langsam nach.

„Wie oft haben Sie mich gesehen?“

„Jeden Tag“, stammelte er.

„Nein -- wirklich?“ Das kam wie ein leises Lachen.

„Aber auch schon früher --“ stieß er hervor.

„Wo?“

„Auf den Plakaten . . . und --“

„Und?“

Seine Lippen sanken auf ihre Hand, brannten sich daran fest. „Im Traum!“ klang es zu ihr empor.

In den dunklen Augen flackerte es auf -- züngelte

103

über ihn hin. Die Amethyste, die ihre Rechte bisher festgehalten, fielen in das seidige Fell des Bären, glitten von dort unbeachtet zu Boden.

Er brachte ihr mehr . . .

Und sie hob die Hand, strich über seine Locken, zog ihn an sich, während sie lächelnd zurücksank; näher -- enger. Bis Lippe auf Lippe lag.

„Gülnare!“ verhauchte es über ihr.

Kein Laut.

Nur die tulpenfarbige Seide knisterte zwischen ihnen.

Da pochte es an die Tür, die die Garderobe von jener Kammer schied.

„Susel . . . Susel!“ zischelte die Alte ängstlich herein. „Der Baron!“

Sie fuhr mit einem leisen Schrei empor. Nun glitt auch er aus ihren Armen. Wie früher der Schmuck.

„Dort hinaus“, gebot sie hastig. Darauf glitt sie in die Kammer, zog die Tür hinter sich zu. Noch hörte er, wie die Alte in sie hineinschalt. Dann wurde eine Mannesstimme laut.

„. . . Seit wann muß denn ich antichambrieren?“

Wie festgewurzelt blieb Konrad stehen.

„Es ist nur . . .“ hörte er sie sagen. „Ich bin nicht ganz wohl.“

„Der Champagner wird dich schon wieder auf die Beine bringen.“

„Aber ich mag nicht, heute.“

„Flausen!“

Eine schwere Hand legte sich auf die Klinke, drückte sie nieder. . . .

Wie instinktiv schritt Konrad auf die Tür los. Noch glühend von ihren Küssen, fiebernd von seiner Hingabe, von Zorn und Eifersucht zugleich geschüttelt, hatte er nur

104

einen Gedanken: auf den losstürzen, der sie quälte! Mochte er kommen und ihn sehen. Er wich nicht.

Aber -- die Tür öffnete sich nicht. „Patsch, lieber Patsch“, hörte er sie lachen. „Wer wird denn gleich so grantig sein?“

„Du weißt doch . . .“ kam es ungeduldig zurück. Eine lange, heiße Pause.

Nun trank ein anderer ihre Küsse. Er fühlte es.

„Also kommst mit?“ bettelte es drinnen, „der Wagen wartet.“

„Ich muß mich doch umkleiden.“

„So, wie du *bist*. . . .“

„Narr.“

Wieder eine Pause.

Nein, sie wurde nicht -- gequält, durchaus nicht. Er konnte -- gehen.

Und er ging.

Plötzlich sah er sich im Freien. In irgendeiner abgelegenen Allee. Er wußte selbst nicht, wie er dahin gekommen. Aber nun saß er auf einer Bank und stierte um sich. Müde, zitternd, von einem Ekel geschüttelt, der ihm wie ein Frost bis an die Seele griff.

Das also -- war es!

Und mit einem Male fühlte er, daß er etwas verloren, was ihm kein Weib der Erde mehr zurückgeben konnte: den Traum vom Weibe!

Wie war es nur so weit gekommen?

Ja so, das Plakat!

Und er hatte geglaubt, daß es die Liebe wäre!

Oder war sie es am Ende doch?

Und plötzlich schien ihm, als sähe er eine ganze Allee von Plakaten vor sich, und er wisse genau, was sie verhiessen. „Die Ehre.“ „Die Wissenschaft.“ „Die Karriere.“

105

Man ging dazwischen durch und wählte. Einige Toren nannten das „leben“. Plagten sich darum oder starben gar dafür. Wie er vor kurzem noch für eine Dirne sein Blut hingegeben hätte. Nun wußte er's besser.

Betrug und Gemeinheit war alles -- *alles*!

Ein paar heiße Bubentränen quollen in seine Augen. Mit zorniger Hand strich er darüber hin. . . . „Tölpel!“

Baldrian.

Venedig war nach allen Richtungen durchgondelt; Kirchen und Galerien gewissenhaft besichtigt worden. Freilich . . . wenn man die beiden gefragt hätte, wo sie diesen berühmten Tizian und jenen „entzückenden“ Bellini gesehen -- sie wären in keine geringe Verlegenheit geraten. Wo -- wo? Sie hatten einander zuviel in die Augen geschaut. Und so waren all diese Paläste und Kirchen und Galerien im Meer ihrer Liebe untergegangen. Da unten lagen sie nun, ein zweites Vineta, und Gsell-Fels und Bädeler mußten sich's gefallen lassen, daß ihre Erinnerung nach einem Orientierungsplan vorging, den kein deutscher Reiseschriftsteller jemals in Erwägung gezogen.

„Du -- den ‚Petrus Martyr‘ -- den haben wir doch in der ‚Accademia‘ gesehen, nicht?“

„Aber Schatz -- der ist doch zugrunde gegangen bei irgendeinem Kirchenbrande. Der Führer hat es uns ja eigens erzählt. Entsinnst du dich nicht?“

„Der ‚Petrus Martyr‘ wäre verbrannt? Lächerlich! Wir sind doch vor dem Bild gestanden --“

„Aber Maus, kleine Maus --“

Die junge Frau zog die Augenbrauen hoch. Das war kein gutes Zeichen. Die Schwiegermutter der jungen Gattin machte es geradeso, wenn sie sich im Recht fühlte. Es war also ein „ererbter Zug“, und ererbte Züge mußte man respektieren. Vor der Hochzeit war ihm das nicht so

107

aufgefallen. Seither gab ihm diese Ähnlichkeit zwischen Mutter und Kind etwas zu denken. Nur . . . er fühlte sich diesmal eben im Recht.

Also versucht er's mit einem Kuß. „Aber Maus -- kleine Maus.“

Sie zog sich ganz gekränkt zurück. „Und wenn ich dir sage, daß wir eine ganze Weile davorgestanden sind. Und daß ich die Erinnerung daran noch heut' an meinem Arm herumtrage?“

„An deinem -- Arm?“ wiederholte er ratlos.

Sie streifte mit einer entzückenden Bewegung den Spitzenärmel ihrer Matinee zurück.

„Da!“

Er küßte pflichtschuldig den Arm, machte aber womöglich ein noch dümmeres Gesicht.

Ihre weichen Lippen begannen leise zu zucken. „Du weißt also nicht einmal mehr, daß du mich dort gezwickt hast?“

„Ich hätte dich vor dem ‚Petrus Martyr‘ gezwickt?“

Die blauen Augen gerieten in einen Brand, der für ihn etwas Unheimliches hatte. „Woher hätt' ich denn diesen Fleck da?“

„Den Fleck geb' ich zu und auch das Zwicken. Nur . . .“

Über der Wurzel des reizenden Stumpfnäschens zeigte sich eine tiefe Falte. „Nur?“

„Meiner Erinnerung nach ist das im Palazzo Ducale geschehen. Unter dem Bild der thronenden Venezia.“

„Dort hast du mir bloß die Schleppe abgetreten. In der Erinnerung an deine erste Liebe.“

Er war sprachlos.

„Oder willst du das auch leugnen . . . ?“

„Aber Herzerl -- Mauserl -- Tauberl . . . Die Schleppe geb' ich ja zu. Nur --“

„Mehr brauch' ich auch nicht.“

„Wieso?“

„Wenn man seiner Frau die Schleppe abtritt, denkt man doch immer an eine andere. Und diese thronende Venezia . . . Gott -- jede *kann* eben nicht so blond sein.“

„Na hör' einmal.“

Sie erhob sich. „Aber den ‚Petrus Martyr‘ haben wir gesehen. In der Sakristei der Scalzi --“

„Der -- Scalzi?!“

„Ja. Und dort hast du mich gezwickt. Darum ist der Fleck auch schon grün. Weil es länger her ist. Im Palazzo Ducale waren wir zwei Tage später. . . .“

Sollte er weiter streiten? Bloß diesem „Petrus Martyr“ zuliebe, der schon lange verbrannt war? Wenn er ihr den „Petrus Martyr“ von den blühenden Lippen küßte, behielt er recht und sie recht. Dem „Petrus Martyr“ war ohnedies nicht mehr zu helfen.

Im Reisehandbuch nachzuschlagen, fiel ihnen schon lange nicht mehr ein. Sie hatten genug an dem, was sie seh'n mußten. Genug und mehr als genug. Der Tag wurde immer zu kurz dafür. Wenn man so spät aufstand, so lange Toilette machte. Dazwischen immer wieder girrte und schnäbelte. . . .

Die junge Frau wußte, warum sie die „Markustauben“ so liebte: „Die Vögel der Venus.“

Wenn der Abend in rotgelben Flammen über San Giorgio Maggiore stand und die blaue Luft vom Gesaus all der weißen, seidenen Fittiche erzitterte -- kam es ganz leise, ganz heimlich herangeglitten, hielt auch vor ihrem Fenster -- „der Schaumgeborenen weißes Taubengespann“.

So waren sie mit Venedig fertig geworden, aber auch mit ihren Nerven. Und eines Tages hatten beide nur mehr einen Wunsch -- irgendwo und irgendwann wieder einmal recht gut, recht lange und recht ungestört zu schlafen.

109

In ihrem Hotel war es nicht möglich. Ihre Zimmernachbarn rechts und links waren -- Hochzeitsreisende, wie sie selbst. Und überhaupt dieses ganze lockende, lärmende, buhlende Venedig! Das erst nachts doppelt aufzuleben begann, so recht wie eine Courtesane. Es war ja gewiß schön gewesen -- sehr, sehr schön. Aber . . . Sie begannen sich langsam nach einem mehr bürgerlichen Behagen zu sehnen. Keines sprach davon. Als sie aber in dem Zug saßen, der sie nach Bologna bringen sollte, glitt das allzu reiche Glück, das sie genossen, wie eine Last von ihnen ab. Er gähnte -- sie lehnte sich in die Wagenecke und schlummerte ein. Und keines nahm es dem andern mehr übel.

In Bologna gleich wieder auf die Straße zu laufen, wie damals in Venedig, fiel ihnen gar nicht ein. Kalt war es auch. Die junge Frau erinnerte sich plötzlich, daß ihr Mama außer der spitzenüberrieselten Matinee auch einen warmen -- Schlafrock eingepackt. Der wurde nun hervorgeholt -- zum erstenmal seit ihrer Hochzeitsreise. Bisher hatte sie nur in „Pongis“ geliebt und -- gefroren. In Bologna kam wieder das heimische Tuch zu Ehren. Der junge Gatte lief unterdes zum -- Raseur.

Wie sie zwischen Koffern und Schränken so hin und wieder ging, wurde nebenan eine tiefe Mannesstimme laut. Es war sonst nicht ihre Art, die Nachbarn zu belauschen. Aber diese Hoteltüren. . . . Man hörte doch alles. Ob man wollte oder nicht. Und dann -- es waren Deutsche! An der Table d'hote vielleicht sogar ihre Nachbarn.

Unwillkürlich horchte sie auf.

„Ja, um Himmels willen -- was machst du denn da --?“

„Eine Bombe!“ kam es gleichmütig zurück.

„Du willst also wirklich heute nachts losgehen?“
„Natürlich, Aug' um Aug', Zahn um Zahn.“

110

„Laß einmal sehn'n . . .“
„Sachte. Ich muß erst die Schnur herumwickeln.“
„Na. . . . Wo *die* hinfällt?“
„Nicht wahr? Und dabei, siehst du, brauch' ich mich nicht einmal zu erheben. Kann das Ganze von jeder Ecke aus dirigieren“
„Hab' wenigstens die Güte, an *meine* Sicherheit zu denken.“
„Sei ganz unbesorgt. Die springt nicht ab. Auch wenn ich sie über dich hinwegschleudere.“

„Na, dann, Glück auf!“
„*Vedermo!*“ kam es verbissen zurück. Wieder ging die Tür. Der Mann mit der rauhen Stimme entfernte sich -- der „Bombenmacher“ blieb zurück, Tür an Tür, ihr Zimmernachbar!
Die junge Frau wagte kaum zu atmen. Eine herrliche Zobelboa, die sie eben ausgepackt, baumelte lang und schlaff zwischen ihren Händen herab und strich mit dem einen Ende trübselig am Boden hin -- wie eine jener Abgottschlangen, die in halberfrorenem Zustand aus ihrem Behälter hervorgeholt werden. Hatte sie denn auch gut gehört -- recht verstanden? „Nur zu gut!“ sagte sie sich. Da war jeder Zweifel ausgeschlossen.

Und *hier* hatten sie endlich schlafen wollen -- gut, fest, ungestört . . .
hier! *Hätten* vielleicht geschlafen, ahnungslos . . . neben Dynamit und Schießbaumwolle und einem „gelernten Anarchisten“, wie man in ihrem lieben Wien daheim zu scherzen pflegte. Was tun?

Sie räusperte sich, begann plötzlich laut und rasch hin und wieder zu gehen. . . . Der Unhold daneben sollte wissen, daß er belauscht worden; sollte wenigstens gewarnt sein.

Aber . . . der Unhold räusperte sich noch gründlicher,

111

nahm nicht einmal Notiz von ihrer Nachbarschaft. Ja, Herrgott -- wurde den das „Bombenmacher“ in Italien so ungeniert betrieben? Sie hatte schon allerlei darüber gelesen; natürlich nur in den Zeitungen und selbstverständlich nur, wenn irgendwo wieder eine „losgegangen“. Auch daß die Italiener sich besonders darauf verstünden, hatte sie einmal gelesen. Aber der Unhold daneben sprach ja doch Deutsch! So ein fettes, breites, gemütliches Deutsch, wie man es im Münchener Salvatorbräu zu hören bekam. . . .

„Was soll ich tun?“ dachte sie wieder.

In diesem Augenblick trat ihr Mann ein -- rasiert und sichtlich montiert, und ach! wie ahnungslos! „Du Ärmster!“ dachte sie, und gerade er hatte sich so auf eine „ruhige Nacht“ gefreut. Nach all der Liebe und all der Kunst! Durfte sie -- gerade sie ihn um diese Hoffnung bringen? Und wenn sie ihm auch alles erzählte -- war ihnen damit geholfen? Schon jetzt fühlte sie sich so unter dem Schreckensbann dieser Nachbarschaft, daß sie es nicht gewagt hätte, auch nur ein Wort von dem Entsetzlichen zu wiederholen, das sie soeben gehört. Wenigstens nicht in ihrer Stube. So ein „Bombenfabrikant“ -- was lag dem dran, wann und wo er mit dem Tode um sich warf? Nein, nein. Nur nicht den Haß solcher Menschen auf sich laden. Heute sollte ihr Mann noch ruhig schlafen. Wenn der unheimliche Nachbar seine Untat schon durchaus verüben wollte oder mußte -- sie würde sich hüten, etwas merken zu lassen, solange sie mit ihm unter einem Dache weilten. Selbst ihr Geräusper erschien ihr jetzt übel angebracht. Übrigens . . . bei Tische würde man ja sehen.

Aber so sehr sie auch abends die Ohren spitzte -- an der Table d'hote wurde keine der beiden Stimmen laut. Werde [Weder] die fette noch die rauhe. „Am Ende sind die Zwei

112

schon unterwegs", dachte sie. Von denen, die ihr da gegenüber saßen, konnte es unmöglich einer sein. Und die einzige unangenehme Stimme, die aus dem munteren Geplauder hervorklang, gehörte einer vierschrötigen Engländerin, die auch bei Tisch nur mit und für ihren Gatten sprach.

„Die möcht' ich auch nicht neben mir haben", dachte sie unwillkürlich. „Die redet ja selbst ihren Mann in den Boden, obwohl er ein ‚Reverend' ist."

Kleinlaut und langsam, sehr langsam, schritt die junge Frau an der Seite ihres Gatten dem behaglichen Zimmer zu, in dem man einmal „ruhig schlafen" wollte.

„Freu' ich mich heute aufs Nest!" gähnte der junge Ehemann.

Sie warf ihm einen Blick tiefster Teilnahme zu. Der Ärmste -- er ahnte ja nicht

„Warum schaust du denn heut' schon den ganzen Abend so spaßig drein?" fragte er plötzlich.

Sie starrte ihn geradezu entsetzt an. Wenn einer von den Bombenwerfern schon daneben war. . . . Was sollte sie tun? Reden -- Schweigen? Die Nacht war so entsetzlich lange!

„Karl", flüsterte sie endlich so leise als möglich, „ich -- ich wollt' es dir nicht sagen -- aber --"

„Warum sprichst du denn so leise?" forschte er befremdet.

„Pst -- pst . . . um Gottes willen"

„Ja, sag' mir nur . . . du tuest ja, als wenn wir weiß Gott was für Geheimnisse hätten. . . ."

„Wir nicht -- wir nicht", zischelte sie. „Aber . . ." und plötzlich in Tränen ausbrechend, „neben uns wohnen -- Anarchisten."

„Was dir nicht einfällt", lachte er auf.

„Doch, Karl, doch. Ich hab' es gehört."

113

„Meinetwegen. Aber endlich und schließlich . . . irgendwo müssen die doch auch wohnen . . . 's ist ja ein Hotel!"

„Aber -- aber, wenn sie Bomben machen?" stammelte sie halb erstickt. „Knapp neben uns Bomben fabrizieren?"

Er lachte hell laut auf. „Aber Maus, um Gottes willen -- du bist wohl nicht recht beisammen?"

„Wenn ich's aber gehört habe, mit eigenen Ohren!"

Nun wurde er ernstlich böse. „So wie du den Petrus Martyr geseh'n hast. Mit eigenen Augen! Weißt du was? Laß mich endlich einmal schlafen!"

„Hab' ich dich bisher um deine Ruhe gebracht?"

„Wer denn?" scherzte er, gab ihr einen Kuß und warf sich aufs Bett, ruhig, sorglos, als wenn es auf der ganzen Welt kein Dynamit mehr gäbe.

Ob es nicht am klügsten war, gradeso zu tun? Es erschien ihr plötzlich so natürlich. Als aber das Licht abgedreht war und eine Art behaglichen Grunzens ihr verkündete, daß ihr Gatte endlich den ersehnten Schlaf gefunden, kam doch wieder die alte Unruhe über sie.

Wenn sie schon nichts tun konnte -- wenigstens wachen wollte sie

Vom Korridor her klangen Schritte, kamen näher und näher. Nun wurde nebenan die Tür geöffnet. Ihre Nachbarn!

Mit gedämpfter Stimme begannen sie zu plaudern. Aber je länger sie hinhorchte, desto mehr staunte sie. Waren das wirklich die „Bombenwerfer"? Sie sprachen nur von Kunst und

wieder von Kunst! Die reinen Galeriefexe. Dabei in einem Jargon, der verriet, daß es Leute „vom Fach“ waren. Und so hätte sie ruhig einschlafen können, wenn -- ja wenn es nur nicht dieselben Stimmen gewesen wären!

Wieder nahten Schritte -- kamen näher, hallten in dem

114

langen Korridor wider -- standen plötzlich vor einer der nächsten Türen still.

„Sie sind's!“ hörte sie nebenan zischeln.

Wer?

Gleich darauf wußte sie's. Es war der Reverend mit seinem vierschrötigen Gemahl. Unmöglich, diese Stimme zu vergessen, wenn man sie einmal gehört. Und breitspurig und rücksichtslos, wie die beiden zu ihrer Kemenate schritten, begannen sie auch ihre Konversation. Durch zwei Türen schollen ihre Stimmen -- gingen durch und durch. Nur eine Nuance war neu. In der Stille der Nacht schien auch der arme Reverend den Mut zu einer gewissen Opposition zu finden. Er wehrte sich -- oder versuchte es wenigstens, denn die Beredsamkeit seiner Gattin entfammte sich noch mehr daran.

„Ist das ein Biest!“ klang es von nebenan herüber.

„Ach, so laß' sie doch. Du bist ja nicht der Reverend.“

„Wär' sie schon lange tot!“

Der andere gähnte, drehte sich um, daß das Bett knarrte, war augenscheinlich dem Einschlummern nahe.

Nur den „Bombenwerfer“ . . . der schien auch „Nerven“ zu haben.

„Ruhe!“ rief er plötzlich -- laut, wütend.

Umsonst. Die beiden stritten weiter.

Plötzlich ein lautes Gepolter -- ein Anprall, der sich wie ein dumpfer Knall anhörte. . . . Mit beiden Beinen fuhr die junge Frau aus dem Bett. War sie noch ganz? Doch. Nur -- drüben mußte etwas Entsetzliches geschehen sein -- die Bombe war augenscheinlich in die Luft geflogen! Drum war es jetzt plötzlich so totenstill hüben und drüben.

„Karl! Karl!“ schrie sie. Dann riß sie ihren Gatten

115

förmlich aus dem Bett -- stieß ihn zur Tür hinaus -- stürzte ihm nach.

Er tastete noch schlaftrunken um sich. „Ja -- sag' mir nur --“

„Die -- die Bombe!“ hauchte sie schreckensbleich. „Sie ist soeben losgegangen . . .“

Nun wurde er wütend. „Unsinn!“

„Ja -- hast du den Knall nicht gehört?“

Die Tür nebenan öffnete sich -- ein breiter, blonder Germanenkopf schob sich in den Spalt. Mit einem wilden Schrei fuhr die junge Frau in ihr Zimmer zurück. „Karl!“

Aber es war zu spät! Mann an Mann standen sich die beiden gegenüber. Ach, und jeder in der -- Unterhose.

„Herr, was treiben Sie da?“

„Ruh' hab' ich uns verschafft!“

„Ruhe, indem Sie Spektakel machen? Meine Frau hat geglaubt, daß Sie mit Bomben um sich werfen!“

„Karl!“ klang es verhauchend aus dem Zimmer.

„Wollen Sie die Bombe seh'n?“

„Karl!“ flehte es.

„So sei doch endlich ruhig, daß man vernünftig reden kann.“

Wieder wurde eine Tür geöffnet. Die Kerze in der Hand, trat der arme Reverend auf den Korridor. Es war gerade kein „geistliches“ Nachtgewand, in dem er stak. Aber seine Züge verklärte ein geradezu seliges Lächeln.

„Haben Sie an die Tür geschlagen?“

„Ich!“ erklärte der Blonde mit Selbstbewußtsein.

Der Engländer reichte ihm die Hand. „Danke, mein Herr, danke. Sie haben mir Ruhe verschafft, mir und -- und sich. Seien Sie überzeugt!“

Er verschwand.

„Na“, lachte der Blonde -- „wollen Sie jetzt meine Bombe sehen?“

116

„Eigentlich hab' ich sie nicht einmal gehört“, erwiderte der junge Gatte etwas kleinlaut. „Aber meine Frau . . .“

Der Blonde ließ einen großen Blick über ihn gehen, einen Blick, in dem viel Wissen wohnte und noch mehr Mitleid. „So, so -- Ihre Frau . . . Na, wissen Sie was, mein Bester . . . wenn Sie einmal zehn Jahre verheiratet sind, reden wir weiter. Und jetzt“ -- er lächelte -- „gute Nacht!“

„Wir wollten uns bloß einmal gründlich ausschlafen“, murmelte der junge Ehemann verstört.

„Na, versuchen Sie's also!“ kam es zurück. „Wenn Sie übrigens sonst noch eine Aurklärung wünschen . . . mein Name ist Baldrian. Heinz Baldrian!“

Nein, er brauchte keine weitere Aufklärung -- nicht einmal seinen Namen nannte er, so wütend war er. Aber was half es? Als er mit dem ganzen eheherrlichen Ernst, den er aufbringen konnte, in sein Zimmer zurücktrat, saß „Maus“ auf ihrem Bett und hatte einen Weinkrampf.

Was blieb ihm übrig? Er machte kalte Kompressen zurecht und versprach ihr, „gleich morgen“ dieses „scheußliche Bologna“ zu verlassen.

Wie hatte Heinz Baldrian gesagt, als vom Schlafen die Rede war? „Na, versuchen Sie's also . . .“

Er begann es langsam zu spüren, daß er verheiratet war.

Mit dem ersten Zuge fuhren sie nach Florenz. Der Direktor des Hotels, in dem sie abstiegen, mußte sein Ehrenwort geben, daß ihr Zimmer eines der ruhigsten sei. Er konnte es leichten Herzens tun. Sie hatten nicht einmal einen Nachbar. Die Stube nebenan stand noch leer. Das Zimmer selbst öffnete sich nach einem Prunksaal, der nur „bei besonderen Gelegenheiten“ vermietet wurde: „an kleinere Zirkel“. „Sie können also völlig unbesorgt sein“, versicherte der Direktor.

117

„Wir wollen nämlich endlich einmal schlafen“, erklärte der junge Gatte gereizt.

Der Direktor verbeugte sich lächelnd.

„Endlich einmal schlafen!“ Er hatte sofort verstanden. Die beiden waren noch so jung. Und von Venedig kamen sie obendrein. . . .

In vollster Eintracht gingen sie zu Bett, schliefen fast zugleich ein, schliefen und hätten gewiß auch weiter geschlafen, wenn . . .

Mitten in der Nacht fuhr die junge Frau empor. Täuschte sie ihr Gehör oder --? Es war jedenfalls ein recht seltsamer Ton, der da an ihr Ohr schlug. Halb Gestöhn -- halb Gepfauch. Und das Zimmer nebenan war doch unbewohnt. Der Direktor hatte sein Ehrenwort gegeben.

„So -- In Florenz wär' mer gewese“, klang es plötzlich im breitesten Schwäbisch durch die Tür. „Da fahr'n mer ihne nimmer her. So eine Bagasche! Was sagste?“

Wieder jenes Gestöhn. Diesmal so laut und beängstigend, daß auch der junge Gatte erwachte.

„Herrgotthimmeldonnerwetter!“ Aber die drüben ließen sich nicht stören.

„Und ich sag dir, du wirschte reklamiere. Reklamiere wirschte! De sollet wische, wie dees is', wenn mer wo ankommt und kann nit schlafe, weil mer keine Nachthemde hat. Was sagste?“

Nein, er sagte nichts, gar nichts.

„Magscht een Baldrian?“

„Nein“, kam es zurück, leise, schwach, etwas wie der Rest eines Manneswillens.

„Na, ich will der ni gerate habe, aber der Baldrian . . .“

„Nein“, wehrte sich der Verzweifelte.

„Wie de willst. Aber reklamiere wirschte. Und dene

118

sage, wie dees is', wenn sie einem die Koffer verschicke. Und mer kommt dann ins Hotel und kann nit schlafe, weil mer keine Nachthemde hat.“

„Öh!“ stöhnte es wieder auf.

„Da steht der Baldrian. Magst 'n?“

„Nein!“

„Na, sei stille. Morgen fahr'n mer nach Münche. In Münche wirste wieder schlafen könne. Aber reklamiere wirschte, hörst? Wenn mer die 20 Francs auch nit brauche, die sollen wisse, wie dees is', wenn mer wo hinkommt, und mer hat keine Nachthemde. . . . Magscht ein Baldrian?“

„Nein!“

„Dei Herz klopft wohl recht arch?“

„Öh . . .“

„Na, sei nur still. Wenn mer erscht wieder in Münche sind . . .“

„O, die Bombe, die Bombe“, murmelte der junge Ehemann. „Wenn ich die jetzt da hätte!“

In grauer Morgenfrühe wurde es endlich ruhig. Aber was half es? Mit dem Schlafen war es vorüber, auch für diese Nacht.

Vergeblich beteuerte der Direktor, daß die späte Einquartierung ohne sein Wissen geschehen und zu einer Zeit, da er selbst sich schon zur Ruhe begeben. Der Nachtzug hatte die Fremden gebracht, und da sie ein ganz ruhiges Zimmer gewünscht . . .

Ein ruhiges Zimmer! Es klang wie ein Hohn. Gleich nach dem Frühstück fuhr man in ein „Pension“.

Die junge Frau war nicht recht wohl -- Karl hatte geradezu beängstigende Kongestionen. Als weder ein Fußbad noch kalte Umschläge halfen, fuhren die beiden zu einem Arzt.

Der Arzt hörte sie lange und ruhig an -- lächelte nur

119

zuweilen -- ganz leise, ganz verstohlen, brachte aber zuletzt mit amtlichem Ernste sein Rezept zu Papier.

„Darf ich fragen, was Herr Doktor mir verschrieben haben?“

„Baldrian.“

„Wie -- was?“

Der Arzt sah ihn etwas befremdet an. „Nun ja, ich gehöre der modernen Schule an und vermeide gerne allzu drastische Schlafmittel. Und Baldrian hat noch selten versagt.“

„Ich danke“, murmelte der junge Ehemann. Er war plötzlich kleinlaut geworden, sehr, sehr kleinlaut.

Gewitternacht.

Über dem weißen Karpathendorf stand der Mond. . . .

Ganze Strahlenbündel flocht er in das dunkle Grün der Tannen, und von den Giebeln der Bauernhäuser, die mit geschlossenen Läden in die Nacht hieinstarrten, rann in silbernen Bächlein der Strom seines Lichtes.

Wie eine schwarze Riesenschlange wand sich die Straße bergab; stieg höher, immer höher, bis die letzte Spur des Weges und die letzte Hütte des Dorfes im Tann verschwanden. Nur einsame Salaschen und die Blockhütten der Jäger und Holzfäller klotzten noch weiter empor. Steil und unnahbar wie ein Hochthron der Einsamkeit sah ihnen die Kuppe eines mächtigen Felsmassivs über die Schultern.

Im Tal unten war es noch laut. Blitzblanke Häuser und Villen, wie von der Hand eines Zauberers in die grüne Wildnis hieingestellt, strahlten mit hellen Fenstern die Nacht an. Auf der Terrasse des Kurhauses fiedelte eine Zigeunerbande. Und die Kutscher, die ihre langen Peitschen über die ruppigen Mähnen der schellenbehangenen Pferde hinknallen ließen, hatten soeben neue Gäste heraufgebracht. Ihren Weg entlang rauschte der Strom sein eintöniges Lied in die Nacht hinein, mit dumpfem Getös von Klippe zu Klippe stürzend. Er allein noch immer derselbe, von seinem Ursprung bis an sein Ende. Wieviel sie auch um ihn gebändigt und gezähmt.

121

Auf einem der kleinen Balkons des Hotels stand eine noch jugendliche Frau, sah in die Nacht hinein, zu den Höhen empor —regungslos, wie gebannt. Ihre Rechte hielt noch das Reisetäschchen, um die schmalen Schultern flatterte der Schleier. Fest klammerte sie die Linke an das Eisen des Balkons, als fürchte sie, plötzlich zu erwachen und erwachend ins Bodenlose zu sinken. Denn es war ja wie ein Traum, was sie da sah.

Hinter ihr polterte der Hausknecht mit dem Gepäck herum, ließ das Stubenmädchen die elektrischen Flammen in die matten Glastulpen springen; scholl das Hin und Her des gutbesetzten Hauses durch die noch offene Tür herein. Sie hörte es kaum, stand nur und sah die Straße entlang, die sich vom Tal zur Höhe emporwand. Hier lautes Leben, alles Komfort, Wohlstand, Erwerb. Dort tiefe Einsamkeit, das Schweigen von damals. Dieses Schweigen, das ihr so schwer auf dem Herzen gelegen, daß sie eines Tages in fiebernder Angst davor geflüchtet war. Als könne es sie festhalten und verschlingen, jetzt und jetzt. Oder in ihr selbst plötzlich eine Stimme bekommen, laut, wild, alles übertönend und übertönend wie dort der Strom . . . alles.

Weit, weit mußte sie die Augen öffnen, um zu glauben, was sie sah. Lagen doch kaum sechs Jahre zwischen dem Einst und Jetzt.

Da riß sie eine helle Frauenstimme herum. Mit zwei Schritten stand sie im Zimmer: „Ich kann es noch immer nicht recht glauben, Frau Nagy.“

Die Wirtin lächelte, strich behaglich über ihre weiße Schürze hin. „Aber, gnädiges Fräulein, warum nicht? Und sagen wir gleich, Gott sei Dank! So ist uns allen geholfen!“ Sie schüttelte das Haupt, starrte in das elektrische Licht, zog langsam, fast vorsichtig die Nadeln aus dem Hut.

122

„Mir ist, als müsse ich jeden Augenblick aus einem Traum erwachen. Aber da stehen Sie, das bin ich. Nur die alte, rußige Gaststube ist versunken, in der ich einmal über diese Projekte

gelacht habe. Gelacht un —gespottet“, setzte sie leise hinzu.

„Glaub’ ich, wenn man es sieht zum erstenmal“, meinte die Wirtin mit ihrem breiten Lächeln. „Aber wie’s ist, so ist es jetzt. Und wenn Sie gefälligst hinabkommen wollen, mein Pörkelt und Tokany ist noch immer gleichgut.“

„Geh’n wir“, sagte die Fremde zögernd. Und als sie der Treppe zuschritt, griff sie wie instinktiv nach dem runden Arm der Wirtin. Man ging so sicher neben all der Prosa einher. Vielleicht gelang es auch ihr, dies alles endlich so selbstverständlich zu finden wie die gute Frau Nagy.

Als der letzte Gast von der Terrasse verschwunden war, setzten sich Wirt und Wirtin an ihren Tisch. Der Mond, der nun gerade über der Felskuppe stand, warf silberne Ringe in die Wellen des vorübergleitenden Stromes. In der Luft lag es noch wie ein letztes schwüles Zögern des Tages. Doch im Westen stieg langsam eine dunkle Wolkenwand emport, türmte sich höher und höher, schickte kühlende Schauer herüber.

„Wir bekommen ein Wetter“, sagte der Wirt. Aber die Zigeuner fiedelten weiter, und Frau Nagy ließ mit einer Art Andacht den weißen Villanyer in die hochstengeligen Gläser glucksen. Der beste Jahrgang mußte aufmarschieren zur Feier dieses Wiedersehens. Und als die feinen Kelche aneinanderklirrten, rief der Wirt: „Eljen, unser Kurort!“

„Und der Herr Doktor“, fügte Frau Nagy hinzu. „Denn er hat ja dies alles gemacht wie der Herrgott. Oder nicht?“

„Wie geht es ihm?“ fragte eine bebende Stimme in die Nacht hinein.

123

Die beiden Gatten sahen sich an und stellten zur gleichen Zeit ihre Gläser auf den Tisch. Eine fast eckige Gebärde, wie sie schlichten Leuten eignet, die ein plötzliches Besinnen verlegen macht und steif.

„Wie soll es ihm gehen?“ begann der Wirt endlich langsam. „Gut, wenn er da herabschaut, sehr gut. Gerade nur, daß er daheim kein Glück hat.“

„Wieso?“ kam es leise zurück.

„Weil seine Frau schwer krank ist. Immer und immer krank.“

„Seine —*Frau*?“ betonte die Fremde.

Der Wirt räusperte sich, füllte mit einer gewissen Hast sein Glas: „Nun ja, er hat sie endlich geheiratet.“

Wieder blieb es eine Weile still. Nur die Zigeuner fiedelten weiter, und über das Geräusch des Stromes fand die Stimme des fernen Donners herüber.

„Gescheh’n ist gescheh’n“, seufzte die Wirtin endlich auf. „Und, wie es einmal ist, wenn sie jetzt stürbe, wär’ es für uns alle ein Unglück.“

Die stolzen Lippen des Gastes schürzten sich. Wie der Widerschein eines fernen Blitzes flog es durch die samtenen Augen. Doch sie schwieg. Und die Wirtin meinte mit einer gewissen Verlegenheit: „Für den Kurort, wollt’ ich sagen. Denn wie die Leute einmal sind, was würden sie gleich herumschreien? „Seine eigene Frau ist doch gestorben. Und gerade hier!“ Darum ist er jetzt auch so hoch als möglich hinaufgezogen mit ihr. Hat sich ein eigenes Haus bauen lassen im Wald. Nur von Holz, aber allen Respekt! Damit sie ja die beste Luft hat Tag und Nacht.“

Sie wandte das Haupt, folgte mit dem Blick der langsam ansteigenden Straße. Der Gatte, ihre Absicht erratend, wies mit der Rechten zu einer Gruppe dunkler Föhren empor, die knapp an einem Felshang standen: „Dort! Er hat noch Licht.“

124

Der Blick der Fremden ruhte eine ganze Weile in dem zitternden Strahl, der zwischen

dem dunklen Tannicht herabstand —zu ihr. Plötzlich schloß sie die Augen. „Es ist wohl schon recht spät, und ich bin müde.“ Aber der leichte Schritt, mit dem sie die Treppe hinaufstieg, strafte die Lügen.

In ihrer Stube brannten noch die elektrischen Flammen; sie drehte sie ab, rasch, ungeduldig. Nur die Nacht wollte jetzt um sich haben —die Nacht und das verlorene Licht, das aus der Höhe dort zu ihr herabfiel, blaß, zitternd. Vielleicht einer Sterbenden leuchtend, vielleicht. . . . Es war ein Strahl aus weiter, weiter Ferne.

Sie trat auf den Balkon hinaus, lehnte sich über die Brüstung. Es war immer wieder derselbe Weg, den ihr Blick ging: vom Tal zur Höhe, von der Höhe zum Tal.

Sechs Jahre war es her, daß sie, von einer ungünstigen Wetterlaune verschlagen, zum erstenmal in das stille Tal gefunden. Und es war ein Hochsommerabend gewesen wie dieser: mit dem schwülen Geleucht der Blitze, den tiefen Orgeltönen des Sturms, der stöhnend über dem brausenden Hochwald einherfuhr.

Niemand in der ärmlichen Gaststube als sie und die Wirtsleute, die sich nach des Tages schwerer Arbeit für ein Weilchen der Ruhe hingaben. Bauern, wie alle andern ringsum. Zuletzt hatte sich der Arzt zu ihnen gefunden. Er war Junggeselle und pflegte seine Mahlzeiten hier einzunehmen.

Langsam kam man ins Gespräch. Er hatte etwas Zurückhaltendes in seinem Wesen, eine, wie ihr schien, fast bäuerliche Scheu, die sich nur zögernd gab, nur langsam annahm. Daß diese Knorrigkeit seines Wesens aber nicht eine bloße Äußerlichkeit war, merkte sie bald. Der Mann hatte über vieles nachgedacht und was er sprach, trug den Stempel des Persönlichen. Tag für Tag von dem

125

unendlichen Schweigen umspinnen, das der Hochwald wie einen Bann hier um die Seelen der Menschen legte, hatte er den Weg zur Natur zurückgefunden wie ein Kind, das lange irre gegangen. Mit welchem Hohn sprach er von den Städten und ihrem Elend, von dem „Kulturpöbel“, der „nur mehr das Papier erlebe“, von der „Suggestion der Schlagworte, der auch der Stärkste erliegen müsse, wenn er sich zwischen den Tausenden und Abertausenden wohlfühlen sollte“. „Es ist wie ein Ring“, rief er mit blitzenden Augen. „Man kann nicht heraus. Und wenn man eines Tages erwacht, merkt man erst, daß man nicht weniger verloren als sich selbst. Weshalb? Um dem Nachbar zu gefallen.“

„Warum gibt es so viel Zank und Streit und Verdruß auf dem Lande? Weil jeder auf der eigenen Scholle sitzt und sich behauptet; bis zuletzt er selbst.“ Geradezu verächtlich aber fand er die Bemühungen der Sozialethiker. „Bevor nicht die letzte Großstadt entvölkert ist, wird es keine Gesundheit des Körpers und der Seele geben. Wie Rom an Rom zugrunde gegangen ist und Griechenland an Athen, so werden auch unsere modernen Kulturstaaten an der Hypertrophie ihrer Zentralen zugrunde gehen. Ein krankes Herz ist jede Großstadt!“

Es war ein schönes Feuer, in das er sich so nach und nach hineinsprach, und um des seltsamen Anblickes willen hatte sie alles fast widerspruchslos hingenommen. Als er aber von seinem Wald zu erzählen begann, von der Einsamkeit, die hier geradezu Wunder wirken könne, von dem beseelten Frieden der Natur, der ein kräftigerer Heiltrank sei als alle Quellen der Modebäder —war es, als ginge alles, was die Natur schön und groß macht, mit seinen Worten über sie hin: Sonnengeleucht und Sternenfrieden, Sturmgebraus und die keusche Blütenkühle der Nächte, über denen der Vollmond wacht.

126

Als er schied, blieb sie wie verzaubert zurück. So geschah es, daß sie tage- und

wochenlang in dem einsamen Bergdorf saß, der „erste Kurgast“, wie er lächelnd meinte. Aber —es war nicht sein Wald, der sie festhielt, das merkte sie bald. Er war der Starke. Und doch gab es nichts in ihr, das sich nicht gewehrt hätte gegen ihn. . . . Ihr ganzes innerstes Wesen, bis in seine Wurzeln bedroht und erschüttert von dem, den sie liebte. Die seine, überfeine Kulturpflanze, die sie nun einmal war.

Aber auch seine köstliche Unbefangenheit begann langsam an ihr zu leiden. Und da ihm jede Verstellung unmöglich war, sagten ihr nicht bloß seine Blicke, sondern auch sein Trotz gar bald, wie es um ihn stand.

Wenn er nun gegen die Kultur wettete, die Emanzipation der Frau eine einzige Unnatur nannte, die „Narziß-Seele“ des modernen Weibes mit Hohn und Spott übergieß —dann war *sie* es, sie allein, die er in dem allen zugleich haßte und liebte, aus dem allen ent wurzeln wollte, auf daß sie für ihn allein blühe und nur für ihn. Und der Blick, mit dem er sie dabei umging, hatte etwas von der elementaren Gewalt des Schweigens, das draußen ringsum lauerte und brütete. Wie ein Abgrund, der nie mehr wiedergab, was er einmal verschlungen.

Tage, Wochen gingen hin, ihr Streit nahm kein Ende. Eines Tages blieb er aus. „Auch gut“, dachte sie, und -- es war seltsam! Trotz aller Sehnsucht fühlte sie, daß es noch immer in ihrer Macht lag, sich von ihm zu befreien. Sie hatte Bücher mit, hatte Träume, eine Seele voll reisender Pläne. Es war doch nicht gar so jämmerlich, ein Kulturmensch zu sein. Da kreuzte er eines Tages ihren Weg mitten im Walde. Ob es ein bloßer Zufall war? Er ließ ihr nicht lange Zeit, darüber nachzudenken. Festen Schrittes ging er auf

127

sie los, nahm ihre Hand, sah sie an. Wie eine Flamme schlug es aus seinem Aug', seine Zähne knirschten aneinander, und der Wald rauschte um sie —sein Wald.

Sie fühlte förmlich, wie sie erblich. Aber ihr Stolz richtete sich auf wie eine getretene Schlange.

„Sie *spielen* mit mir!“ zischte er sie an. „Und ich bin ein Mann!“

Sie entzog ihm ihre Hand, lächelte. „Und ich bin ein Weib, das nicht jeder Suggestion erliegt. Wenn es auch kulturkrank ist.“

„Krank ist an dir, daß du mich liebst und nicht mein sein willst!“ schrie er auf. Und das Echo seines Schreis schien sich wie ein rasendes Ungeheuer in den Abgrund des Schweigens zu stürzen, das sie umgab.

Ihre Gestalt dehnte sich, schien über ihn hinauszuwachsen —hoch, schlank, unnahbar, unanraifbar, wie der Geist über die Natur.

„Sie haben sich in mir geirrt, Herr Doktor!“

Damit ging sie.

Am Abend des nächsten Tages erzählte ihr die Wirtin, daß der Herr Doktor eine der schönsten Bauerndirnen in sein Haus genommen . . . „als Wirtschafterin“, die Bartak Ilka. Sie aber war heimgefahren, der geliebten, großen Stadt entgegen, die er so haßte. Und sie war einsam gewesen in dieser Stadt, sechs Jahre lang; einsam wie noch nie. Als wäre sein Fluch mit ihr gegangen; sein Fluch und das Schweigen, das den Schrei des Rasenden in sich getrunken. Warum stand sie jetzt da? Es war doch stärker gewesen als sie. Und er? Dort zitterte das Licht, in dessen Schein er vielleicht am Lager des Weibes wachte, das er nicht sich zur Freude genommen, sondern ihr zu Trotz.

128

Mit einem einzigen, grausamen Schnitt für immer zertrennend, was ihre Seelen aneinandergekettet.

Sie trat in die Stube zurück, begann im Dunkel auf und nieder zu schreiten. Immer wieder aber blieb sie steh'n und starrte durch die Nacht zu jenem Lichtstrahl empor, bis er ihr näher zu kommen schien, näher und näher. Daß sie ihn zuletzt fast körperlich empfand. Wie ein Locken und Drängen ging es von ihm aus. Ihre Einsamkeit war er und ihre Sehnsucht und die Wahrheit, die sie damals mit Füßen getreten, ihrem Stolz zulieb und der Aufgabe, die sie zu haben meinte —da draußen zu wirken und zu helfen.

Dort aber —dort funkelte ihr verlorenes Glück, still winkend —ein ferner, ferner Stern. Und plötzlich —sie wußte nicht wie —war sie aus der Stube draußen, glitt durch die stillen Gänge, huschte die Treppe hinab, stand endlich im Freien. Niemand hatte sie gesehen, und wenn —sie selbst hätte niemanden gesehen. Wie eine Nachtwandlerin huschte sie dahin, dem magischen Strahl nach, der sie hinter sich herzog.

Der Wind bauschte ihren Mantel, das Geleucht der Blitze wies ihr den Weg. Wie Ungeheuer brüllten die Donner hinter ihr her. Nicht mehr lange, und die Wolken, die der Sturm dort vor sich herjagte, mußten über ihrem Haupt zerbersten. Sie sah nichts, sie hörte nichts. Und wenn ihr Schritt auch rascher und rascher wurde —das Grauen, das sie beflügelte, gehörte nicht der Angst. Es waren die Furien der Liebe, die sie vor sich herpeitschten. Schmerz und Sehnsucht.

Schon brauste der Tann über ihr —dumpf, drohend. Wie weißglühende Schlangen zackten die Blitze in sein Dunkel nieder. Aus der Ferne schlug ein seltsames Getos an ihr Ohr —wie das Stürzen vieler, vieler Wasser.

129

Aber es war wohl nur der Sturm, der Sturm und die Stimme des Stromes, der zu Tal eilte. Von den Salaschen herab kam das ängstliche Geheul der Hunde —das Geblök der Schafe und Rinder. Ein Nachtvogel schoß in glitschendem Flug an ihr vorüber —kam wieder zurück, einen flatternden Schrei in das Dunkel hineinwerfend. Sie ging weiter.

Als ein Blitz wieder die Nacht um sie erhellte, sah sie in nächster Nähe jene drei Föhren vor sich, zwischen ihnen das Licht, das sie heraufgezogen. Ein jäher Donnerschlag krachte hinter dem Blitz drein, ganze Bäche schienen plötzlich vom Himmel zu stürzen, rauschten von der Felskuppe nieder, die wie das eherne Antlitz einer furchtbaren Gottheit aus dem Geleucht der Blitze hervorstierte.

Sie aber stand — stand und erkannte mit wild aufjubelnder Seele die Stelle, an der er damals von ihr geschieden . . . den Abgrund, in dem sich das Echo ihres Schreis verkrochen. An diesen Abgrund hatte er das Haus gestellt, in dem sein Weib sterben sollte. Sie wußte alles.

Der Mann, der da drinnen saß, hatte sie Tag und Nacht erwartet, all die Jahre her; seine Sehnsucht sie noch einmal hergezogen. War sie denn überhaupt jemals for gewesen? Ihr Fuß schien in die Erde hineinzuwachsen und aus der Erde schlugen die Flammen, denen sie damals zu entfliehen meinte.

Hart, laut pochte sie an die Tür des Blockhauses.

Das Licht im Fenster verschwand. Gleich darauf nahten feste Schritte, stahl sich ein zitternder Strahl durch den Spalt der Tür. Der Riegel knirschte.

„Wer ist's?“

„Ich!“

130

Hatte sie es gesprochen, geschrien, geflüstert, es überhaupt gesagt?

Sie wußte es nicht mehr. Nur seinen Blick fühlte sie und die Hand, die sie umklammerte,

fest, heiß.

Dann saß sie in seiner Stube.

Draußen stöhnte, ächzte, wimmerte und toste die Gewitternacht. Sie aber saßen, starrten sich an, sehnten sich nach dem erlösenden Blitz des ersten Wortes.

Seine Augen gingen auf und nieder an ihr —auf und nieder. . . . Tranken sie in sich, wie damals im Wald. Und plötzlich sank sein Haupt nach vorwärts, fiel auf den Tisch —mit einem wehen, dumpfen Geschluchz.

Sie zuckte zusammen, erhob sich, trat ganz leise an ihn heran, strich sachte, sachte über seine Stirn hin.

„Wo ist *sie*?“ fragte sie leise.

Er riß ihre Hand an sich, hielt sie fest: „Was geht das uns an —*jetzt*?“

„Doch“, stammelte sie verwirrt, „doch!“

Sein Auge brannte sich förmlich in das ihre.

„Lüg’ nicht zum zweitenmal!“

„Aber sie —lebt doch noch?“ hauchte sie.

Er zuckte die Achseln, kalt, gleichgültig. „Wenn du sie vielleicht sehen willst? Da drinnen liegt die Ilka Bartak.“

Eine schwüle, lange Pause folgte. Wieder war ihr, als höre sie jenes seltsame Geräusch und Getös, das näher kam, immer näher.

Plötzlich lächelte er —ein schreckhaft-schönes fürchterliches Lächeln . . . „Sie muß sterben.“

„Aber du wolltest sie retten“, kam es zögernd zurück. „Drum bist du da hinauf mit ihr.“

„Weil sie mich und mein Werk Lügen straft, bin ich da hinauf.“ Langsam, keuchend brachte er Wort um Wort hervor. Plötzlich erhob er sich, kam auf sie zu. . . . „Alles

131

war Lüge, alles. Was du draußen leisten wolltest, was ich der Natur zu entringen meinte. Nur eine einzige Wahrheit hat sie . . . nur einen einzigen Wunderquell. Selig, wer daraus trinkt. Laß mich trinken, du Törin.“

Und seine Arme umschlingen sie, heben sie empor wie ein Kind, tragen sie —wohin? Sie fühlt nur die Küsse, die wie ein Flammenregen über sie niedergehen.

Ihr Haupt fällt zurück. Wieder jenes Getös. Nun wie ein anbrandendes Meer.

Draußen kracht ein Baum nieder. Geröll poltert an das Fachwerk des Hauses.

Über den Flur kriecht ein wimmernder Schrei herüber.

Und die Wasser des Wolkenbruches, die der Verggeist in seinen granitene Schalen gasammelt, schlagen über dem einsamen Haus zusammen, heben es empor und tragen es mit wildem Gejauchze dem Abgrund entgegen.

In ahnungsloser Trunkenheit erleiden zwei Selige den Tod.

Der Fremde.

Sie saßen auf dem offenen Altan und nahmen schweigend ihr Mahl ein. Vom Horizont murrten die Donner eines fernen Gewitters herüber, aber ringsum lag alles noch im hellen Sonnenlicht, und die farbensatten Blumen des Spätsommers dufteten in der Mittagsschwüle heiß und fast betäubend herauf.

„Mir ist wieder so bang“, sagte der Herr des Hauses. Und er erhob sich, breitete die Arme aus und begann schwer und qualvoll nach Atem zu ringen. . . .

Die zwei blassen Frauen, die rechts und links von ihm saßen, sprangen rasch empor. Wie ein gespenstischer Schreck lag es auf ihren versteinerten Zügen. Als wüßten sie, daß jeden Augenblick ein anderer unter sie treten konnte, den niemand sehen würde und dessen lautloses Nahen doch alle fühlten, seit der, den sie liebten, so litt.

„Verzeiht, daß ich euch immer so störe“, sprach der Kranke mit unsäglicher Sanftmut. „Aber . . .“ Seine Stimme versagte. Nur der tiefe Liebensblick verriet, was er litt.

Über die Treppe, die in den Garten hinabführte, kam eben die Magd herauf, mit Tellern und Gläsern und einer Kristallschale voll duftender Früchte.

„Soll ich wieder den Arzt holen?“ meinte sie besorgt. Man sah, wie nah ihr die Qual des Leidenden ging und die Angst ihrer Herrin, die Tag und Nacht der Qual des

133

geliebtesten Menschen ohnmächtig und wehrlos gegenüberstand

„Der kann mir ja auch nicht mehr helfen“, sprach der Leidende dumpf. „So oft er auch kommt.“ Und während sein Blick von Antlitz zu Antlitz irrte, sagte er plötzlich laut: „Ihr lügt mich ja doch an, alle miteinander . . . ich weiß es.“

Der Blick seiner Schwester flüchtete in den Garten hinab. Seine Frau trat hinter ihn und legte wie beruhigend den Arm um seine zuckenden Schultern . . . „Lieber, du wirst gesund. Glaub' es!“

„O wie gerne!“ kam es keuchend zurück. „Nur --“ Wieder dieser forschende Blick: starr, durchdringend, hellsehend. Und doch, sie alle glaubten, glaubten und hofften noch immer das Unmögliche, weil sie liebten.

„Soll ich gehen?“ erinnerte die Magd noch einmal.

„Mir ist schon wieder leichter“, hauchte der Kranke.

Sie nahm die gebrauchten Teller weg, stellte die Schale mit den Früchten nieder und ging.

„Von den Himbeeren“, sagte der Kranke mit einer unsäglich rührenden Bewegung des Hauptes. Seit ihn der Atem so oft verließ, hatte er diese Gebärden eines heischenden Kindes, deren Ohnmacht sich so ganz an die Sorgfalt und Liebe der Seinen wandte.

„Schau, wie groß und schön“, rief seine Frau. „Und wie sie duften.“

„Ja. Aber da ist -- Erde daran. Und ich kann jetzt keine Erde sehen.“ Er schauderte.

„Gerade nur ein Stäubchen. Weil es jetzt immer so geregnet hat. Es sind Waldhimbeeren.“

„Ich kann jetzt keine Erde sehen“, klagte er mit unsäglicher Melancholie.

Leise pinkten die silbernen Obstlöffelchen an das Glas der Teller.

134

„Mehr“, winkte der Kranke. Die Augen der beiden Frauen strahlten. So hatte ihm schon lange nichts gemundet.

„Ich weiß ja so bestimmt, daß du wieder gesund wirst, ganz gesund“, lächelte seine Frau.

„Wie kannst du das wissen?“ forschte er gespannt. Auch die Augen seiner Schwester ruhten fragend auf ihrem Antlitz. Sie hatte so überzeugend gesprochen. Etwas von dem ehernen Glockenton eines innersten Glaubens war in ihrer Stimme gewesen.

„Das kann ich euch schon sagen“, erwiderte sie tief aufatmend. Und während sie sacht an die Brüstung des Altans trat und einen scheuen Blick über die weißen Blumenkelche gehen ließ, die am Fuße der Freitreppe blühten, sprach sie mit einem seltsamen Beben: „Seht ihr die Wasserlilien da unten? Die hatt' ich nie in meinem Leben gesehen. Aber in einem merkwürdigen Traum, den ich seit einer Reihe von Jahren immer wieder geträumt hab', immer denselben und um nichts anderes -- in diesem Traum hab' ich diese Blumen zuerst erblickt. Eine nach der anderen wuchsen sie da in einem winterlichen Garten plötzlich vor meinen Augen empor, mitten aus Eis und Schnee. . . . In einem Garten, den ich bis dahin auch noch nie gesehen hatte. Und darüber lag immer ein Glanz: silbern, blau, verträumt, wie aus einer fernen, schönen Welt. Als wir hierher kamen, war noch nicht *eine* Knospe sichtbar. Selbst die Blütenstengel vebargen sich zwischen den breiten Blättern. Als ich aber gestern nach einer kummervollen Nacht hier heraustrat, da standen die weißen Blüten wie aus dem Boden gezaubert; wie von Engeln aus einer geheimnisvollen Welt herübergetragen -- stumm, ernst, feierlich, und die Morgenröte glänzte ihnen und mir ins Antlitz. Wie eine Verheißung war es und . . .“ Sie weinte leise auf. . . .
„Ich *glaube* daran!“

135

„Gib mir deine Hand . . . deine liebe, liebe Hand!“ bat der Kranke.

Und sie saßen, sahen sich an. Wie eine geheimnisvolle Kraft wirkte es von ihr zu ihm hinüber.

Plötzlich schauerte er in sich zusammen.

„Wer kommt dort herein?“

Das Gartenpförtchen war fast unhörbar aufgeklinkt worden. Über den sonnigen Kies kam ein Fremder daher. Er trug eine große Tasche, die an einem Riemen um seine Schultern hing. Den weichen Hut hielt er grüßend in der Hand.

„Ist das nicht ein Japaner?“ staunte die Schwester des Kranken.

„Er sieht so aus.“

Der Hund, der an der Treppe lag, hatte sich erhoben und knurrte mit einem ganz eigenen Ton in die Stille hinein.

„Daß er ihm um Gottes willen nichts tut“, warnte der Kranke.

„Funkel!“ rief seine Gattin den Hund an.

„Ein japanischer Hausierer!“ staunte die Schwester.

Der Hund stand noch immer an der Treppe und knurrte wie zum Losfahren bereit. Als der Fremde aber herankam, wich er plötzlich mit einem scheuen Satz zur Seite, kniff den Schweif ein und schlich in die Küche hinab.

„Wie seltsam!“ dachte die Schwester.

Der Fremde aber begann langsam die Treppe empor zusteigen, den Hut in der Hand.

Ein Japaner! Jemand, der aus weiter, weiter Fern[] daherkam. Über blaue Meere und unbekannte Länder, um gerade hierher zu finden, gerade bei ihnen einzutreten.

Den beiden Frauen war, als verstünden sie plötzlich das Erschauern ihres Lieben.

136

Wie ein Mittagsgespens stand der Fremde vor ihnen

Der Kranke sah ihn an, groß, tief, als müsse er sich auf etwas besinnen, das er einmal genau gewußt und dann vergessen hatte, lange, lange Zeit, und das nun wieder herankam, lautlos, weich, fast unhörbar. Aus einem fernen Land, wie dieser Fremde.

Er war noch jung, schlank, geschmeidig. In dem fahlgelben Antlitz brannten zwei schwarze Augen, deren Lider sich kaum bewegten. Um die bartlosen Lippen lag ein Lächeln, das wie ein geheimnisvolles Schweigen war.

Und wieder dachte die Schwester: „Wie seltsam!“ Dann schauerte sie leise zusammen. Ihr schien, als wär's plötzlich kühler geworden.

Der Fremde stand jetzt vor ihnen, den Hut in der Hand.

„Kaufen Sie Vasen?“ fragte er. „Vasen aus Japan?“ Er redete ihre Sprache mit fremder Zunge und doch merkwürdig gewandt. Und er holte Stück für Stück aus seiner Tasche hervor. Große und kleine, schwere und zierliche Vasen. Alle aus Feuerstein geschnitten, mit seltsamen Figuren und üppigem Blattgerank geschmückt, mit Blumen, wie sie drüben blühen mochten, in dem fernen, fremden Land, das seine Heimat war.

„Wie merkwürdig“, dachte die Schwester des Kranken, „daß mir nicht eine gefallen will!“ Sie verschränkte die Arme, um nicht in Versuchung zu geraten, etwas anzurühren, davor ihr heimlich graute. Als wär's ein Spuk, der nun und nun verschwinden konnte.

„Steht es Ihnen denn dafür, so weit herzureisen mit diesen Kleinigkeiten?“ fragte der Kranke.

Der Japaner lächelte und schwieg.

„Sie müssen über das Meer, über Rußland oder Indien zu uns herüber. Mit einer Ware, die doch nur eine Last ist.“

137

Der Fremde hob das Haupt, sah an dem Fragenden vorüber mit einem Blick, der gleichsam in die Ferne ging, aus der er gekommen. Und die gewitterliche Stille, die um den kleinen Kreis brütete, schien noch tiefer zu werden, als er erwiderte:

„Wir alle tragen solche Lasten. Wohin die Götter wollen und so lange sie wollen. Auch das Leben ist ihre Last.“

Der Kranke nickte wie verstehend vor sich hin. „Sie sind Buddhist . . . ich vergaß . . . daher habt ihr diese Geduld. Aber wir, mit all unserem Wissen! Das zuletzt doch nur ein einziger Zweifel ist --?“

„Wir stehen in dem Strom“, kam es sanft zurück. „Da gibt es kein Entrinnen.“

„Und wenn Sie an den Tod denken?“ beharrte der Kranke mit einem gequälten Blick. Es war etwas in der unerschütterlichen Ruhe des Fremden, das ihn reizte und doch auch geheimnisvoll anzog. War es nicht schon wie ein Wunder, daß er hier stand? Der Sohn eines fernen Landes, einer fremden Rasse? Vielleicht wußte er auch ein Wort für die quälende Angst, die Tag und Nacht wie ein Alp auf seinem kranken Herzen hockte.

Der Japaner hob die schweren Lider, sah ihn fast erstaunt an. „Warum fürchten? Wir alle kommen wieder.“

„Wer das glauben könnte!“ rief der Kranke bitter.

„Bei uns -- alle!“ kam es einfach zurück. „Wir haben einen Lotos, der im Reich Gottes blüht, der die Seelen der Toten hütet. Aus seinen weißen Kelchen wird jede Seele wiedergeboren.“

Der Kranke warf nervös den Kopf herum. „Was seid ihr noch für Kinder!“

„Auch bei uns wollen es manche nicht glauben, nur“ -- und er lächelte -- „wenn sie sterben, glauben es alle.“

„Das ist die Angst. Aber wenn nur einer von all denen, die nach eurem Glauben wiedergeboren wurden, sich etwas davon gemerkt hätte bei seiner Wiederkunft!“

Der Japaner sah ihn erstaunt und fast betreten an. „*Sie* haben sich nichts gemerkt? Gar nichts?“ Sein dunkles Auge drang zum erstenmal voll und tief in den flackernden Leidensblick des Kranken, schien ihn gleichsam in sich zu saugen, daß es dem anderen eine Weile ganz seltsam zumute wurde. Als hätte sich eine weiche und samtene Nacht für seine Qual aufgetan, darin es ein wohliges Verlöschen gab, ohne Angst und ohne Grauen. Selbst sein Atem ging leichter, und wie er seinen Blick aus dem des Fremden zurückholte, dämmerte ein seltsames Empfinden in seiner Seele auf. Wie eine fern herwehende Ahnung, daß er diesen Augenblick nicht zum erstenmal erlebe: dies alles schon einmal so gewesen war -- so oder ähnlich. Wann? Wo? „Suggestion!“ dachte er gleich darauf. Die innerste Qual seines Herzens aber war mit einem Male wie ausgelöscht.

„Diese Vase werd' ich nehmen“, rief seine Frau im selben Augenblick. „Sieh', wie schön und leicht! Ein Kranich, der die Flügel hebt, wie zum Flug in ein fernes Land. Da ist Sehnsucht drinnen und doch auch--“ sie stutzte. „Ja, auch etwas wie Angst! Schon breitet er die Flügel. Seine Fänge aber klammern sich noch fest. Wie seltsam und schön.“

Der Japaner schaute sie an und lächelte.

„*Diese* wollen Sie?“

„Reisen Sie schon lange in Europa?“ fragte sie. Sie wußte nicht, woran es lag. Aber seine Nähe machte sie plötzlich ängstlich und unsicher.

Er nickte, sah mit einem gleichsam forschenden Blick auf den Kranken herab: „Wo ich Geschäfte habe.“

„Nimm die Vase und laß ihn gehen!“ bat der Blick

139

der Schwester. Mit keinem Worte hatte sie es ausgesprochen; der Fremde aber kehrte plötzlich das Haupt, starrte sie an. Und plötzlich war ihr, als hätte sie dieses fahle, tiefäugige Antlitz schon einmal gesehen. Wie ein vages Erinnern schauerte es über ihre Seele hin. Wo? Wann? Ihr war, als griffe sie in eine unendliche Leere, die über einem unendlichen Abgrund hing. . . .

„Und Sie haben keine Sehnsucht nach der Heimat?“ klang die Stimme des Kranken in ihr Schweigen hinein.

„Wer geht gerne fort?“ kam es ruhig zurück. Nicht ein Muskel in dem braunen Antlitz zuckte. Schwer und geheimnisvoll lagen die Lider über den dunklen Augen.

„Man sagt, daß ihr unter allen Völkern eure Heimat am meisten liebt?“

„Solange wir leben. Aber wenn man stirbt . . . ? Wer kann wissen, wo seine Heimat sein wird?“

„Diese nehm' ich also“, rief die Frau des Hauses. Sie fragte nach dem Preis, zahlte.

„Und ihr fürchtet wirklich nicht den Tod?“ forschte der Kranke. „Nie und nirgends?“

Der Japaner lächelte. „Wir kommen ja immer wieder.“

War es ein Zufall, daß sein Blick gerade in diesem Augenblick die Schwester des Kranken streifte? Sie fühlte, wie sie in tiefster Seele erschauerte. Aber keine Angst war es diesmal. Und nicht das Grauen einer gespenstischen Erinnerung. Wie eine Sehnsucht kam es über sie, die weit und selig ihre Flügel entbreitete. Einem fernen, fremden Lande entgegen, wie der Kranich auf der Vase.

„Bleiben Sie!“ wollte sie rufen.

Aber der Fremde stand schon grüßend and der Treppe, den Hut in der Hand.

„Wir alle kommen wieder“, nickte er dem Kranken zu. Sein Mund lächelte. Über dem unschönen Antlitz lag es

140

wie ein Abglanz unsäglichen Mitleids -- im Aug' wie ein Geleucht' innersten Verstehens.

„Er sieht, was wir noch nicht glauben können!“ ging es durch die Seele der Schwester. Und mit einem Male kam ein jähes Besinnen über sie. Daß sie wußte, wo sie dieses Antlitz schon geschaut: In einem Traum, den sie vor vielen, vielen Jahren geträumt, als ihr Bruder noch ein kleiner Junge gewesen und an der Krankheit daniederlag, die sein Herz für den Tod gezeichnet hatte.

„Bleiben Sie!“ wollte sie wieder rufen. Aber der Fremde war nicht mehr zu sehen.

Da schlug ein leiser Schrei an ihr Ohr. Die Vase in der Hand stand die Gattin ihres Bruders vor ihr und wies mit bebendem Finger auf einen Blütenkelch, den der entschwindende Kranich im Schnabel trug.

Er hatte die Form der Lilien, die an der Treppe blühten. . . .

Die Treppe.

Frau Gitta stand vor dem Spiegel und nadelte den neuen Hut fest. Sie tat es langsam, versonnen, so ganz anders als sonst. Und während ihre Finger mechanisch die richtige Stelle für die silberne Filigrannadel suchten, ging ihr Blick ruhelos und sehnsüchtig in den Frühling hinaus. . . . Es war nur ein bescheidener Großstadtfrühling, der in dem kleinen Gärtchen da draußen blühte. Flieder und Goldregen, leuchtende Tulpenbeete und einige junge Apfelbäume. Wie sie aber dastand und mit bebenden Nüstern den saftschweren Duft in sich sog, mit verträumten Blicken in all dem Blühen unterging, schien ihr plötzlich, als hätte ihr noch kein Frühling so wohl und wehe zugleich getan.

Denn was war ihr der Frühling all die Jahre her gewesen? Der neue Hut; der anregende „Shopping“ bei Modistinnen und Schneiderinnen -- endlose Proben und zuletzt der Triumph, wieder um so vieles teurer und geschmackvoller gekleidet zu sein als so und so viele andere. Unterdes aber war der Frühling da draußen vorübergegangen und hatte ihr nichts zurückgelassen. Nichts als die paar künstlichen Blüten, die aus den Gazewolken ihrer Hüte nickten.

Nun sah sie ihn wieder zum erstenmal nach langer Zeit. Ob es gut war? Und was sie zwang, so zu leiden an ihm?

Fast erschrocken flüchtete ihr Blick in den Spiegel zurück.

142

Nein, es hatte keinen Sinn mehr, daran zu denken. Wenn auf ihrer Schönheit auch noch etwas von dem Abglanz der Jugend lag, mit dem die Natur sich draußen wieder schmückte -- Frau Gitta hatte ihren Frühling verkauft. Ein für allemal und mit voller Überlegung. Die Solitäre, die in ihren Ohrläppchen blitzten und funkelten; der Smaragd, der wie ein grünes Schlangenaug aus ihrem Verlobungsring zu ihr emporglinserte; die Seide, die sie umknisterte, die kostbaren Spitzen, die das Geheimnis ihrer Reize hüteten -- das ganze weiche Nest, das sie barg, sagten ihr's wieder und immer wieder. Was also wollte sie noch? Es war so töricht als vergeblich, daran zu rühren.

Ein leichter Luftzug strich über sie hin, blähte den weißen Vorhang am Fenster. Als Gitta sich wandte, stand ihr Gatte in der Tür.

„Bevor du gehst, hätt' ich noch gern etwas mit dir besprochen, mein Kind.“

Es war immer die gleiche Höflichkeit und Ruhe in seinen Worten, derselbe soignierte Ton. Ob der hohe Beamte von einer Angelegenheit seines Ressorts sprach oder von dem, was zu Hause notwendig schien. Selbst seine Zärtlichkeiten respektierten stets eine gewisse Grenze.

„Ich bin um dreißig Jahre älter als meine Frau. Das muß bedacht sein, wenn man nicht geschmacklos erscheinen will.“ Der wohltemperierte Galan.

So hatte Gitta fast zehn Jahre neben ihm hingelebt. Warum ihr seine Ruhe gerade heute so auf die Nerven fiel?

Sie griff nach dem lila Modeschleier, um ihm nicht ins Aug' sehen zu müssen. . . .

„Du wünschst?“

Er strich sich ein paarmal über den kahlen Scheitel, dann sah er an ihr vorüber zum Fenster hinaus.

143

„Unser Küchenmädchen mein' ich“, gab er mit einem diskreten Hüsteln zurück. „Du wirst es ja auch schon bemerkt haben. Sie geht doch ein paarmal im Tag über die Treppe. . . . Und zu uns kommen so viele Leute. Meine Kollegen und Beamten, deine Damen.“ Er hüstelte wieder.

„Das Stubenmädchen hat es mir angedeutet“, erwiderte Frau Gitta. „Seit dem Fasching soll es sein. Nach kaum halbjähriger Bekanntschaft.“

„Nun ja, wie die Leute schon einmal sind. Lieben und gleich --.“ Seine Exzellenz fanden es für gut, das übrige zu verschlucken. „Ich wollte nur sagen, wenn es dir aus irgendeinem Grund unangenehm sein sollte, mach' ich Ordnung. Ich mochte nur nicht ohne deine Zustimmung vorgehen. Da es doch dein Ressort ist.“

Eine nervöse Hast kam plötzlich über Frau Gitta. „Das laß mir über. Solch' ein verdorbenes Ding hört das am besten aus dem Munde einer anständigen Frau. Du bist am Ende noch höflich mit ihr.“

„Verlier' nur du nicht deine Ruhe“, mahnte Seine Exzellenz mit einem besorgten Blick. Frau Gittas Augen flackerten heute so seltsam unter dem Schleier hervor. Ihre Lippen brannten. Auf dem blassen Antlitz lag ein Zug eigentümlicher Spannung.

„Es wird der Frühling sein“, dachte Se. Exzellenz. „Der macht alle Frauen so bleich und schön.“

„Also nur Ruhe“, mahnte der Gatte. „Man löst einen einfachen Dienstvertrag, Punktum. Wenn die Person nur nicht mehr mit uns über dieselbe Treppe geht, das andere ist ihre Angelegenheit. Vergiß das nicht, mein liebes Kind. Und nun, Gott befohlen! Ich muß schauen, daß ich in meine Sitzung komme.“

Frau Gitta senkte das Haupt, um den gewohnten Kuß

144

auf die Stirne zu empfangen. Dann war sie allein. „Wie kalt seine Lippen sind“, dachte sie. „Und es ist doch so warm.“ Ein leichter Schauer lief über ihren Leib. Ihr Blick flüchtete aufs neue in den Frühling hinaus.

Plötzlich fuhr sie zurück, trat hinter den Vorhang, lauschte gespannt nach der Straße. Vom Trottoir her klang das leise Aufklirren eines Säbels herein -- kam näher, immer näher.

Ein jähes Rot stieg in Frau Gittas Wangen. . . .

Wenn er kam und ihren Mann gerade wegfahren sah --! Ob sie die Kraft haben würde, sich verleugnen zu lassen? Jetzt, wo sie fühlte, daß es ihr nicht länger gut war, mit ihm allein zu sein?

O, doch! Sie wandte sich ins Zimmer zurück. Ihr Blick ging nach dem Taster an der Tür. Aber ihr Fuß kam nicht weiter.

Kaum drei Sekunden mochten vergangen sein. Draußen klirrte noch immer der Säbel an die Steine. Nun fiel die Gartentür ins Schloß. Doch es war nur ihres Mannes Stimme, die heraufklang, während er dem Kutscher seine Befehle gab. Dann griffen die Pferde aus. Langsam verhallte ihr Hufschlag in dem Schweigen der vornehmen Straße.

Niemand. -- Nichts.

Mit bebender Hand griff Frau Gitta nach ihrem Schirm, eilte zur Tür, schellte.

„Schicken Sie mir die Rosa herein“, befahl sie dem Stubenmädchen. Ihre Stimme vibrierte. Fast ein Haß überkam sie, wie sie da stand und an die Gefallene dachte. Warum? Was ging es sie an?

„Man löst einen einfachen Dienstvertrag“, hatte Seine Exzellenz gesagt, „Punktum. Alles andere ist ihre Angelegenheit.“

145

Natürlich, nur Was für amüsante Angelegenheiten diese Leute hatten! Da gab es kein Besinnen, keine Dehors. . . .

Als die Tür sich wieder öffnete, knöpfte Frau Gitta gerade ihre Handschuhe zu. Das gab Ruhe und Haltung.

„Die Gnädige befehlen?“

„Ich wollte Ihnen nur sagen --“ Frau Gitta machte eine Pause, sah auf. Es war ein einziger Blick, wie sie nur von Weib zu Weib gehen -- beschimpfender und verletzender als ein Peitschenhieb.

Im Antlitz der Magd brannte ein dunkles Rot auf. Ihre Augen fielen zu Boden. Die vollen Lippen zuckten.

„Sie werden ja selbst wissen, was geschehen ist. Und wir haben in dem Punkt immer auf Reinlichkeit gehalten.“

Ein wehes Schluchzen brach aus der Brust des jungen Dings.

„Mein Verehrer wird mich heiraten, bitte. Ich hab' sein Wort. Deshalb muß man nicht gleich schlecht sein.“

„Um so besser für Sie, wenn er dabei bleibt“, kam es ungerührt zurück. „Aber für uns ist es nun einmal eine Verlegenheit.“

„O bitte, ich geh' ja gern. Wollt' es der gnädigen Frau schon immer selbst sagen. Nur wenn man so arm ist. Da tut einem jeder Tag länger wohl, wenn man's wo gut hat!“

Wie ein letztes, verschämtes Flehen war es. Die Sorge der armen Mutter um das werdende Leben.

Frau Gitta zuckte die Schultern, strich langsam über das seine Sämischleder ihres langen Handschuhes.

„Sie bekommen Ihren vierzehntägigen Lohn und das Kostgeld.“

Zwei große, angstvolle Kinderaugen starrten sie an „Die Gnädige wünschen, daß ich -- daß ich sofort gehe?“

146

„Weil es uns eben nicht paßt, daß eine Dienerin unseres Hauses *so* gesehen wird.“

„Wer sieht mich!“ schluchzte die Gedeimütigte auf.

„Jeder, der Ihnen auf der Treppe begegnen kann“, erwiderte Frau Gitta hart. „Und damit genug. Ich habe jetzt Eile --!“

Als die schöne Frau aus dem Gartenpförtchen trat, blieb sie eine Weile stehen, sah die Straße hinauf und hinab. Die Sonne stand schon tief. Aber ihr goldener Glanz hing wie ein flirrendes Netz über Büschen und Bäumen. In lauter Duft wehte der Abend herein. Auf dem Gesims der gegenüberliegenden Villa saß eine Amsel und sang, süß, lockend, als hätte der Frühling selbst eine Stimme bekommen.

„Im Getrubel der Stadt wird mir wohler werden“, dachte Frau Gitta. „Dort blüht nur der Frühling der Schneider.“

Sie hatte sich einige notwendige Besorgungen vorgetäuscht. Erst jetzt fühlte sie, daß es eine Flucht war.

Sie sprang in die Straßenbahn und gab sich mit einem Gefühl der Erschlaffung dem wohligen Gleiten hin. Dunkle Männeraugen brannten sie an. Der Neid der Weiber glitt heimlich über ihre Schönheit und Eleganz. Es ließ sie zum erstenmal gleichgültig. Für wen schmückte sie sich noch?

Seine Exzellenz fand es selbstverständlich.

Wie in einem Traum irrte sie dann durch die Straßen der Stadt. Vergaß, was sie besorgen wollte, und merkte zuletzt mit leisem Schreck, daß die wehe Sehnsucht von da draußen auch hier an ihrer Seite ging. Nur noch lauter wurde und heischender, nun das Gewühl und Gehaste der

vielen sie wie ein lockender Schutz umgab: Niemand kennt dich hier. Niemand weiß, wer du bist. Und irgendwo sitzt der Frühling und singt, wie da draußen die Amseln.

„Gnädige Frau?“ Wie ein tiefer Glockenton fiel es

147

in ihr Sinnen hinein. Wie laut sie träumte, daß sie schon in Wirklichkeit zu hören meinte, was doch ihrer Seele tiefstes Geheimnis war.

„Ich hab' Sie doch nicht erschreckt?“

Er *war* Wirklichkeit. . . .

„Welch ein Zufall!“ lächelte Frau Gitta. Sie fühlte förmlich die Flammen, die bis in ihre Stirne schlugen. Wie gut, daß sie den lila Schleier trug.

„Die Gnädige gingen so in Gedanken!“

Es war ihr schon immer aufgefallen, daß er es vermied, ihr den Titel ihres Mannes zu geben. Noch nie hatte sie mit solcher Seligkeit empfunden, warum

„Ich hätte Sie wohl kaum gesehen, Herr Rittmeister.“

Durch die großen, dunklen Bubenaugen fuhr ein goldiger Schein. „Und ich geh' schon so lange hinter Ihnen her, meine Gnädige.“

„Wirklich?“ lachte sie. „Und ich hab' nicht einmal Ihren Säbel klirren hören.“

„Den nimmt man hoch, wenn man rekonosziiert“, kam es leise zurück.

„Ach --!“ Sie dehnte das Wort, um wieder Atem zu bekommen. „Mir dürfen Sie schon nachgehen, Herr Rittmeister. Es ist so gar nicht interessant. Aber --“ In ihre Stimme kam plötzlich eine nervöse Hast. „Weil wir uns schon getroffen haben, Herr Rittmeister. . . . Hätten Sie nicht die Güte, mich Ihrer verehrten Frau Mama zu empfehlen und mich zugleich bei ihr zu entschuldigen? Ich reise schon in den nächsten Tagen nach Brioni, habe noch so viele Besorgungen. Da bleibt mir keine Zeit mehr für die schuldigen Visiten.“

Er schwieg eine Weile, sah sie an. In den dunklen Augen schien etwas aufzudämmern und sich zuletzt in dem Blick zu entladen, mit dem er sie umfing.

148

„Das ist sehr böse von Ihnen, meine Gnädigste. Und fast unverzeihlich. Denn wir brauchen, wie Sie wissen, nur hier um die Ecke zu gehen und dann zwei Treppen zu steigen, um bei mir -- pardon, bei meiner Mama zu sein. Und die alte Frau würde sich so herzlich freuen.“

„Ja -- bin ich denn in der Weihburggasse?“ staunte Frau Gitta, nun erst ganz erwachend.

„Wie die Gnädigste sehen.“

Sie biß sich in die Lippen. Ohne daß sie es wollte, hatte es sie in seine Nähe getrieben! Ihm entgegen in einer Flucht, die ein einziges Sehnen war. Nun hieß es, die Haltung bewahren. Sich doppelt sicher zeigen.

„Wenn Ihre Mama fünf Minuten für mich hat --?“

Sein Blick floh zur Seite. „Sie wissen, daß meine Mutter Sie liebt wie -- wie eine Tochter.“

„Also geh'n wir“, sagte Frau Gitta. Eine merkwürdige Ruhe war plötzlich über sie gekommen. Als hätte der Zufall wie eine Fügung die Bürde von ihr genommen, mit der sie sich schleppte.

Ihr Schritt bekam etwas Schwebendes, wie sie so an seiner Seite herging, lachend, plaudernd mit ihm die zwei Treppen emporstieg.

„Komme ich Ihrer Mama wirklich nicht ungelegen?“ fragte sie, als sie vor der Tür standen.

Sein Blick suchte den Taster. „Das werden Sie ja gleich selbst sehen“, kam es etwas gepreßt zurück. Dann schellte er.

Wie seltsam, daß es ihr schien, als fiele der Schrei der Glocke in eine tiefe, tiefe Stille hinein. Aber nein, da schlürften Schritte heran. Sein Bursch öffnete.

„Bitte, meine Gnädigste.“ Er selbst öffnete die Tür nach dem kleinen Salon. „Ich will es nur melden“, rief er, als sie eintrat. Dann eilte er in den Vorsaal zurück. Sie war allein.

149

Das Grau der Dämmerung hing schon über dem vornehmen Raum. Möbel, Lüster und Nippes waren bereits sommerlich verwahrt. Ein feiner Juchtengeruch lag in der eingefangenen Luft. Aber auf dem Balkon blühten noch die Blumen. Wie ein weicher Atem schlug der Frühling herein -- auch hier.

Als er wieder eintrat, hatte er den Säbel abgelegt. Hoch und elastisch glitt er auf sie zu, mit einem Blick, wie sie ihn noch nie in seinen Augen gesehen.

„Meine Mama --“

„Ja --?“ fragte sie leis' in sein plötzliches Verstummen hinein.

Draußen fiel eine Tür ins Schloß. Und plötzlich hatte sie wieder das Gefühl einer tiefen, tiefen Stille, in der jedes Geräusch hier unterging -- sacht, wohlig, wie ein großes Versinken.

Er stand nun dicht vor ihr.

„Meine Mama ist seit drei Tagen in Brioni!“ sprach er in die Dämmerung hinein. Und sein Atem ging wie ein Kuß über sie hin.

„Herr Baron!“ schrie sie auf.

„Gitta!“ kam es zurück. Dann lagen seine Arme um ihren Leib, seine Wangen brannten an der ihren. Wie ein Duften kam es von seinen Lippen her. All das, was da rings die Luft erfüllte -- war er und der Frühling. . . .

Ihr Leib wand sich noch in seinen Armen, aber die brennenden Lippen wichen ihm nicht mehr aus. Leis' aufschluchzend und doch selig hingegeben, erlitt sie seine Liebkosungen. . . .

Als Ihre Exzellenz abends heimkam und etwas müde die Treppe emporstieg, huschte jemand rasch und keuchend vor ihr her, um nicht gesehen zu werden.

Es war die Magd, die sie heute entlassen.

Der Umzug.

Vier Tage vorher bereits erscheinen die Packer. Drei stämmige, handfeste Gesellen, denen man es anmerkt, daß ihr Beruf in den Fäusten liegt. Eine ganze Guhre leerer Kisten ist mit ihnen gekommen. Und in diese Kisten hinein verschwindet nun langsam, was noch vor kurzem dem Schmuck und den Bedürfnissen des Hauses gedient. Den ersten Tag wird dieses allmähliche Verschwinden alles dessen, was uns sonst das Heim lieb und behaglich macht, wohl weniger fühlbar. Ob man auf besserem oder schlechterem Porzellan speist, ob da oder dort eine Büste fehlt oder eine Teppich weniger liegt, wird dem Vernünftigen schließlich gleichgültig sein. Man weiß ja, was bevorsteht: eine Art Chaos, durch das man sich wohl oder übel hindurchplätschern muß -- recht wie ein Pudel, der ins Wasser geworfen wird. Und die Philosophie des Pudels ist ja so plan: ein bißchen Unbehagen -- dann steht man wieder am Ufer und schüttelt sich. Gott, wenn man das nicht aufbringen könnte! Der erste Tag ist auch schon vorüber. . . . Also nur noch ein wenig Geduld. Und so geht man ziemlich selbstzufrieden zu Bett.

Am nächsten Morgen fällt es uns auf, daß das Stubenmädchen eine Beule an der Stirne trägt. Wie die Ärmste dazu gekommen ist? Nun, in der Hast ihres Berufes hat sie vergessen, daß da um die Ecke herum jetzt die aufgestapelten Kisten stehen. Und so ist sie eben „angegangen“.

151

Die Beule ist nicht schön und gewiß recht schmerzhaft. Zuletzt aber sagt man sich, daß es noch schlimmer hätte kommen können. Denn die Beule sitzt in bedenklicher Nähe des Auges.

Der Kaffee ist kaum getrunken, und schon werden im Vorzimmer wieder die Stimmen der Barbaren laut, die unsere schöne Welt zerstören sollen. Heute kommen sie gar vier Mann hoch! Denn eine große Bibliothek muß verpackt werden und eine Unzahl Bilder. Und Bilder und Bücher gelten dem Herrn des Hauses fast so viel wie das eigene Leben. Manches Stück darunter hat einen Liebhaberwert. Und wenn sein Beruf ihn nicht zwänge, gerade um diese Zeit das Haus zu verlassen, ginge es den Packern übel. So genau und nervös ist ein Sammler in solchen Dingen. Aber -- er muß fort! Also tut er wenigstens, was sich unter solchen Umständen tun läßt. Und nachdem er den maulaufreißenden Riesen eine Rede gehalten, die ihnen seine Schätze mehr ans Herz als in die Fäuste legt, entfernt er sich mit einem Seufzer, den nur Gott und er verstehen. Ist er im Immersten seiner Seele doch überzeugt, daß diesen Böotiern gegenüber alles vergeblich ist.

Der größte der Riesen langt, auf einem Tische stehend, die Bücher aus den Regalen; der zweite fängt die, ihm mehr „zugeschupften“ als herabgereichten auf; der dritte und vierte leisten die Packarbeit. Dabei geht es natürlich nicht ohne Randbemerkungen ab. Und während Kant und Fichte und Schelling und Hegel und Hume und Mill ihren vornehmen Standort verlassen und in die Kiste wandern müssen, macht sich die derbe Philosophie des Volkes breit und wichtig.

Mit einem Ausdruck, der nicht gerade geistreich genannt werden kann, hat einer der Packer den Titel eines Kantschen Werkes vor sich hin buchstabiert. „Über die falsche

152

Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren.“ Nun schüttelt er bedenklich den Kopf. Und während er das Buch nachdrücklichst verwahrt, meint er, zu seinem Nachbar gewendet: „Wett'n m'r? Wann i nur a Seit'n les' aus dem Büachl, schlaf' i schon!“ Und wer das kraftstrotzende Muskeltier anschaut, glaubt ihm dies aufs Wort.

Im Rücken des Mannes stehend, muß ich unwillkürlich lächeln. Denn wie ich seh', ist Lichtental noch immer nicht kantreif. Inzwischen ist der andere Packer laut geworden. Und mit einer Vertraulichkeit, die sich breit und offenherzig an mich wendet, meint er: „Seh'n S',

Gnäfüul'n . . . Da hab'n mir's besser, wenn m'r ausziag'n. Dös all's gibt's nöt bei uns. Was m'r hab'n, geht all's in unser Füarta eini . . . no, und *mir* leb'n a!"

Wer weiß, welche Gedanken mir unter anderen Umständen kämen: über die Rückständigkeit des Volkes, die Selbstsucht der Intellektuellen und das vergebliche Ringen aller Heroen des Geistes. . . . Aber wie ich jetzt dastehe -- ganz von Büchern zerniert, rechts und links einen Wall von Kisten, die noch gepackt werden sollen . . . das ganze Vorzimmer wie ein einziges Tollhaus, in dem alle Gedanken, Richtungen und Systeme außer Rand und Band geraten scheinen, während die Regale immer neue Schrecken hervorspeien, da -- verzeih mir's Kant und die ganze Philosophie! -- da werd' auch ich für einen Augenblick abtrünnig. Und während ich dem Manne verständnisvoll zunicke, erwidert' ich: „Ja . . . und ich weiß nicht einmal, ob ich Sie nicht beneiden soll deshalb!" Bei mir aber denk' ich: „Herrgott! Und jetzt kommt noch die ganze deutsche Literatur dazu!" Ja, ja . . . auch das „Schöne" ist leichter genossen als verpackt!

Ein lauter Schrei der Köchin ruft mich in die Küche. Dort treibt Boxl sein Wesen. Der gemütlichste englische

153

Bulldogg, wenn nichts seine Behaglichkeit stört. An Putz- und Waschtagen aber geradezu ein Unhold. Die vier Riesen da draußen, deren Nähe er schon gestern nur höchst widerwillig geduldet, machen ihn heute vollends nervös. Auch mag es seinem ehrlichen Hundesinn etwas absonderlich erscheinen, daß die Fremden nur so mir nichts, dir nichts alles anfassen und verschwinden machen. Denn Boxl ist ein entschiedener Vertreter des persönlichen Eigentums. Was ihm, der all seine Bedürfnisse wie weiland Diogenes nur auf eine „Tonne" und ein Freßschüssel reduziert hat, gewiß nicht zu verdenken ist. Nun hat man ihm aber auch seine Kiste weggenommen und mit allerlei altem Kram vollgestopft. Und da sein Freßschüssel auch nicht mehr zu sehen ist, scheint er die Köchin in dem Verdacht eines gemeinsamen Vorgehens mit den Packern zu haben. Ein Verdacht, der noch dadurch verstärkt wird, daß er sie Stück für Stück des Geschirrs von den Wänden nehmen und einem der Männer hinausreichen sieht. Denn auch das überflüssige Küchengeschirr soll heute versorgt werden. Lange hat Boxl, dumpf knurrend, das mitangeschaut. Nun will es aber der Zufall, daß die Köchin in meinem Auftrage den Packern einen Speiserest hinausreicht. Und da fährt auch Boxls „lammherzige Geduld " hin. Mit einem wütenden Gekläff stößt er aus seiner Ecke hervor. Und daß ich gerade noch zurechtkomme, bedeutet das Heil zweier Beine.

Endlich ist die Bibliothek verwahrt. Sämtliche Bilderrahmen haben ihre „Bauschen". Und ihr glücklicher Besitzer kann mit den schärfsten Brillen und dem besten Willen auch nicht ein Untadelchen daran entdecken. So setzt man sich in halbwegs guter Laune zu Tisch, denn auch die Packer haben sich entfernt, um ihre Mittagspause zu halten. Plötzlich schellt es draußen. Nach einer Weile erscheint das Mädchen mit einem Telegramm. Und dieses Telegramm

154

zeigt mir für abends den Besuch einer sehr einflußreichen und vielumwobenen Persönlichkeit an. Tableau! Was tun? Das Vorzimmer ist bis zur Höhe der Decke mit Kisten ausgebaut, das Wollin liegt ballenweise umher, die Treppen und der Gang befinden sich schon heute im Zustand des „Ausziehtages". Und über diese Treppen und durch dieses Vorzimmer hindurch muß mein Besuch -- wenn er überhaupt bis zu mir gelangen soll. Wenn das nicht der Kobold des Zufalls ist! Aber an ein Abtelegraphieren ist nicht zu denken, denn mein Besuch ist im bürgerlichen Leben nur für sehr wenige Leute überhaupt sichtbar. Und wenn er sich persönlich irgendwohin bemüht, ist es fast, als würde Zeus aus seinen Wolken steigen. Also bleibt nichts übrig, als das

Vorzimmer im letzten Augenblick noch einmal instand setzen zu lassen, Tische und Stühle stehen ja, Gott sei's gedankt, noch an den alten Plätzen!

Unterdes hat man das nicht ganz einwandfreie Mittagmahl hinabgewürgt. Aber wer brächte den Mut auf, heute der Köchin eine Vorwurf zu machen? Auf ihrer Stirne sammeln sich ja schon jetzt die Wolken des morgigen Tages, wie auf der Schläfe des Stubenmädchens, weithin sichtbar, die „Donnernerbe“ des gestrigen leuchtet. Also Geduld. Und zudem bleibt uns ja noch die Hoffnung auf den Nachmittagstee!

Aber auch auf einen Tee soll man sich in solchen Zeitläuften nicht fürwitzig freuen. Die Stunde schlägt wohl, aber -- die Teekanne fehlt! In dem Bewußtsein, zwei zu besitzen, können wir es zuerst gar nicht fassen. „Wir haben's halt eingepackt!“ meint die Köchin achselzuckend.

„Aber Sie wußten doch, daß wir heute und morgen noch unsern Tee trinken wollen?“

„Wir können sie ja wieder auspacken!“ lautet die ruhige Antwort.

155

„Haben Sie sich aber auch die Kiste gemerkt?“

„Natürlich!“

„Dann versuchen Sie's!“

Natürlich hat „man“ sich die Kiste nicht gemerkt. Und da der Zufallsteufel bei solchen Anlässen immer hohnneckend in einer Ecke sitzt, geschieht es auch heute, daß zwei Kisten mit Porzellan ganz vergeblich wieder ausgepackt werden. Bevor es an die dritte geht, verzicht' ich freiwillig auf meinen Tee und vertröste meinen knurrenden Magen auf das Abendessen. Einmal muß sich ja doch „alles -- alles wenden“!

Das Stubenmädchen hat zwar den Einfall, irgendwo eine Teekanne auszuleihen. Aber -- Got beschütze mich vor solchen Liebesdiensten, die alle immer nur ein Ende nehmen. Den entweder wird die fremde Teekanne zerschlagen, oder sie wächst sich in der Phantasie der Dame, die sie hergeliehen, über Nacht zu einer ganzen Einrichtung aus, die sie einem zur Verfügung stellen mußte, daß man nur halbwegs menschenwürdig wohne. Und ein solcher „Tee“ ist mir doch etwas zu teuer. . . . Auch ist es über all das Hin- und Herreden und Suchen etwas spät geworden, so daß ich mir vornehme, „all mein' Ehr' und Eifer“ für die Instandsetzung des Vorzimmers aufzubieten. Hab' ich doch noch einen Besuch zu empfangen. Und während dies alles mehr oder minder laut vor sich geht, wiederhol' ich im Kopf Satz für Satz eine Novelle von fünfzig Druckseiten, die ich morgen irgendwo zum Vortrag bringen soll, denn auch dieser Vortrag läßt sich nicht zurücksagen. Es wäre denn . . . Aber so wenig glücksverwöhnt, wie ich bin, wag' ich an den Zufall einer plötzlich ausbrechenden Halsentzündung nicht einmal zu denken. Und so werd' auch ich hinaus müssen „ins feindliche Leben, und ringen und streben . . .“ Und alles, ohne ein Mann zu sein!

Endlich ist es Abend geworden. Mein Besuch ist da.

156

Und nicht lange währt's, so schweben wir in Höhen, an welche die gemeine Misere des Daseins nicht mehr heranreicht. Die Lampe brennt hell und friedlich wie sonst, der schöne Hermes des Praxiteles lächelt geheimnisvoll auf uns hernieder. Und rechts und links steigen die Kulissen eines Theaterabends auf, dessen Regie einstweilen die Phantasie übernimmt. Mein Besuch geht, und ich hab' zur Entlohnung für alle Strapazen des Tages wenigstens eine Nacht voll schöner und guter Träume. Und wer die Träume über das Leben stellt, kann sich ja nichts Holderes wünschen.

Früh morgens wach' ich auf und . . . ja, und kann es selbst nicht glauben -- und bin vollkommen heiser. Welcher Gott mir wohl diesen innersten Wunsch meriner Seele erfüllt? Ich

weiß es nicht. Aber noch nie ward ein Halsübel mit solcher Freude begrüßt und weniger in acht genommen! Denn nun kann ich ja meinen Vortrag absagen . . . ohne zu flunkern, ohne zu lügen. Auch die lebhaften Träume kann ich mir jetzt erklären. Ich werde gefiebert haben. Aber das tut man ja immer, wenn man träumt. Und achtzig Pulsschläge und ein rauher Hals sind noch eine sehr bescheidene Strafe dafür. Von einer Pflege kann natürlich nicht die Rede sein. Bald wollen die Packer das wissen, bald die Köchin jenes. Der Speisezettel muß auch erst gemacht werden, und zwar unter genauester Berücksichtigung des noch zur Verfügung stehenden Kochgeschirrs. Dabei hat man wohl zu achten, nicht da über einen zusammengerollten Teppich hinzufallen, dort über eine Büste, die erst des Einpackens harret. Denn heute hat das Chaos seinen Höhepunkt erreicht. Heute schlägt es an allen Schwellen empor -- zu allen Türen herein. Und nichts scheint mehr zu sein, was zu sein es noch gestern vorgab. Nicht einmal wir Menschen. Denn wie eklig und nervös sind wir unterdes geworden! Ganz wie unser losfahrender Köter draußen.

157

Endlich, endlich naht die Stunde des eigentlichen Umzuges. Mit ihr die schaukelnden Riesenwagen, die all diese Lasten in die neue Wohnung befördern sollen. In eine Wohnung, ach, die noch so gar nicht wohnlich ist; der wir auch nicht einmal in Gedanken den weihevollen Namen „Heim“ geben können. Denn sein „Heim“ kann man immer nur verlassen oder wieder betreten. Niemals neu beziehen. Das sagt ja schon der Name. Wo einem nicht jeder Treppenabsatz bekannt ist, jeder Mensch, der einem unterwegs begegnet, jeder Giebel, der zu den Fenstern hereingrüßt -- wo man nie in Todesnöten gerungen oder aus ganzer Seele gelacht und gejubelt hat, wie könnte man dort -- „daheim“ sein? Und so lassen wir unsere Blicke noch einmal wehmütig über die nun kahlen Wände gleiten -- und draußen, vor dem Tore; wenden wir uns und blicken lange, lange die Straße hinauf und hinunter. . . . Die liebe Straße, die mit uns jung war und nun langsam älter geworden ist mit uns -- immer älter . . . von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr, bis nun zwei ganze, volle Jahrzehnte daraus wurden!

Und ohne daß man es will, taucht Erinnerung um Erinnerung aus der Vergangenheit empor, wie Rosen aus dem Schnee. Die ganze, heimelige Poesie des „Cottage“, mit ihrem mondblauen Giebelzauber, ihrem leisen Brunnengeplätscher in duftschweren Sommernächten, ihrem tiefen Schlaf im Hermelinmantel des Winters! Damals waren es Tage und Nächte wie alle anderen auch. Nun fühlt man plötzlich, daß es eitel Poesie gewesen, die man da leben durfte. Und Tränen im Auge kehrt man sich ab. „O Jugend, wie tut deine Schönheit mir in der Seele so weh!“

Aber -- schon schwanken die Transportwagen ihrem Ziele entgegen -- da heißt es, rasch sein, um ihnen noch zuvorzukommen. Wie kahl und hart und nüchtern uns diese Stunde scheint mit ihrer Not und ihrem Zwang. Und

158

doch . . . wer weiß, ob nicht einmal der Tag kommt, da auch sie für uns Schönheit hat und Poesie. So ist einmal das Leben! Nichts schön in dem Strom, in dem wir alle dahintreiben, als die Ufer, auf die wir zurückblicken, wenn es -- „zu spät“ ist.

Noch aber drängt der Augenblick. Also heißt's tapfer -- weiterschwimmen!

Da man in der neuen Wohnung so rasch als möglich in Ordnung kommen will, hat man sich beeilt, auch die nötigen Handwerker hinzubestellen, die Fehlendes ergänzen, kleine Schäden ausbessern, notwendige Änderungen sofort in Angriff nehmen sollen. Aber man hat sich damit entschieden mehr zugemutet, als selbst die beste Übersicht zu leisten imstande ist. Schon mit dem ersten Schrank, den die Packer herauftragen, kommt der Telegraphist an. „Was er zu tun habe usw.“ Er fragt ganz kurz und präzise. Denn er war einmal Militär und gehört zu den

Intelligenten seines Berufes. Da aber die Packer zu gleicher Zeit wissen wollen, wohin der Schrank zu stellen sei, müssen wir zunächst durch die ganze Flucht der Zimmer mit ihnen eilen. Hinten nach natürlich der Telegraphist. Kaum steht der Schrank, und schon meldet sich der Tischler. Er hat eine Treppe samt Balustrade anzubringen. Und da die Treppe genau „eingepaßt“ werden muß, errichtet er im Speisezimmer eine kleine Werkstätte. Darob helle Entrüstung des Herrn des Hauses, der sich das „ganz anders vorgestellt hat“ und aufs neue seine geliebten Bilder gefährdet sieht, welche die Packer gerade im Speisezimmer aufgestellt haben. Die Tischler -- ein Altgeselle und ein Lehrjunge -- arbeiten unbeirrt weiter, bald mit der Säge, bald mit der Raspel oder dem Hobel hantierend. Der unglückliche Besitzer der Bilder ist außer sich. Und während er die Tischler samt Säge und Hobel in eine andere Ecke drängt,

159

stellen die Packer in der nächsten Nähe des neuen Standortes gleichmütig einen herrlichen Abguß von Michelangelos „Moses“ nieder. Mit ihm zugleich einen Spucknapf. Neuerliche Entrüstung. Der Tischler kämpft Schritt für Schritt um den Raum, den er braucht. Auf den Treppen erschallt immer wieder der schwere Lasttierschritt der Packer, die nun die großen Bilder bringen. Unterdes ist der Spucknapf in eine Ecke geflogen. Die heroische Pose Moses' wird wenigstens nicht mehr durch eine gemeine Nachbarschaft profaniert. Da meldet sich der -- Schlosser.

Er soll zwei neue Doseschlösser anbringen. Wo? Die Köchin, eine gute Seele, die doch mehr Humor und Eifer bewiesen als wir ihr zugetraut, ist ganz bei der Sache. . . . Ja aber -- wo sind die -- Schlösser? Die Köchin sucht sie bei mir, das Stubenmädchen bei den Packern, die Packer in einer Kiste mit altem Eisen. Endlich stellt es sich heraus, daß die Köchin beide im Korb mit herübergetragen. Da ergellt, von der Treppe her, ein Schrei -- gleich darauf fällt etwas schmetternd zu Boden. Die Galerie der Kredenz. Man ist außer sich. Alle schreien durcheinander. Aber niemand will der „schuldtragende“ Teil sein. Der in der Kammer eingeschlossene Bulldogg beginnt wütend zu heulen und an der Tür zu kratzen. Ringsum offene Mäuler. Und mitten in dem Chaos stürzt das Stubenmädchen aus dem Zimmer des greisen Vaters, den man zuerst einquartiert. Der alte Herr verlangt nach einem etwas diskreten Möbel. Einem Möbel, das ihm in *diesem* Augenblick auch mit dem besten Willen niemand zur Verfügung stellen kann, denn -- die Packer haben es zurückgelassen. Aber mit dem Starrsinn des Alters beharrt er auf seiner Forderung. Und wer immer sich in seine Stube verirrt -- Telegraphist, Packer, Tischler oder Schlosser -- wird daraufhin angesprochen. Und alle kommen lächelnd heraus.

160

Nun ist auch der Drechsler da. Mit ihm zugleich erscheint der Tapezierer. Es ist schon eine ganze Versammlung, deren Geschwätz nur von Zeit zu Zeit durch ein wütendes Gebell Boxls unterbrochen wird, der absolut nicht verstehen kann, was denn all diese Leute wollen. Und durch sein Gebell angelockt, erscheint plötzlich ein großer weißer Pudel unter der Tür. Auch seine Herrschaft „zieht ein“. Und während er auf das Geheul Boxls horcht, schüttelt er langsam den Kopf mit den prächtigen Schnüren und den klugen dunklen Pudelaugen. Just, als wenn er sagen wolte: „Ärmster -- geht's dir auch so?“

Langsam beginnt es zu dämmern. Und wie in der neuen Wohnung die ersten Lichter und die ersten Feuer aufflackern, bekommt man wenigstens ein leises Gefühl des „Zuhause-seins“. Und die vielen fremden Stimmen und Schritte -- mein Gott! die werden ja auch einmal verhallen. Bis auf jene, die man nie hört und die doch immer unterwegs sind -- die des Schicksals.

Inzwischen hab' ich mich langsam an das Auspacken der Kisten gemacht. Die erst beste schließ' ich auf -- ohne lange zu wählen, ganz aufs Geratewohl. Und ebenso gleichgültig müde räum' ich mit Hilfe eines Dienstmannes das Wollin heraus. Da leuchtet etwas herauf -- weiß, edel, lächelnd . . . in seiner blassen Starrheit so herrlich, daß selbst der schlichte Mann mir zur Seite förmlich zurücktritt und nichts sagt als: „Gott, wie schön!“ Es ist der Hermes des Praxiteles. Und plötzlich fühl' ich und versteh' ich, was die ganze Renaissance empfunden, als die totgeglaubten Götter Griechenlands wieder der Erde entstiegen -- mit einer Gewalt und Macht, die alle Herzen bezwang, alle Geister berückte.

Und das Chaos um mich ist verschwunden . . . wie hinweggescheucht von dem göttlichen Linienzauber dieser unbesiegbaren, ewigen Schönheit!

Die Einzige.

Aus der muffigen Schenke lockten die Geigen. Allerlei Volk saß drinnen und ließ sich's wohlgehen, bei Tabak und Musik und billigem Wein.

Draußen war noch immer „ausgesteckt“. Drinnen mühten sich Geigen und „Klampf'n“, einen echten und rechten „Heurig'n“ vorzutäuschen. Aber im Tullnerfeld gibt man's billiger. Die „seinen Leut'“ fehlen. Die „Gavlier“, denen man's ansieht, was sie sich leisten können, und ob es der Müh' wert ist, Herr Baron zu sagen.

Zuweilen freilich fanden auch solche hieher. . . .

Da sitzt schon den dritten Sonntag ein junges Paar beisammen. Sie blond, schlank, in einer Toilette, mit der man sonst nicht ins Tullnerfeld fährt. Er fesch zusammengewichst und strammer, als man sonst in Zivil tut. Draußen das Mietauto mit einem Chauffeur, der immer ein anderer ist und immer dieselben Havanna raucht, die drinnen der „Gavlier“ ebenso elegant als nachlässig zwischen den ringlosen Fingern hält.

Daß die Zwei „was miteinander haben“, sieht man. Aber ob es Liebsleute mit ernstern Absichten sind oder -- ?

„Ein ‚Oder‘ mit einem langen Strich hinten“, denkt der Wirt. Die blonde Frau scheint ihm älter zu sein als ihr Galan. Aber schließlich, einen Ring trägt auch sie nicht. Und wenn sie ihn vielleicht absichtlich vergessen hätt' Ihren Wein bezahlen sie und das verliebte

162

Getuschel braucht er nicht zu sehen. Was sie aber sonst noch vorhaben. . . . Er gab ja nicht den „Unterschlupf“ her.

Hand in Hand sitzen sie; lachen, trinken, seh'n sich an. Dabei geht ihr unentwegt der Schnabel. Manchmal so laut, daß der junge Mann mit einem raschen Blick um sich späht und mit einem warnenden nach ihr.

„Aber!“ gurrte sie dann jedesmal. Und sie hat recht. Die Umgebung ist so ganz und gar beruhigend. Ein paar knorrige Forstleute . . . ein alter Briefbote . . . einige Gemüsegärtner, die untereinander ihre „Preis“ machen. Eine Kellnerin, die so drall in den Hüften steckt, daß ihr die Liebe längst mehr keine Neugierde sein kann, geschweige denn ein Ereignis. Dazu die Geigen, die kaum einen Augenblick zur Ruhe kommen und dann sofort vom „Lamentierplutzer“ abgelöst werden, den ein paar italienische Arbeiter sich selbst zur Feier mitgebracht.

Wer sollte da hören, was sie sprechen.

„Unsinn!“ lachen die blauen Augen der schönen Frau. Und er nimmt unter dem Tisch akkurat den Finger, an dem sonst ihr Ehering sitzt, und reibt daran herum, bis beide hell laut auflachen. Sie über sein vieldeutiges Gezwinker, er über ihr Lachen, das wie Champagnergeprickel ist.

„Unsinn.“

„Aber eine Weil' hat's braucht . . .“ kommt es leise von seinen Lippen.

Sie beugt sich zurück, daß die Seide um den geschmeidigen Leib knistert.

Eine Linie das!

Sein Blick irrt wie trunken darüber hin. Er weiß, daß sie in einem ersten Salon arbeiten läßt. Aber all der Chic kommt doch nicht bloß von der Schneiderin. In ihrem Leib selbst liegt es. Ein Geheimnis der Lust.

163

Und nun zu denken, daß sie schon zwei Kinder daheim hat.

Er stößt den Rauch seiner Havanna etwas rascher von sich; hüllt sie förmlich ein darin.

Heute. . . . Heute wird sie sein!

Ihre Augen blinzeln ihn unter den halbgeschlossenen Lidern an. Ob er wirklich glaubt, daß er der Erste ist nach ihrem Mann?

Aber ja.

Es gibt Männer, die so dumm sind: die ganz jungen und die ganz alten.

Von den Alten ließ man sich heiraten, wenn sie sehr reich waren. Die Jungen? Nun, denen läßt man eben ihre Illusionen. Auch der Ehebrecher will eine ehrbare Frau verführen. Sie *sind* nun einmal so.

Ein kaum merkbares Lächeln huscht über ihr Antlitz.

Wenn er ahnte . . . wenn er wüßte!

Wie über eine Treppe sieht sie plötzlich all seine Vorgänger emporsteigen. Jeder mit demselben Blick trunkener Gier im Auge. Sie das Ziel.

Das ist der lange, hagere Graf, den sie beim Rennen kennen gelernt. Er war der Erste gewesen. Ein Ehemann, der seine Jugend in Paris genossen. Ihm dankt sie die Routine. Die Routine, bis auf die Wahl der Lingerie und Dessous.

Wäre sie jemals auf diese Finessen gekommen? Vor so viel Schauläden sie auch täglich herumstand --? Die Tochter einer Kleinbürgerin, die noch immer in wattierten Flanellröcken herumlief, wenn es kalt wurde? In gesteiften, wenn der Sommer kam?

All der Reichtum, den ihr Vater in glücklichen Spekulationen erworben, den ihr Gatte weiter mehren hilft -- der Herr Graf erst hat ihm den richtigen Weg gewiesen.

164

„Windhund!“ denkt sie und kräuselt die Lippen.

Sie war damals noch naiv genug, an Scheidung und Heirat zu denken. Als der Herr Graf es merkte, blieb er aus.

Aber -- sie ist perfekt seitdem. Und ihr Mann hat einen Titel mehr auf seiner Karte. Sogar daran hat sie gedacht.

Der Zweite --.

Wie er da zu ihr emporsteigt, ärgert es sie noch heute, daß er sie sofort taxiert hat.

„Wieviel kosten Sie, meine Gnädige? Denn Sie kommen aus splendiden Händen, man sieht es. Was Ihr Mann auch verdient und Ihr Vater Ihnen mitgegeben hat, es reicht nicht. Also?“

Sie wurden einig.

Seine Note war der Zynismus. Ein Zynismus, der über eine reiche Bildung herkam. Der Zynismus imponierte ihr, von der Bildung suchte sie zu behalten, was ein schön frisierter Kopf behalten kann. So gewann sie auch die Dessous für ihre Konversation.

Nun hatte sie das, was man „Charme“ nennt. Und daß sie noch immer den Jargon der Kinder sprach, mit denen sie selbst als Kind in dem muffigen Hof der Ottakringer Zinskaserne gespielt, schien eben eine Laune der Wienerin.

Ein oder zweimal hatte sie sich wohl im Hochdeutschen versucht. Aber es lag ihr nicht.

Dann kamen einige Flirts, auf der Reise begonnen, im Trubel irgendeines Weltkurortes ausgelebt. An ihr hatten die Bäder immer ihre Wirkung getan. Frisch und rosig war sie stets heimgekommen. Ihrem Gatten und den Ärzten zur Freude.

Der Gatte?

165

Ein langer, langer Titel.

So etwas kauft man sich, wenn man Geld hat.

Woher er wohl sein lächerliches Vertrauen bezieht?

Er ist Beamter.

Seit einiger Zeit freilich scheint er etwas moros. Will immer genau wissen, wieviel diese oder jene Toilette gekostet hat? Ihre Schneiderin wird nicht plaudern, das weiß sie. Mit Ausnahme des Herrn Grafen hat er keinen ihrer Liebhaber gekannt. Aber er legt es sichtlich darauf an, ihr noch mehr zuwider zu werden.

Und in ihr fiebert alles von Lebensgier! Wenn man als Kind oft kaum satt zu essen gehabt hat. . . . Selbst an Sonntagen in zerschlossenen Röckchen herumgelaufen ist. Achtzehn Jahre alt werden mußte, um endlich, endlich in Sorglosigkeit aufatmen zu können --?

Soll nur einer so lang im Dunkel einer Ottakringer Zinskaserne gehaust haben, in einem muffigen Vorstadthof gespielt. . . . Noch heute träumt ihr zuweilen von diesem Haus mit seinem Schmutz und seinem Gesindel.

Da soll man dann nicht hungrig sein nach Licht und Glanz und Lebensfruede!

Ihre Kinder? Pah --. Die werden es einmal ebenso machen. Das ist das rote Proletarierblut der Großmutter. So eine emporgekommene „Ziegelschupferin“, die sorgt in vier Generationen für den gesunden Instinkt der Rasse. Leben, leben, leben! Man ist zu lang im Dunkel gesessen.

Ihr Vater . . . ?

Etwas in ihr kriegt plötzlich einen Ruck. Ja der . . . der dürfte freilich nichts wissen von dem allen. Denn sie, seine einzige war es ja, für die er gedarbt hat und so lange gekatzbuckelt und die Leut' erst im kleinen ausgewuchert, bis er's im großen tun konnte. Wenn er ein Schuft geworden ist, so einer, hinter dem seine Leute die

166

Fäuste ballen und die Witwen und Waisen der Geprellten seufzen oder fluchen . . . es ist ihr zulieb geschehen, sie weiß es.

Denn seine Ehe war ein einziges Unglück. Nichts und niemanden hat er gehabt als sein Kind und sein Geld. Das Geld aber, das ihn so schmutzig gemacht, ihr sollte es die Reinheit gestatten, den lauterer Sinn; den Luxus der bürgerlichen Wohlanständigkeit.

„Der Vater!“ Ja. Ein Schatten huscht über ihre Züge. Der, wenn er das wüßt' . . . ? --

Aber schon girren wieder die Geigen. Der Fuß des Geliebten sucht mit einem beredten Druck den ihren.

Mit dem ist ihr nämlich was Komisches passiert: den liebt sie. Jung und fesch und honorig, wie er ist. Der Deutschmeister aus dem Wiener Patrizierhaus.

Und seine Leut' dürfen es auch nicht wissen. Das ist ein Kitzel mehr.

Nicht lassen kann sie von ihm. Und soll gescheh'n, was da will.

Heute, ja heute! Sie hat es versprochen.

Draußen fährt ein Auto vor. Etwas befangen starren beide durchs Fenster. Aber nur ein Chauffeur steigt ab, tritt endlich ein. Wer weiß, von wo der kommt, oder wohin er will? Wie er da sitzt und verdrossen in einem klebrigen Notizbuch herumblättert, kann er ihnen herzlich gleichgiltig sein.

Es wär' auch schwer, ihr nachzuspüren. So schlau, nein keck, hat sie alles eingeleitet.

„Heut' besuch' ich die Anna“, hat sie ihrem Mann gesagt. „Sie hat ein Mädel bekommen. Und war immer so lieb zu unseren Kindern.“

Sie hat Wort für Wort die Wahrheit gesagt daheim. Die Anna war einmal die Amme ihres Erstlings. Dann

167

lange Jahre die Stütze der Gnädigen. „Was tät' ich ohne die Anna?“ Sie sagte es so oft, bis alle daran glaubten. Ihre Eltern, ihr Mann, selbst die Kinder, die nicht einschlafen wollten, wenn die Anna ihren Ausgang hatte.

Nur die Dienstboten rebellierten zuweilen gegen so viele Vorzüge, die niemand sah als die Gnädige. Aber die Anna blieb. Und als sie endlich heiratete, führte sie eine Ausstattung mit sich, die sich seh'n lassen konnte. Sie, die nicht einmal „ein Schnupftüch'l" gehabt bei ihrem Eintritt.

Selbst ihren Gatten hatte die Gnädige zuweilen schon zur Anna herausgebracht. Und wenn er ihr heute nachfuhr -- er würde sie gewiß bei der Anna treffen.

Ganz gewiß. Wo denn sonst? So sicher war sie ihrer Anna. So tollkühn hat sie dieses ewige Gelingen gemacht. Der Betrug, dem die lauterste Wahrheit die Maske lieh.

Man mußte einen Zyniker geliebt haben, um auf solche subtile Einfälle zu kommen.

Die Geigen waren verstummt. Aus der „Schwemm" klang der „Lamentierplutzer" herüber. Die Italiener hatten einen unter sich, der *sang!* Die Stimme selbst eine einzige Wollust. Die Musik einer Kupplerin.

Warum sollte sie noch länger die anständige Frau spielen?

„Zahl!" haucht sie mit einem brennenden Blick.

Er winkt die Kellnerin heran, gibt ein Trinkgeld, das die arme Kreatur erröten macht. Sie hat sich eben auch schon längst ihr Teil gedacht. Aber -- man lebt davon.

Wieder knistert die Seide, rauschen die Dessons. Eine Wolke von „Rosa Centifolia" geht vor der schönen Frau her.

Das kostbare Spitzenbett, das die diskreten Hände der Anna für sie zu rüsten pflegen, hat denselben Geruch. . . .

168

Sie denkt es, und wie sie es denkt, dehnt sie sich förmlich, daß ihr Magdalenenleib wieder diese Linie annimmt, die ganz geheimnisvollstes Vibrieren ist, wie die Saite eines kostbaren Instruments.

Der Wirt macht seinen Kratzfuß. Selbst die knorrigen Forstleute erheben sich und grüßen die feine Dame. Und all das gibt ihr plötzlich eine solche Sicherheit, daß sie dem Geliebten wie harmlos zulächelt und ganz laut dasselbe sagt, was sie daheim dem Gatten gesagt: „Und jetzt fahren wir zu unserer Anna."

So rauscht sie hinaus.

Daß gerade der Gendarm vor der Tür steht, wie sie an ihren Chauffeur herantritt, macht sie einen Augenblick unsicher. Aber der Mann scheint so gar nicht neugierig zu sein. Er salutiert und tritt in die Gaststube.

Und schon beginnt der Motor zu pusten und zu knattern.

„Atzenbrugg", ruft sie dem Chauffeur zu. Er will auch die Nummer wissen.

„Wir fahren vorüber!" weicht sie aus.

Dann fällt die Tür hinter den beiden zu. Draußen dämmert es schon. Wie ein nächtliches Gestirn beginnt das lüsterne Blau ihrer Augen aufzuleuchten. . . .

Unterdes ist der Gendarm an den Tisch des verdrossenen Chauffeurs getreten.

„Detektiv?"

„Sehr wohl."

„Alles in Ordnung. Wenn sie in fünf Minuten nachfahren, haben sie ihr ‚Flagrantiâ€™."

Der Chauffeur lächelt. „Sie muß sich schon wahnsinnig sicher gefühlt haben. Andre lügen bis zu letzt. Die hat bis zuletzt die Wahrheit gesprochen. Wer hätt' das gedacht, von einem Frauenzimmer? Der arme Mann! So

169

ein hoher Beamter. Und der Liebhaber ein Soldat. Das wird ein Quell, passen Sie auf."

Der Gendarm zuckt die Achseln und schlägt sein Meldebuch auf. „Anna Klaibl“, liest er leise, „Atzenbrugg, das erste Haus hinterm . . .“ nur der Chauffeur hört, was er noch sagt. So neugierig auch der Wirt mit einemmal herüberhorcht. -- --

Es wurde kein Quell, nicht einmal ein richtiger Skandal. Die schöne Frau verreiste auf einige Zeit. Ihr Gatte leitete in „gegenseitigem Einverständnis“ die Scheidung ein. Die öffentliche Neugierde bekam nur die notwendigsten Brocken.

Und als dies alles endlich ruchbar wurde, dachte kein Mensch mehr an den alten Mann, der sich drei Tage nach jenem Sonntag erhenkt hatte. Obwohl seine Häuser unbelastet waren und sein Geld in den besten Werten angelegt und kein Mensch damals einen Grund dafür wußte. . . . Nicht einmal seine „einzige“ Tochter. --

Es war einmal eine kleine Prinzessin.

Wenn ich zuweilen die Augen schließe, um über Vergangenheit und Gegenwart hinweg in die dämmernden Lande meiner Kindheit zurückzufinden, schlägt mir immer ein Duft von weißen Lilien entgegen -- von vielen, vielen weißen Lilien. Fast die Hälfte des alten Gartens füllen sie aus, steh'n da, schlank und still und feierlich -- Lilien, Lilien, Lilien An der weinumrankten Pforte beginnen sie, in dem goldgrünen Dämmer der Büsche verschwinden sie -- Beet an Beet. Wie Paradiesesschimmer leuchtet es durch den alten Garten hin, und darüber liegt die Wolke eines Duftes, der etwas Welkes hat und doch auch etwas unendlich Süßes. Unserer Mütter Gebetbücher haben so geduftet: von den Rosen, die sie als Bräute hineingelegt, von den seinen goldenen Ringellöckchen, die sie ihrem ersten Kinde abgeschnitten.

So will es mir heute scheinen. Wenn ich aber jenes Gartens gedenke, schließ' ich immer fest, ganz fest meine Augen. Nicht, um ihn besser zu sehen, denn ich seh' ihn noch immer wie damals. Nur um den Träumen zu wehren, die mir noch immer über ein Geschehen kommen, das ich damals in kindlicher Verständnislosigkeit miterlebt. Und dann sag' ich leise, ganz leise: „Es war einmal eine kleine Prinzessin. . . .“

Wie es kam, daß wir sie alle dafür hielten? Obwohl wir Tag für Tag mit ihr spielten und ganz genau wußten,

171

daß ihr Vater Wuczek hieß und Oberleutnant war. So ein armer Oberleutnant eines Grenzregiments. Ein „Grenzer“, wie man damals kurzweg sagte, um anzudeuten, daß er trotz seines Ranges ein Heimischer war. Der arme Sohn einer kindergesegneten, armen Bauernfamilie, die dem Heere des Kaisers von Generation zu Generation ihre Söhne gab. Und doch glabten wir eines Tages, daß Olgiza eine Prinzessin sei. Wie das wohl kam? Um es zu verstehen, mußte man Olgiza gesehen haben! Diese feine, schlanke lilienblasse Olgiza, der die seidene Haare wie ein goldener Mantel über die schlanken Schultern fielen. Die Hände hatte -- so zart und durchsichtig, daß man sie kaum zu fassen wagte, Augen, die wie zwei Edelsteine leuchteten, groß, seltsam tief. Von jener wunderbaren Farbe des Berylls, dessen honiggelber Glanz zuweilen wie gefangenes Sonnenlicht auffunkelt. Und wie konnten Olgizas Augen funkeln, wenn sie erzählte! Und Olgiza wußte so viel zu erzählen. Was sie erzählte aber, hatte ihr „geträumt“.

„Wie kommt es, daß dir so viel träumt?“ fragten wir anderen erstaunt. Die wir noch den gesunden Schlaf unserer Kinderjahre schliefen. Diesen festen, tiefen, dummen Schlaf, der einem keine andere Erinnerung zurückläßt, als daß man eben geschlafen. Oder irgendein vages Besinnen an gemeine Prügel, die man bekommen, oder an eine Liebesspeise, an der man sich endlich, endlich satt gegessen, im -- Traume.

Aber Olgizas Träume waren wie Märchen, die niemand zuvor gehört, niemand jemals niedergeschrieben. Märchen, die Olgiza selbst erlebte. So war sie auch eine „Prinzessin“ geworden.

„Weil sie immer Fieber hat, träumt ihr so viel“, sagte ihr Vater. Seine Stimme zitterte, wenn er es sagte, und seine wetterbraunen Hände legten sich dabei wie schützend

172

um den Leib des Kindes. Und so stark sie auch waren, diese Hände, so derb und knochig -- sie bebten wie seine Stimme, wenn er von Olgizas Fieber sprach. Jahraus jahrein Fieber, man denke! Fieber. . . . Das war ein Feind, den man nicht niederschlagen konnte, ein Gegner, der sich vor keine Kugel fordern ließ. Der aus und ein schlich im Haus, ohne daß man es wehren konnte. Jeden zweiten Tag kam, jeden dritten ging. Wie ein unheimlicher Nachtmar über dem jungen,

blühenden Leben lag und daran zehrte, zehrte, zehrte. Die Leute nennen es das „Donaufieber“, die Ärzte verschrieben Chinin dagegen und Luftveränderung, sooft es geht, und ein gute, reichliche Nahrung. So fütterte der arme Wuczek das Fieber seines Kindes -- mit Chinin, mit Hühnchen, mit teuren Eisenpräparaten und der Weisheit aller Ärzte, die ringsum saßen. Vom Stabsarzt bis zum Bader, der sich nur abends ins Haus zu schleichen wagte. Aber -- das Fieber ließ sich nicht wegkurieren. Nur die Schulden wuchsen, wuchsen und wuchsen, is kein Mensch mehr dem Wuczek etwas borgen wollte.

In ihrem weißen Bettchen aber lag Olgiza und träumte: von Puppen, die sie so genau beschrieb, als hätte sie sie wirklich schon im Ärmchen gehalten; von einer kleinen Küche mit einem „wirklichen Sparherd“ . . . von einem weißen Kleidchen, das aus lauter Spitzenstreifen zusammengesetzt war.

„Werd' ich drin schön sein?“ fragte sie mit brennenden Augen. Und Vater und Mutter, die rechts und links von ihrem Bettchen saßen und rechts und links die fiebernden Händchen hielten, sagten immer: „Ja, mein Kind, ja!“

Solang' sie konnten, hielten sie auch Wort; erfüllten jeden Wunsch Olgizas, jeden Traum. Denn solange Olgiza von Dingen träumte, die den gesunden Kindern auch Freude machten, so lange hofften sie noch immer, Olgiza wieder

173

einmal gesund zu sehen. Aber Olgiza hatte auch andere Träume, wenn sie fieberte . . . schwere, schreckhafte, und ach! so erdenferne, so himmelsnahe Träume! Daß Vater und Mutter oft zugleich aufschluchzten, wenn Olgiza aus einem solchen Traum heraus zu reden begann. . . .

Olgizas Mutter war eine schöne Fra, die schönste Frau des Ortes. Aber seit sie so ganz „Olgizas Mama“ geworden, wußte sie es selbst nicht mehr. Nur die Blicke ihres Mannes sagten es ihr, wenn sie in andächtiger Bewunderung zwischen Mutter und Kind hin und her gingen. So viel Schönheit blühte an seinem Herd, durfte er sein nennen! „Glänzendes Elend“ nannte der Spott des Bürgers damals so eine schuldenbedrückte „Offiziersmenage“. Der arme Wuczek spürte es kaum. Wenn er in sein Haus trat und Olgiza sah und Olgizas Mama -- Herrgott, was hätt' er nicht getan für diese beiden! Aber woher? Seine Sage war so gering, und die "Kaution" war ihm, wie den meisten Grenzern, nachgesehen worden.

Olgizas Vater hatte einen Hauptmann, der Junggeselle war. Und weil in dem Ort nur eine Kompagnie lag, war der Hauptmann der Ortsgewaltige. Er zeigte es auch. Stritten sich an Sonn- und Feiertagen ein paar Bergarbeiter in den Schenken herum -- flugs ließ er sie „krummschließen“ und nach der nächsten Garnison führen, vor den Auditor. Die „Grenzer“ hatten auch die Gerichtsbarkeit, waren, wenn es darauf ankam, Herren „über Leben und Tod“. Nicht jeder dieser Mächtigen behielt reine Hände. Viele ließen sich „das gute Wetter bezahlen“, wie man sagte. Auch der Hauptmann des armen Wuczek war „ein solcher“. Bürger und Handwerker wußten ein Lied davon zu singen. Darum fehlte es ihm nie an Geld. Er brauchte es auch. Für den Wein, für die Karten, für die Weiber. Nur -- was für Weiber waren das! Käufliche, schmutzige

174

Zigeunerinnen, auf die der ganze Ort mit den Fingern wies. Die sich nur ganz heimlich ins Quartier stehlen durften: Fusel. Ihm selbst ekelte zuweilen. So kam es, daß er auch endlich bemerkte, wie schön Olgizas Mama war.

„Was schaust du immer so verdrossen drein, Bruder?“ fragte er eines Tages den Wuczek.

„Wenn du ein krankes Kind hättest, würdest du nicht fragen.“

„Sorgen?“

„Und Schulden, du weißt es ja! Aber was ist das alles, wenn ich mir sage, mit hundert Gulden könnt' ich sie jetzt vielleicht retten!"

„Hm?!"

„Der Arzt meint -- eine Luftveränderung."

„Also, also."

„Fehlt nur das Geld!"

„Morgen ist doch der Erste."

„Wenn du meine Gage meinst. . . . Die gehört schon allen -- allen, nur nicht mir."

"Aber einen Vorschuß könntest du nehmen."

"Auf ein ganzes Vierteljahr? Wer gibt mir den? Du vielleicht?" Und die Augen des gequälten Vaters suchten nach Erbarmen -- nach Erbarmen in dem kalten Blick des anderen.

„Ich nicht. Aber wenn *ich* dir gestatte, daß du ihn nimmst . . . "

Der Wuczek riß die Augen auf. „Nehmen? Woher?"

„*Aber* --!" Und der rauhe Kommandobaß des anderen wurde plötzlich ein leises Gezischel. „Wir haben doch die Kompagniekasse in Händen, Bruder! Wenn *ich* nichts sehe -- wer sieht es überhaupt? Ob das Geld drin liegt oder nicht, wer -- *weiß* es?"

Das Herz des Wuczek begann zu klopfen, seine Hände

175

zu zittern. Sie waren bisher rein gewesen, diese Hände. . . . Doch es galt das Leben seines Kindes! „Und wenn die Revision kommt?" fragte er endlich leise.

„Narr! Dann leg' ich es hinein, bis sie wieder fort ist. Und ist deine Kleine gesund, kannst du wieder sparen und es der Kasse schön langsam zurückzahlen. So eine ‚tote Hand' Ich bit' dich, Bruder!"

Tags darauf fuhr Olgiza und ihre Mama nach Siebenbürgen.

Und Wuczek sparte, sparte, sparte daheim. Sein Bursch sagte sogar, daß er hungere. Als Olgiza aber im Herbst zurückkam -- seit Wochen fieberfrei. . . . Wie ein Narr war der Wuczek!

„Das mußt du dir anseh'n, Bruder!" sagte er zu seinem Hauptmann. Und der Hauptmann kam und sah das Kind an und noch länger die Mutter . . . kam und kam immer wieder. Aber Olgizas Mama wollte nichts merken. Oder merkte sie wirklich nichts? Man wurde nicht klug aus so einer „anständigen Frau".

Olgizas Vater aber sparte und hungerte weiter, und weil Olgiza gesund blieb, konnte er langsam mit dem „Abzahlen" beginnen. Der Hauptmann biß in seinen Schnurrbart, wenn er bedachte, daß die Kasse bald wieder hatte, was ihr gebührte, er aber so gar nicht zu seinem Teil gekommen war. Olgizas Mama war noch immer Olgizas Mama. Der Teufel auch!

So verging der Herbst und Winter, der Frühling kam, und hinter ihm -- ja, wer hätt' es gedacht! hinter ihm schlich wieder das Fieber ins Haus. Mit scharlachfarbenen Wangen und brennenden Augen saß es am Bette der kleinen Olgiza und wollte und wollte nicht weichen. „Ein typhöses Fieber" nannten es diesmal die Ärzte, und wenn sie gingen, wagten sie es nicht, Olgizas Eltern recht ins Gesicht zu

176

schauen. Ob ihnen die beiden auch immer bis vor die Türe nachliefen und Gott weiß was alles wissen wollten.

Olgiza aber lag in ihrem Bettchen und träumte. Sprach aus dem Fieber heraus und aus einer Welt, in die ihr weder Vater noch Mutter folgen konnten. Doch zuhören mußten sie O, was für Träume das waren!

Von einem Garten voll weißer Lilien erzählte Olgiza eines Nachts. Und sie stand mitten darin und hatte ein weißes Spitzenkleidchen an und zwei große, weiße Flügel! Und kleine, kleine Englein kamen und knixten vor ihr und nahmen sie bei der Hand und sagten: „Nun bist du eine kleine Prinzessin!“ Und sie gingen mit ihr -- tief, tief in die weißen Lilien hinein. . . .

Olgizas Mama schrie auf, dem Vater schlugen die Zähne aneinander. „Olgiza!“ rief er und warf sich auf die Knie vor dem kleinen Bett, das sein alles barg. „Geh' nicht von deinem Papa, Olgiza! Einen ganzen Garten voll weißer Lilien sollst du haben, aber auf dieser Welt! Und unsere kleine Prinzessin sein. . . . Oder dein Papa geht mit dir, so wahr mich der da droben hört!“

Wie im Wahnsinn schrie er es und riß die Händchen an sich, nach denen die Engel schon langen wollten -- riß Olgiza zur Erde zurück, aus den Händen der Engel. Und Olgiza schlug die Augen auf und lächelte -- zum erstenmal nach langer, langer Zeit, und mit heller Stimme sagte sie: „Ja, nicht wahr, Papa? Ich werde diese Lilien haben . . . einen ganzen Garten voll?“

Wie ein Wunder war es. . . .

Tags darauf bestellte Wuczek tausend weiße Lilienknollen; bei Hage und Schmied in Erfurt. Und als der Sommer sein Gold über die Erde legte, standen tausend Lilienstöcke in Blüte. Man denke!

„Der Wuczek ist ein Narr geworden!“ lachten die Leute.

177

Der Wuczek aber sagte: „Damit hab' ich sie von den Engeln zurückgekauft -- meine kleine Prinzessin!“

„Die kleine Prinzessin -- die kleine Prinzessin!“ lief es durchs Dorf. Wir Kinder hatte Eile, die Olgiza widerzusehen. War sie doch unterdes eine „kleine Prinzessin“ geworden, bloß weil es ihr wieder „geträumt“ hatte.

Und wir kamen eines Abends und sahen sie steh'n -- mitten im Schimmerblut der weißen Lilien -- blaß, zart . . . mit Händchen, die wie vom Wind verwehte Lilienblätter auf dem weißen Spitzenkleidchen lagen, mit Augen, die leuchteten wie zwei honiggelbe Berylle. Und tausend Lilien blühten um sie. Wuczeks ganzer Garten war ein einziges, duftendes Lilienbeet. Wie hätten wir noch zweifeln können, daß Olgiza eine kleine Prinzessin geworden?

„Nur die Engerl konnte Papa nicht kriegen“, sagte Olgiza mit dem Lächeln einer kleinen Königin. „Aber er hat gesagt, ich brauch' nicht erst in den Himmel zu kommen. So schön wie dort kann ich es hier auch haben.“

„Chinin, reichliche Nahrung, Luftveränderung!“ rieten die Ärzte. So kam es, daß die Kasse wieder leerer wurde und leerer.

Nur -- die Luftveränderung. . . . Bevor es dazu kam, wollte der Hauptmann endlich deutlich werden. War er ein Esel oder ein Kaplan, daß er nun schon ein ganzes Jahr hinter Olgizas Mama herlief, bloß um sie „anzuschauen“? Jetzt war die Zeit! Vielleicht geruhte Wuczek zu „verstehen“.

„Bruder“, begann er, als Wuczek eben wieder einen „Griff“ gemacht . . . „morgen kommt die Revision.“

Dem Wuczek fiel der Tschahko aus der Hand.

„Du -- du hast damals gesagt“, stammelte er endlich.

„Was hab' ich gesagt?“

„Daß du, wenn es dazu kommen sollte, von deinem -- deinem eigenen --“

178

Der Hauptmann kniff die Augen ein und lächelte. „Schau, Bruder, weißt du das noch?“ „Hätt' ich -- das sonst getan?“ murmelte Wuczek.

„Doch, doch“, kam es hämisch zurück. „Wer es tut, tut es überhaupt.“

„Bruder!“

Der Hauptmann rückte näher. „Nun siehst du. Und weil du schon so wenig Stolz hast, da mein' ich --“

„Nun?“

„Daß dein Weib auch weniger -- stolz sein könnte.“ Er sagte es leise, ganz leise. Aber dieses Lächeln dabei.

„Hund!“ brüllte Wuczek auf. Wie Dolche trafen sich ihre Blicke. Da war nichts mehr zu machen. Aber wenn der Kluge auch einmal fehlgeschossen -- jetzt griff er sein Opfer! Nur Ruhe galt es zu haben. Ruhe und Geistesgegenwart. Er hatte beide.

„Ordonnanz!“ rief er zur Tür hinaus.

Die Wache kam.

„Oberleutnant Wuczek hat Arrest, bis die Revision kommt!“

Zwei Stunden später fand die Revision statt. Vierhundert Gulden fehlten.

„Der Wuczek wird Ihnen allerlei vorlügen, meine Herren“, sagte der Hauptmann mit einem überlegenen Lächeln. „Und damit Sie gleich wissen, was er vorbringen wird . . .“

So geschah es, daß der Auditor dem Wuczek geradezu ins Gesicht lachte, als er damit kam: „Flausen!“

Tags darauf wurde Oberleutnant Wuczek degradiert, vor der Front der Kompagnie, die ihm so lange salutiert. Als man ihm den Kragen abgerissen und den Säbel vor die Füße geworfen, durften seine „Leute“ kommen, Abschied nehmen.

179

„Papa -- was haben sie mit die gemacht?!“

Der starke Mann fiel zu Füßen seines Kindes nieder -- wie damals, als er seines Olgiza den Engeln abgerungen.

„Olgiza, schau' deinen Vater an und vergiß nie, was er dir jetzt sagt.“

Mit einem Schrei warf sich Olgiza an seinen Hals. . . .

„Die Menschen werden jetzt viel Schlimmes reden über deinen Vater, Olgiza. Und wenn er nicht mehr da ist, erst recht. Was sie aber auch sagen mögen, mein Kind, vergiß nie, daß ich das alles für dich getan habe und mich darum rein fühle vor Gott. Vor Gott und dir, mein Kind!“

Olgizas Augen wurden größer und größer, füllten sich mit Tränen, die auf des Vaters graue Haare niderrannen. Sie wußte nicht, was ihr Vater getan, aber die Empfindung seiner grenzenlosen Liebe bedrückte sie plötzlich wie das Gefühl einer Schuld, an der auch sie teilhatte.

„Und noch eines, mein Kind, noch eines“, sagte Wuczek mit bebender Stimme. „Siehst du . . . Wenn dein Vater an sich gedacht hätte in jener Stunde -- nur an sich . . . eine Kugel hätte ihm helfen können, wie jetzt. Aber er hat gewußt, daß Olgiza einen Vater braucht -- noch lange, lange. Und so bitt' ich dich, mein Kind, vergiß nie, daß du einen Vater hast. Wenn er auch in Stein sitzt, dein Vater!“

Und er nahm Olgiza noch einmal in seine Arme und küßte sie, und seines Kindes unschuldige Küsse wuschen wie Balsam vom Himmel die Schmach von seiner Stirne. Dann brachten sie ihn nach Stein.

Die Schande hatte die Türe des Hauses geöffnet, das Elend war hintereingegangen -- nun kam auch wieder das Fieber. Lange, lange saß es diesmal an Olgizas Bett. Saß und saß und starrte sie an mit den

brennenden Augen. Draußen blühten noch immer die Lilien und dufteten zum Fenster herein. Die Lilien, mit denen Olgizas Vater sein Kind den Engeln abgekauft.

Aber die Engel ließen sich wohl nichts abkaufen . . .

„Papa -- Papa“, schrie Olgiza immer wieder und sprach aus Träumen heraus, so schwer und schrecklich, daß ihre Mutter vor Leid erstarrte. „Was haben sie mit dir getan, Papa?“ Und die brennenden Händchen streckten sich nach dem Vater, suchten und suchten und fanden ihn doch nicht. In dieser liebelosen Welt, deren Leere sich plötzlich weit und gähnend vor Olgiza aufgetan und eine ganz andere Welt war als die, in der Olgiza so lange gelebt.

Mit einem starren Blick in diese Welt starb Olgiza.

Ihr kleiner Sarg stand in einer Flut von weißen Lilien, und als man ihn hinaustrug, verschwand er förmlich unter dem seidigen Glanz der weißen Blumen. Drinnen aber lag Olgiza auf dem Brautschleier ihrer Mutter, und ihre Hände hielten den schönsten Lilienstengel -- hielten ihn fest und starr, wie ein blühendes Zepter.

Es war einmal eine kleine Prinzessin. . . .

Medusa.

Als sie eintrat, fühlte sie förmlich, wie die Luft um sie bebte. Die Luft, die noch erregt war vom Gezischel der anderen . . . Neugierde und Bosheit und vielleicht auch etwas Mitleid hatten sich in diesem Gezischel vermengt. Sie wußte es, denn die Leute, unter die sie trat, waren ja doch Freunde, wie man so sagt. Und sie hatte manchen Sommer mit ihnen verlebt, manche Stunde mit ihnen verplaudert. War Jahr um Jahr an derselben Stelle, zwischen denselben Menschen gesessen, den Blick auf die Herrlichkeit derselben Berge gerichtet. Wie man sich eben aneinanderschließt zu kurzer Sommerlust und dabei Worte findet und Blicke, die selbst etwas vom Glanz des Sommers haben. Nur ihr Herz . . . das hatte sie nie auf die Schüssel gelgt, wie die anderen. Es immer stumm und stolz in sich getragen -- stumm und stolz. All der lieben Neugierde ein Rätsel, all der freundschaftlichen Teilnahme ein Ärgernis; dem Philister ein heimlicher Stachel, wenn er auch vor dem „Namen“ seine Reverenz machte.

Der Name, das war es! Und daß ein Weib sich ihn geschaffen hatte, mit dem Meißel in der Hand, wo so viele Männer ruhmlos herumliefen. Aber der Philister weiß ja stets, daß so etwas „nicht gut zu enden pflegt“. Darum kneift er auch die Augen ein, wenn er dergleichen sieht, und wartet -- wartet nie umsonst! Denn die Zeit des Philisters kommt ja doch immer: die Stunde, in der man

182

sich lustig machen kann über die „Besonderen“, vor denen man sonst Respekt heucheln muß. Und so war diese Stunde auch diesmal gekommen. Nicht eines der Männlein und Weiblein, die da kauend und schwatzend beisammen saßen, war eigentlich böse zu nennen. Dazu hatten sie viel zu viel gesunden Alltag in sich; jene behäbige Art, die nichts verdrießt als das schlechte Wetter und von Zeit zu Zeit ein Mensch, der anders sein will und es anders haben möchte, als es all die anderen hatten und wollten. Aber für das schlechte Wetter gab es gute Karten, und wenn die versagten, lief einem vielleicht gerade zur rechten Zeit so ein ärgerliches Geschöpf über den Weg, vor dem man schon zllzulange seine Reverenz gemacht. Das gibt dann ein gesundes Lachen, trotz des schlechten Wetters, und ein recht vergnügliches Spiel. Wer könnte auch besser die Karten mischen als die Neugierde, die Bosheit und das Mitleid unserer Freunde? Und wie gesagt, sie mußten eben dabei gewesen sein. So etwas spürt man, wenn man plötzlich eintritt. Nur über eines waren sie noch nicht im klaren, wer zuerst „Trumpf“ sagen würde: ob die Neugierde, die Bosheit oder das Mitleid? Da lief sie ihnen über den Weg wie der Wolf in der Fabel. Nun konnt' es erst lustig werden!

Die Grüße, die man ihr bot, kamen über ein leichtes Geräusper her, hier und dort begneten sich zwei verständnisvoll lächelnde Blicke. Schmale Frauenlippen schienen noch schmaler zu werden. Die Backfische sahen noch einmal so dumm drein. In der Schule eingepägt worden. Nun sah'n sie Mütter und Väter am Werk, ihn zu zerpflücken. Auf welche Seite sollte man sich schlagen? Auch sie waren noch nicht im reinen mit sich.

Etwas geräuschvoll nahm man wieder Platz, etwas

183

gedehnt begann die Konversation. Doch war es nicht die Verlegenheit der Beschämung, vielmehr jene der Erwartung. So viele da saßen, jeder und jede wollten ihr wehtun. Mit einem Blick, mit einem Wot, einer Anspielung. Die Neugierde konnt' es kaum mehr erwarten, die Bosheit suchte noch nach der rechten Maske. Das Mitleid lauerte schon auf die erste Träne in diesen stolzen Augen, auf das leise Erzittern dieser Stimme, die immer von Dingen sprach, die

den andern weh taten. Aber eigentlich beginnen wollte doch keiner; niemand wollte der erste sein. Auch das ist ein heilsamer Grundsatz des Philisters.

So sprach man zuerst vom Wetter, vom Wohlbefinden, von dem, was man Neues erhoffen durfte, wenn der Sommer zu Ende war und man wieder in die Stadt zurückkehrte -- in diese so viel verlästerte und doch so geliebte Stadt. Mit den Theatern begann man, schwenkte langsam zur Kunst über, sprach von den „Arrivierten“, den noch „Strebenden“, den „Vergessenen“. Frug voll ihrer „unvergeßlichen“ Lolossalstatuen.

Sie lächelte bloß, mit einem leisen, echt menschlichen Verstehen. Wußte sie doch im vorhinein, was dem allen folgen würde, sah es kommen -- näher und näher. Sicher und mitteilksam wollte man sie machen -- erst ihren Stolz hervorlocken, soweit es ging, um ihn dann mit ein paar raschen Fußritten in den Winkel zurückzujagen, in dem der Philister ihresgleichen so gerne sah. Der Philister, der so neugierig, so boshaft und so -- mitleidig zugleich sein kann.

„So beginnt doch endlich“, hätte sie rufen mögen, „da sitz' ich ja . . .!“ Aber es mußte doch etwas an ihr sein, das die braven Leute so lang im Bann hielt. Endlich schlängelte sich die Neugierde heran. Sie war auch am

184

weitesten gelaufen, um „mit dabei sein“ zu können, und weil sie zuletzt etwas vergißt, tat sie auch diesmal, als müsse sie sich erst auf etwas besinnen.

„Ja, richtig, richtig, weil wir schon bei der Kunst sind . . . Was ist denn mit unserem interessanten Maler los? Der hat sich ja ordentlich verkrochen heuer . . . Nirgends zu seh'n! Wie vergraben im eigenen haus. Es soll zwar im Winter recht lustig zugegangen sein in diesem -- diesem -- Haus. Aber jetzt . . . nirgends zu seh'n. Und wenn man sozusagen Landschaftsbilder malt, sich eigens angekauft hat, um nur ja alles recht nahe zu haben, da ist das Zimmer doch eine recht seltsame Sommerfrische!“

Sie hob den Kopf, sah nach dem Schwätzer. Wie weit der ihr nahegekommen würde, wußte sie genau. Er war ein harmloser, eher guter Mensch. Einer von denen, die man überall mitzunehmen pflegt im Sommer, weil sie's so trefflich versteh'n, die anderen lachen zu machen. So ein Automat für die Lachmuskeln anderer. Man gab ihm ein freundliches Wort, tat, als nähme man ihn voll, dafür lief er immer eine Strecke weit mit und bemühte sich, so spaßig als möglich zu sein. Und eigentlich konnte man ihm nie böse sein, selbst wenn er den anderen die Ehre abschnitt. Er brachte alles so drollig vor. Eine Ohrfeige wäre wie ein Ritterschlag für ihn gewesen. So begnügte man sich, über ihn zu lachen. . . .

Und man lachte -- lachte auch diesmal: entzückt, dankbar, erwartungsvoll. Das war es. Wenn man so tat, ging er immer noch einen Schritt weiter. . . .

Seine Augen -- kleine, dunkle, bewegliche Affenaugen, liefen die ganze Runde ab. Als sie vor ihr hielten, machte er sein harmlosestes Gesicht, zog die Augenbrauen hoch und fragte: „Fräulein haben ihn auch noch nicht gesehen?“

185

„Nein“, erwiderte sie ruhig.

„Das ist aber seltsam . . . ein Kollege sozusagen. Wenn auch ein -- hm -- etwas Verkrachter. Und der Mann hat es voriges Jahr ganz seltsam verstanden, sich -- ihm -- sich hier sozusagen unentbehrlich zu machen . . .“

Ein verlegenes Hüstel'n kam aus der Mitte der Damen. Dort saß eine kleine, kluge, glatte Frau -- so ein rechtes Schlänglein. Bloß das Zischen hatte sie sich abgewöhnt. Deshalb erkannte man sie nicht in ihrer innersten Art. Neugierig aber war auch sie; neugierig wie eine Ohrhöhle.

„Das ist wahr“, lächelte sie mit einem schelmischen Fingerdrohen nach ihrem berühmten Gegenüber. „Und wir waren fast schon böse auf dem Herrn Stein. Alle . . . eben deshabl . . .“

„Weshalb?“ kam es zurück. Fest, laut, wie zwischen einem Lächeln gesprochen. Und für sich lächelte sie auch ganz leise, ganz heimlich, wie immer. Es lag etwas im Wesen der kleinen Frau, das ihr Bildnerange von jeher belustigt hatte. Das helle Gekläff der Stimme, das vorsichtige Gewedel ihres Wesens, die ganze seidenweiche Nidertracht des weiblichen Schmarotzertums . . . Dabei hatte sie einen Hünen von einem Gatten. „Schoßhündchen“, dachte die junge Künstlerin, sooft sie sie erblickte. Vielleicht hatte das Weiblein sie einmal bei einem solchen Blick ertappt. Nun kam die Rache. Aber das konnte ja nur ein Mückenstich werden. „Weshalb?“ fragte sie noch einmal.

„Weil Herr Stein uns so ganz aus Ihrer Nähe verdrängt hatte“, erwiderte die Kleine im Tone ehrlichen Bedauerns. „Immer allein im Sie war . . .“

„Immer?“ Sie lachte plötzlich, lachte hart, bitter, daß die anderen erst sie ansahen, dann ihre Nachbarn. Das war ein Lachen, das man weder erwartet hatte, noch verstand. Man schwieg also eine Weile.

186

Draußen regnete es unaufhörlich. Tropfen um Tropfen schlug an die Scheiben. Wolken und Nebel krochen um die Berge und sanken ins Tal nieder, immer dichter, immer tiefer. „Jetzt sterben können“, dachte sie. „Oder aufschreiein . . . nur ein einziges Mal. So wie es mir ums Herz ist . . .“ Ihr Blick verdunkelte sich.

„Der Mann, der Mann“, nahm der Spaßvogel wieder das Wort auf. „Aber ich hab's ja gleich gesagt . . .“

„Was haben Sie gesagt?“ fuhr der hünenhafte Gatte der kleinen Frau dazwischen. Natürlich wußte er schon längst, was der andere gesagt hatte. Aber es war gut, so zu tun. Wenigstens erfuhr sie alles. Erfuhr sie zu ihrem Heile, was andere vielleicht nicht den Mut hatten, ihr zu sagen, erfuhr genug, um in ihrem Stolz so weit gedemütigt zu werden, als er wünschte. Wenn sie sich schon einmal zu dergleichen herabließ, wie man jetzt wußte . . .

„Was?“ krächte der Spaßvogel, „daß mir diese ganze Geschichte gleich anfangs windig vorgekommen ist. Diese Geschichte von der unglücklichen Ehe des Herrn Stein, und daß er sich aus lauter Gram über dies Scheidung ich bitte, meine Herrschaften! Wem wollt' er denn das weismachen? Man ist doch sozusagen auch noch ein Mann!“

Ein dröhnendes Gelächter war die Antwort. Selbst die Backfische kicherten mit. Es war eine Lustigkeit, in der man auch das bißchen Unschuld vergessen konnte. Niemand bemerkte es, solch eine allgemeine Lustigkeit war das.

Der Spaßvogel setzte sein Glas an, trank es leer, gab es dem Wirt, der eben heranbuckelte. „Noch einmal so viel!“ Wenn der Spaßvogel einen solchen Erfolg erzielte, durfte er immer noch ein zweites Glas wagen. Seine Gattin pflegte dann ein Aug' zuzudrücken, wie man sagt, so straff sie auch sonst die Zügel hielt.

„Mir haben Sie nichts gesagt“, brummte der Hüne. „Aber freilich“ -- er lachte -- „geglaubt hab' ich's auch nicht.“

„Tja“, machte der Spaßvogel. „Und jetzt kommt, eben die Fortsetzung. Vielmehr das letzte Kapitel dieses -- dieses interessanten Romans. Sie kommt morgen!“

„Wer? -- Wer? -- Wer?“ flog, schwirrte, zwitscherte es durch den Kreis.

„Na, seine Frau, nicht!“

Ein paar Herren räusperten sich. Die Damen begannen plötzlich ganz angelegentlich in ihren Torten herumzustochern. Die Ohren der Backfische erröteten.

Aber der Spaßvogel war einmal im Zuge. „Ich sage nur ‚Sieâ€. Und sie kommt, ohne daß er es will. Kommt nach einem längeren Aufenthalt -- unbekannt ‚wo?â€ Kommt aber, um nie wieder zu gehen. Und darum ist dies -- das letzte Kapitel sozusagen. Der Mann kann nämlich nicht mehr . . ." Und der Spaßvogel begann mit den Fingern eine imaginäre Summe auf den Tisch zu zählen. Man lehnte sich zurück und schwieg. Aller Blicke aber brannten plötzlich auf dem einen Antlitz. Wußte sie es schon -- hatte sie es erst jetzt erfahren? Eine andere war ihr vorgezogen worden, und diese andere war eine -- Magd.

Plötzlich bekam das „Schoßhündchen" einen Anfall von Noblesse. „Jetzt bin ich aber der Meinung, daß wir endlich schweigen", kläffte die Kleine über den Tisch herüber. „Sie schlimmer -- schlimmer Herr Diehl." Der Spaßvogel verneigte sich.

Wieder blieb es eine Weile still.

„Ist das ein Wetter", nahm der Oberförster das Wort. Er hatte am meisten gelacht. Nun fand er es gut, als erster einzulenken.

„Was wird's morgen geben?" fragte der Spaßvogel.

188

„Was es heute gibt", lautete die Auskunft des Wetterkundigen, „Regen und Schmutz . . ." „Schmutz!" wiederholte jemand laut, langsam. Ihre Stimme war es, die Stimme der

Stolzen.

Mit geschlossenen Augen sprach sie es vor sich hin, achtlos, als wenn niemand um sie wäre -- und sprach es zugleich in sich hinein, mit geschlossenen Augen . . . „Schmutz".

„Was für einen schönen Ring Sie da haben!" nahm jetzt die Gattin des Spaßvogels das Wort. Sie wollte sie zwingen, ihr und den anderen wieder ins Gesicht zu schauen. Man konnte ja nicht wissen, ob sie nicht gerade jetzt eine Träne zerdrückte. Diese Träne wollte man seh'n, um jeden Preis. Eine Träne in diesen Augen. Man wäre sogar mitleidig geworden . . .

Die Künstlerin hob das Haupt -- blickte erst ihren Ring an, darauf die Zudringliche: fremd, gleichgültig. Endlich lächelte sie. „Ja, das ist ein merkwürdiger Ring!"

„Voriges Jahr haben Sie den noch nicht gehabt!" kläffte das Schoßhündchen herüber.

„Nein", kam es kühl zurück. „Ich habe diesen Ring erst heuer erworben. Es ist der Ring einer Toten."

„Aber schrecklich!" entsetzte sich das Schoßhündchen.

„Warum?"

„Weil ich annehme, daß Sie diese Tote natürlich gekannt haben."

Ein flackender Glanz trat in die Augen der Künstlerin. „Sehr gut sogar . . ."

„Und da stell' ich mir das recht -- recht traurig vor."

„Möglich. Aber dieser Ring soll eben eine besondere Eigenschaft haben."

Die Häse begannen sich zu recken. Die Blicke sich auf ihrer Hand zu sammeln. Wie ein Schwarm zudringlicher Schmeißen flogen sie von ihrem Antlitz auf ihre Hand herab.

189

Ihr Haupt hob sich, ihre Augen glitten kühl und verächtlich über die klebrige Neugierde der Zudringlichen. Nun würde sie ihren Spaß mit ihnen haben . . . ! Und ganz ruhig sagte sie: „Die Kamee, die in diesem Ring gefaßt ist, soll nämlich die Eigenschaft haben, die Menschen reden zu machen, mit denen man verkehrt; bis das aus ihnen heraustritt, was eigentlich ihr Innerstes ist."

„Oha!" machte der Spaßvogel. Er hatte, das Kinn in den Händen der aufgestützten Arme, ganz angelegentlich den Ring betrachtet. Nun ließ er beide Arme zugleich auf den Tisch fallen. „Das ist aber etwas -- unheimlich", meinte er verblüfft.

Sie lächelte. „Weshalb? Die Betroffenen bemerken es ja gar nicht. Sie sangen nur an, irgendeine -- Geschichte zu erzählen.“

Der Spaßvogel lehnte sich zurück, kniff die Augen ein. „Sapperlot! -- Mir ist aber noch keine eingefallen“, setzte er rasch hinzu.

„Vielleicht haben Sie den Rng noch nicht lange genug angeschaut? -- Hier . . .“ Sie zog die Kamee vom Finger, reichte sie hinüber . . .

„Den jetzt modellieren können!“ flog es ihr durch den Sinn. Sie hatte schon lange kein so albernes Gesicht gesehen.

„Nun?“

„Ja es tut mir sehr leid, verehrtes Fräulein, aber mir fällt absolut keine Geschichte ein!“

„Das -- lügen Sie jetzt!“ erwiderte sie fest.

„Meine Gnädige!“

„O doch. Denn sehen Sie -- der Ring hat noch eine andere Eigenschaft.“

„Noch -- eine?“

Sie nickte. „Die Eigenschaft, daß diejenige, die ihn

190

trägt, die Geschichte zu Ende erzählen kann, die den anderen eingefallen ist!“

„Unmöglich!“ quickte das Schoßhündchen.

„Also meine Herrschaften . . .“ Sie nahm den Ring an sich, steckte ihn langsam an den Finger. „Sie erlauben . . .“ Ein beklommenes Schweigen antwortete ihr.

„Dieser Ring hat einer Törin gehört -- einer Törin, die der albernen Meinung war, daß man einen würdelosen Menschen wieder erheben kann. Wie Sie seh'n, zeigt diese Kamee ein Medusenhaupt. Medusas Blick hat der Sage nach jeden gelähmt, der er traf. Un solch einen Medusenblick hat auch das Schicksal. Es kann auch den Besten von uns lähmen, wenn er den Glaube an die eigene Kraft verliert -- an die eigene Würde. Das dachte sich jene Törin und hatte zuerst Mitleid mit jenem -- Würdelosen, half ihm, damit er wieder seiner Kunst zurückgegeben werde -- der Arbeit, die auch den letzten Kraft gibt und Adel. Und dieser -- dieser Glaube war noch so stark in dieser Törin, daß ihr Mitleid zuletzt sogar -- Liebe wurde und sie nach einem Jahre wiederkam, um dem, den sie liebte, diesen Ring an den Finger zu stecken. Als Talisman wider die Gemeinheit und den Schmutz dieses Lebens. Aber -- sie fand einen völlig Gesunkenen. Un so mußte die arme Törin, über die wir Klugen jetzt nach Herzenslust lachen können -- diesen Ring für sich behalten.“

Sie schwieg; weil auch die anderen stumm blieben, erhob sie sich und schritt mit einem leichten Nicken hinaus.

Der Regen hatte nachgelassen -- da und dort zeigte sich ein Stück lachender Bläue. Die Wiesen damften. Von Höhen und Wäldern sankn noch immer die Nebel, aber heller, durchsichtiger, wie leichthinflatternde Schleier.

Langsam schritt sie in den Abend hinein, bis zu der Höhe, von der man auf das Häuschen niederblicken konnte, in

191

dem er sich „verkrochen“, wie die anderen sagten, er, den sie geliebt hatte. Die kalten Tropfen schlugen ihr ins Gesicht, der Wind bauschte ihren Mantel -- sie aber sah nur eines: den Weg, der zu ihm führte, den sie während eines Jahres strengster Arbeit so oft in Gedanken gegangen war -- den sie, mit einem großen Glück für ihn in Händen, wieder hatte beschreiten wollen, und der nun vor ihren Blicken verdämmerte -- grau, schmutzig, wie das besudelte Leben des Geliebten.

Morgen sollte eine andere denselben Weg daherkommen -- die Magd, die künftig seine Herrin sein würde, weil sie ein gemeiner Rausch zur Mutter seines Kindes gemacht.

Morgen?! --

 Etwas in ihr schrie förmlich auf . . . War es nicht derselbe Tag, an dem sie ihn zum erstenmal gesehen -- vor einem Jahre?

 en er ihr versprochen, heilig zu halten, bis sie wiederkam?

 O, wie genau sie wußte, weshalb er sich verkroch.

 Die Magd und der -- Lump, ob sie am Ende nicht doch zusammengehörten? Nur ihr Stolz wehrte sich noch, schrie auf. Aber, sie fühlte es: auch dieser Schrei würde schwächer und schwächer werden, bis er zuletzt ersticken würde -- in all dem Schmutz, an all dem Ekel.

 Ein schwerer Tropfen fiel auf ihre hand, netzt den Finger mit dem schlangengekrönten Medusenhaupt. Langsam hob sich die Rechte -- starrte den Ring an . . . Wie schön es war, dieses Haupt, trotz alledem! Lebensgrauen und Lebensnot zu einem Letzten, Höchsten versteinend, aber auch verklärend: die Kunst!

Album.

Ein altes Album . . . das Album der siebziger Jahre.

Wer hätte damals keines besessen? In der guten Stube war sein Ehrenplatz, auf dem Salontisch, jedem zur Hand. Konnte die Hausfrau nicht sofort erscheinen, begann man darin zu blättern, neugierig oder gelangweilt, aber zuletzt doch immer durch irgendein Bild gefesselt, von einem Antlitz geheimnisvoll festgehalten, das in seine Weise zu reden begann oder so seltsam zu schweigen schien, daß man erst recht neugierig wurde. So und so viele Generationen -- ein ganzer Lebensreigen zog zn seinem vorüber, und alle lächelten . . . das starre, anbefohlene Photographenlächeln! Manchen war es allerdings vom Herzen heraufgestiegen, das sah man: den Kindern, denen man irgendeinen Schnack vorgemacht, um das ängstlich verzogene Mäulchen im letzten Augenblick „freundlich“ zu kriegen, den Eitlen, die sich überall selbst genießen, im Vollbewußtsein irgendeiner Wirkung -- vor allem aber der Jugend, der es zu eigen ist wie einem wolkenlosen Frühlingstag die Sonne.

Alte, verblichene Bilder fanden sich noch in solch einem Album -- aus den ersten Tagen der Photographie. Bilder, die Zug um Zug das Mühsame einer kaum erlernten Fertigkeit verrieten. Leute, denen man es anmerkte, wie ungern sie sich eigentlich dazu hergeben, und daß es bloß „der Kinder wegen“ geschehen. Die guten, alten Antlitze unserer Großeltern und Urgroßeltern. Später kamen die

193

Brautpaare, ganz zuletzt die nackten Babies. Inzwischen aber war die Photographie eine Kunst geworden, und in jeder großen Stadt saß wenigstens ein Meister dieser Kunst, der vornehm tat wie ein Maler und sich suchen und zahlen ließ. Und blätterte man in einem Album, dessen Bilder von den ersten Anfängen dieser Kunst bis zu ihrer allmählichen Vollendung emporstiegen, fühlte man auch deutlich die Persönlichkeit ihres Schöpfers dahinter. Der erste war gewiß noch ein armer und schüchterner Patron, froh und dankbar, wenn er die Leute so weit herankommen. Wie oft er wohl um seinen Apparat herumgesprungen und von dem Apparat wieder zu dem unseligen Modell zurück, das angesichts der Kamera sofort zur hölzernen Gliederpuppe erstarrte? Nur er und seine Beine mochten es wissen! Aber man glaubt ihn zu sehen, wenn man soch ein Bild betrachtet, und die Komplimente, die er macht, und die langen, roten Hände, die er immer wieder reibt, sooft er etwas Verbindliches sagt. Und er mußte verbindlich bleiben und nur Verbindliches sagen, wenn er vielleicht auch zuweilen am liebsten wie ein Tiger losgefahren wäre. Denn -- die Leute „wollten“ noch nicht recht.

Das ändert sich allmählich. Die Bilder werden freier, natürlicher, lebensanmutender, das Photographieren ist nicht mehr bloß ein Gewerbe, es ist schon ein Ehrgeiz geworden. Die indiskrete Helligkeit, die sich früher über das ganze Bild verbreitet, weicht einem kunstvoll getönten Halbdunkel. Licht und Schatten teilen sich in die Wirkung und halten Tag und Nacht auch im Antlitz der Menschen fest, zuweilen mit einer Vollendung, der tatsächlich etwas Malerisches zukommt. Rembrandt-Künste . . . der Photography ist ein Meister geworden.

Ich weiß nicht, wie es geschah, daß mir neulich unser altes Album in den Sinn kam. Währen ich aber daran

194

dachte, war auch plötzlich der Wunsch da, es wieder einmal durchzublättern, und der Wunsch wurde zuletzt groß wie eine Sehnsucht.

Warum?

Als ich es aus dem Bücherschrank hervorzog, sagte ich mir, daß es wohl die Vergangenheit so schön mache in meinen Augen. All die Jahre, die dahingegangen waren und

nicht mehr kamen, nie, nie mehr. Die Jugend! Und als ich es aufschlug, schien es auch so, wenigstens einen Augenblick. Das waren die Menschen, mit denen man jung gewesen, die mit einem durchs Leben gegangen, solange man jung war. Wie ein Goldglanz war es damals über diese Blätter hingeflutet -- wie das Geleucht aus einer Welt, in der alles blühte und lachte und sang. Hatte jedes Bild auch seinen Schatten gehabt, man hatte doch nur das Licht darin gesehen! Der Schatten war „vom Photographen“. Der gab ja immer sechs lichte und sechs dunkle auf ein Dutzend, und man nahm sie, wie er sie gab, und bezahlte „Licht und Schatten“, lachend, ahnungslos, arglos, wie nur die Jugend nimmt und lacht.

Ich begann zu blättern.

Zwei Brüder; beide Couleurstudenten. Dem Älteren zieht ein etwas weltenschmerzliches Lächeln die Mundwinkel herab, trotz Band und Zerevis. Die Kunst des Photographen hat es treulich festgehalten. Auch die Melancholie des Blickes, der wie unbefriedigt in weite Fernen geht. Und es gab eine Zeit und Menschen, die in dieser Zeit wirklich geglaubt, daß der junge Mann ein verkannter Dichter sei und alles Recht habe, auch sonst mit der Welt in Hader zu liegen. Sebst der Photograph glaubte es. Hätte er sonst diese müden, weichen Schatten um Mund und Augen gezeichnet? Selbst ich . . . wäre mir dies Antlitz sonst jemals interessant erschienen?

195

Nun streich' ich mir über die Augen hin, lächle. Der Melancholiker von damals ist Hofrat geworden und schwer reich. Ein hoher Orden hat ihm den Adel gebracht -- ihm, der einmal der ganzen Welt ein „Seid umschlungen Millionen“ gesungen. Oder hat ihn das Schicksal schlecht verstanden und statt der Menschen nur die -- Zahlen zwischen den Armen gelassen? Armer, korrigierter Pfuscher von einem Photographen! Wer nimmt heute deinen Schatten noch ernst? Du mühst dich und fängst getreulich einen vorüberhuschenden Augenblick der Gegenwart auf, und hinter dir steht der größere Meister und projiziert dein Bild mit einer höhnischen Grimasse in die Zukunft hinein, ins Licht.

Wie keck und herausfordernd sitzt der „Zwicker“ auf der schönen Nase des Jüngeren! Die Augen blitzen Leben, um die Lippen ist ein leises Lechzen. Geist, Trotz, Selbstbewußtsein, alle Kräfte, die das Leben hämern und schmieden, sprechen aus diesem Antlitz. Wie ein Geleucht liegt die Jugend darüber.

Und --?

Er fiel in einem Gefecht. Aber nicht das war's. Denn als ein Jugendfreund, zutiefst erschüttert, ihm beisprang und sich mühte, ihm die letzte und, wie er glaubte, auch schwerste Stunde leichter zu machen, verriet ihm ein Geständnis des Sterbenden, daß ihm das Leben schwerer gewesen, als er der Tod sein konnte. Er liebte -- liebte eine allzu nahe Verwandte, die jemals sein zu nennen er nicht hoffen durfte. Unter den Tigerkrallen dieser Leidenschaft war das junge Herz verblutet, lang, lang, bevor es die Kugel getroffen. Der Tod wußte besser, welchen Weg er genommen. Es war bloß ein Gnadenschutz! Und die fromme Geliebte stiftete ihm eine Seelenmesse, ohne zu ahnen, für wen sei es tat. Wieviel Licht hat der kluge Photograph an dieses Bild er verschwendet, und wie tief ist der Schatten, in dem ich es nun sehe!

196

Zwei Mönche. . . .

Schön war dieses Antlitz wohl nie, bloß die Gestalt hat Kraft und Verve. Obwohl auch sie noch deutlich, fast allzu deutlich die Lilien der bauerlichen Herkunft verrät. Die Lippen sind derb aufgeworfen, die Augen: kleine, listige Sclitzäuglein. Die Hand stemmt sich fest auf ein Buch, darin sie nicht allzu oft blättern dürfte. „Da bin ich!“ sagt der ganze Mensch.

„Wenn ich den ins Licht stelle, wird er noch häßlicher!" mochte der Photograph gedacht haben. So ließ er tiefe Schatten über die unfrome Erscheinung fallen. Sie sollten dämpfen, mildern, herabstimmen. Aber der gesunde Bauer in der Kutte lachte bloß dazu. „Da bin ich!" Und er behielt recht.

Der andere. . . .

Ein blasser, stiller, seiner Gelehrtenkopf. Fast zu fein ist alles in diesem Antlitz. Das schöne, weibliche Kinn, die streng modellierte Nase, der schmallippige Mund, Augen, die einmal die eines Schwärmers waren. Das spürt man; so herb und spöttisch sie auch auf dem Bilde durch die Brille schauen, so sarkastisch der Mund darunter lächelt. Licht war einmal alles an diesem Bilde, Licht und reinste Seelenjugend, und was jetzt Schatten ist -- ist eine einzige Enttäuschung. Armut, Gehorsam, Keuschheit geloben die Söhne des heiligen Benedikt. Und er war jung, reich, willensstark. So viel gab er hin für das Licht in der Ferne. Dann begann das lautlose Gleiten der Jahre, das alles abschleift, nur nicht die letzten Menschlichkeiten. Und gerade das heißt es ertragen in einem Konvent. Hätte man ihm zu all seinen Gelöbnissen die -- Armut im Geiste mitgeben können, hätte er vielleicht nicht gesehen und nicht gehört. Aber sein Geist war wach -- nur allzu wach. Der Geist des Idealisten, der die Scham eines Mädchens hat

197

und für jede Enttäuschung eine blutende Erinnerung. So brach ihm langsam, aber stetig ein greller Licht in die Seele, das Licht des -- anderen Ufers. Als er so weit frei war, stand er an der Schwelle des Greisenalters, vor sich den Tod, hinter sich ein verspieltes Leben. Was half es ihm nun, daß er um so viel klüger, daß er ein -- Philosoph geworden? Es machte ihn nur doppelt unglücklich. Jugend, Mannheit, Selbstgefühl, ein ganzes Erbe hatte er hingegeben. Zuletzt wurde es ihm ein heimliches Vergnügen, sich an den täglichen Bissigkeiten dieses brüderlichen Zusammenlebens Herz und Seele zu verwunden. Eine Weile gefiel er sich wohl in dem Gedanken, den Konvent zu verlassen, spät, aber doch, er selbst zu werden. Es kam nicht dazu. „Sie sollen wenigstens die Kosten meiner Verpflegung tragen", sagte er mit seinem sarkastischen Lächeln, „und den Ärger, den ich ihnen bei Tisch mache. . . ." So kleinlich kann zuletzt die reichste Seele werden in dem zermürbenden Kampfe mit den vielen.

Zwei dunkle Frauenaugen starren mir entgegen. Ein lebenshungriger Mund schwillt in einem Antlitz, das blaß ist und müde von unfruchtbaren Träumen. Lange, schmale, bleiche Hände, die Hände der Sensitiven. Ich habe dieses Antlitz gekannt, als ich noch ein Kind war, und bin immer in tiefster Seele erschrocken, sooft diese unheimlichen Augen auf mir ruhten. Warum starrte sie immer so suchend und friedlos auf die Straße hinaus? Sie, das verwöhnte, verhätschelte Kind reicher Eltern? Licht war alles um sie, Licht und freie Sorglosigkeit der Jugend. . . . Eines Tages fand man sie als Leiche in den erstarrten Armen eines Mannes, der sich mit ihr den Tod gegeben: Der Gatte ihrer Freundin. Und die Philister konnten wieder einmal nicht genug Straßenkot aufraffen, um ihn nach zwei Unglücklichen zu werfen. Denn sie waren wie Bachanten in den

198

Tod gegangen -- nicht nur über alles Gesetz hinüber, auch über die letzte Scham. Erst die Orgie hatte ihnen den Mut für den Tod gegeben und die Verachtung für das Leben. Dem jungen Priester, der nicht hart genug war, den Tränen ihrer Mutter Widerstand zu leisten, wurde vor dem Begräbnis mit öffentlicher Beschimpfung gedroht. Aber er schritt dem Kreuze nach, wenn auch mit gesenkten Augen. Wie Christus schritt er vor Magdalena einher, und damals wie einst fielen die Steine aus den Händen der Parisäer. . . .

Arme, dunkle Augen . . . heute weiß ich, wem sie immer so gebannt entgegenstarrt! Dort kam das Verhängnis heran, und die schauerne Seele ahnte seine Schatten voraus mitten im Licht!
Ein toter Dichter. . . .

Seine Sprache hatte den schweren Prunk der Makartschen Bilder. Alles Farbe, Sonne, tiefes Geleucht. Ein blendendes Gewühl weißer Leiber, auch die Orgie der Metapher. Rom fammt noch einmal in seinen Versen auf, und hoch im Norden träumt ein Sohn des Nebels von der Schönheit und will ihr ein Reich begründen, das für immer die Schatten des Kreuzes verscheucht. Welch tolle Märchen hat man von seinen Dichtungen auf sein Leben zurückgesponnen. Erst als er starb, erfuhr man, in welch tiefen Schatten er dahingelebt -- er, der Sänger der Schönheit, der hellenischen Daseinsluft! Und wie er da vor mir liegt -- im Sarge, die einst so strahlenden Adleraugen tief in die Höhlen zurückgesunken, die Hände wie von einer letzten Qual zusammengekrampft, die Stirne welk und müde von Gedanken, die vergeblich dem Frieden nachgezogen -- steht von den hundert leuchtenden Gestalten, die er geschaffen, nur eine einzige vor mir: „Unheimlich, beinern, versteint.“ Und leise, leise nenn' ich ihren Namen: „Ahasver.“

Er hat sich hier zur Ruhe niedergelegt, tief, tief im Schatten.

Tote Liebe.

Sie legte das Fieberthermometer aus der Hand und ließ einen innigen Blick auf dem Antlitz des Schlummernden weilen.

Fieberfrei! Zum erstenmal seit all den langen Tagen und Wochen. Die erste Nacht, die ihm einen schmerzlosen Schlummer versprach und ihr die Hoffnung ließ, das geliebte Leben zu erhalten. Der Arzt hatte wohl noch immer Sorgen. Das Herz des Kranken war schon etwas schwach. Die vielen schlaflosen Nächte hatten seine letzteren Bann des starken Schlafmittels dalag, das der Arzt endlich zu verordnen gewagt, schienen ihr die Züge des Gatten noch blässer, noch verfallener als während der entsetzlichen Nächte, da die Glut des Fiebers ein trügerisches Rot auf seine Wangen gehaucht. Als sei erst durch die Entspannung voll und ganz das Entsetzliche sichtbar geworden, das ihr und ihm gedroht hatte; auf leisen Sohlen schon bis an die Tür geschlichen war, daß ihr oft schien, sie fühle den eisigen Atem des Würgers bis an das Lager herüberwehen, von dem ihre Liebe ihn immer wieder zurückscheuchte. Ja, Brust an Brust hatte sie mit ihm gerungen während all dieser stummen, grauenvollen Nächte. Ihn zuweilen so körperlich nahe gefühlt, daß ihr war, sie müsse das Licht nehmen und in die Ecke hineinleuchten, in der er sich verbarg . . . zwischen die dunklen Falten der schweren Vorhänge, die er

200

um seine grauenhafte Blöße schlug, grinsend und lauernd, wer früher ermüden würde: die Liebe oder der Tod?

Nun aber hatte er verspielt. Der Schweiß, der in lichten Perlen auf der blassen Stirne dort lag -- die ruhigen Atemzüge; der feste Pulsschlag, der wie der Pendel einer Uhr wieder den Takt zur alten Ordnung zurückfand -- es waren ebensoviele Versprechungen eines neuen Lebens, von dem sie nichts wünschte, als daß es so ganz wieder das alte werden möchte.

Freilich . . . sie selbst durfte sich auch heute noch keine Ruhe gönnen. Der Arzt hatte sie aufmerksam gemacht, daß gerade nach dieser Krankheit das Weichen des Fiebers an sich eine Krise bedeute; daß selbst die Wirkung des Schlafmittels versagen könne und die Kranken, halb gebändigt von dem Opiat und doch wieder aufgepeitscht von den erregten Nerven, zuweilen in einen deliranten Zustand verfallen, der auf die Umgebung meist schreckhaft wirke, an sich aber von keiner Bedeutung wäre, so daß die nächstbeste Pflegerin an ihre Stelle treten könne. Sie aber hatte den bloßen Gedanken weit von sich gewiesen.

Die erste Nacht, die den Geliebten wieder in das Leben zurückgleiten ließ! Gerade sie sollte ihr heilig sein. Und was immer ihn schrecken oder aufscheuchen mochte . . . wie ein Kind wollte sie ihn an die Brust nehmen und in das Wirrsal seiner Träume hineinreden; mit sicherer Stimme und dem glückseligen Lächeln des Sieges: „Bleib nur ruhig! Du hast das Leben, und ich habe dich!“

Aber er lag noch so ruhig da, so schwer und müde.

Leise erhob sie sich, stellte die Lampe, die hinter einem Wandschirm brannte, in die letzte Ecke des Gemaches zurück, glitt leise wieder an das Lager.

Diese Atemzüge! Schön, tief, gleichmäßig. Ihr war, sie müsse beten. Hatte es während all dieser trostlosen Wochen

201

nicht Tage gegeben, da sie selbst fühlte: Nun steh' ich am Ende? Da war es nur natürlich, daß sie mit innigem Hochgefühl der Zeiten gedachte, die all dieser Liebe Anfang waren. Und gerade in dieser Nacht.

Die Jugend stieg wieder vor ihr empor. Der Frühling, da sie sich gefunden. Die ganze süße Heimlichkeit der Liebe, von der die Ihren nichts wissen durften, mit ihren ekstatischen Schwüren und Freuden, ihren traumschönen Blicken in ein Paradies, das sie erst Schritt für Schritt erobern mußten. Nicht nur dem Widerstand der Nächsten galt es zu trotzen, auch dem Leben mußten sie die jungen Stirnen entgegenhalten. Diesem harten, unbarmherzigen Leben, das immer wieder von der Liebe besiegt sein will. Aber -- der Tag kam -- ihr Tag! Und in seinem Brautgeleucht versank alles, was sie gequält und erniedrigt hatte.

Dann waren die ruhigen Jahre des sicheren Besitzes gekommen, des Glückes und des Friedens. Wie mit weißen Blüten ihre Welt verhängt. Der Gang aller Stunden wie das schöne Maß eines Gedichtes. . . .

Freilich, die Jahre waren um so rascher dabei hinabgeglitten. Bis eines Tages das Jahrzehnt voll war. Der große Betrug des Glückes, durch den es nicht nur selig macht, sondern auch täuscht.

Dann freilich. . . .

Sie seufzte leise auf. Während der letzten zwei Jahre hatte sie in einem seltsamen Gefühl der Unsicherheit dahingelebt. Als wäre jemand oder etwas unterwegs, ihr das so lange gehütete Glück zu rauben, sie darum zu betrügen, ohne daß sie davon wußte. Wie ein Fingern in der Lift war ihr Suchen und Bangen. Denn er ging doch nach wie vor an ihrer Seite hin, mit dem festen, treuen

202

Mannesschritt, an den sie ihr Schicksal gebunden. Daß der tolle Überschwang und die spielerische Zärtlichkeit der ersten Jahre dahin waren, durft' es sie wundernehmen? Sie waren doch selbst um so viel älter geworden. Und daß er langsam auch andere neben ihr zu sehen begann, es konnte sie nicht beunruhigen. Für ihn blieb sie deshalb doch die einzige.

Das Weib, für das er gekämpft, für das er seine Jugend hingegeben, für das er einmal -- sterben gewollt. Ja, sterben! Da, irgendwo in seinem Schreibtisch mußte noch der Brief liegen, in dem er sie bat, mit ihm in den Tod zu gehen, damit sie einander nicht verloren seien.

Das waren damals die schlimmsten Tage ihrer Liebe gewesen, und sie hatte des ganzen Frühlingsglaubens dieser Liebe bedurft, um ihn aufrecht zu halten. So bitter und schwer sie es auch daheim engelten mußte. Aber ihr Glaube hatte gesiegt. Und als sie das Nest rüsteten, bestand sie darauf, daß es „über der Donau“ hängen müsse. So nah' als möglich der Brücke, von der er damals in den Tod hinabspringen wollte -- Arm in Arm mit ihr.

War da nicht jeder Gedanke an seine Untreue Sünde? So schön, so einzig war ihre Liebe ihm gewesen, daß ohne ihren Besitz ein ganzes Leben voll Hoffnungen und Träumen keinen Wert mehr für ihn hatte. Wie töricht von ihr, sich um der Scherze und Blicke zu quälen, die zwischen ihm und dem jungen Ding hin und her gegangen waren, das durch einen Zufall in ihr Haus gefunden hatte. Eine der vielen mehr war, denen es bei ihnen so wohl gefiel.

Und doch -- sie wollte nicht ungerecht sein -- vielleicht war sie doch mehr als eine unter vielen. Die jungen Hände, die jetzt noch etwas täppisch in dem Ton herumfingerten, konnten einmal auch ein Göttliches gestalten. Vielleicht -- gewiß! Sie selbst glaubte an dieses Talent. War es da

203

ein Wunder, daß er mit ihr anders sprach als mit den anderen?

Und wenn seine Gedanken vielleicht nicht nur einen Schritt von der Treue abgewichen -- wie schön, wie kindlich weich hatte seine Hilflosigkeit sich während dieser Leidenszeit wieder zu ihrer Liebe zurückgeflüchtet!

Nein. . . . Sie war wohl recht, recht töricht gewesen.

Da plötzlich machte der Schlummernde eine jähe Bewegung. Im nächsten Augenblick saß er aufrecht im Bett. Kaum daß ihr Zeit blieb, nach der Lampe zu springen.

„Willst du etwas?“

Keine Antwort. Die großen, dunklen Augen weit aufgeschlagen, sah er an ihr vorüber, wie eine Verklärung lag es auf dem bleichen Antlitz -- um die halb geöffneten Lippen ein Lächeln, wie sie es seit seinen Jugendtagen nicht wieder gesehen hatte. Ja, an die traumschöne Stunde seine Geständnisses erinnerten sie diese Züge, die plötzlich von einer Schönheit leuchteten, die auch etwas Traumhaftes hatte.

„Was willst du?“ fragte sie noch einmal. Aber er schien sie nicht zu hören; nicht einmal die Hand zu fühlen, die sich besorgt und bebend auf die seine legte.

„Der Zustand, von dem mir der Arzt gesprochen hat“, dachte sie. Aber sein Blick, der wie in eine weite, weite Ferne ging, so selig-befremdet an ihr vorüber, machte ihr doch Gedanken. Besorgt spähte sie nach den Fenstern . . . sie hatten Rolläden, die fest geschlossen waren . . . nach dem elektrischen Taster. Er war so nahe, daß ihn ein kurzer Griff erreichte. So hatte sie nichts zu befürchten. Draußen ging noch die Dienerschaft hin und her.

Warum ihr nur plötzlich so angst wurde vor diesem Lächeln?

Der Kranke war unterdes langsam bis an den Rand

204

des Bettes geglitten. Ihre Hand lag noch auf der seinen, schützend, zurückhaltend. Da flog sie förmlich herab. So kräftig war der Ruck, mit dem er sich freimachte. Doch er stand nicht auf, wie sie fürchtete. Nur die Arme breitete er aus und nun -- ja . . . Seine Lippen bewegten sich. Die Stille der Nacht begann von seiner Stimme zu tönen.

„Wird das schön sein . . . wird das schön sein . . . Und in Venedig werd' ich dich -- besitzen: In Venedig!“

Sie horchte auf, und ein vages Lächeln huschte über ihre Züge. Nach Venedig war ja auch ihre Brautfahrt gegangen! Und der Wunsch des Arztes war es, daß auch der Genesende sich in Italien erholen möge. Dort dem Frühling entgegengefahren, der hier so lange auf sich warten ließ. Mit seligem Lächeln hatte der Kranke immer wieder von dieser Reise gesprochen. Nun nahm er sie vorweg, im Traum.

Wieder tastete sie nach seinem Arm, hilt ihn fest, in jäh und stürmisch aufwallender Zärtlichkeit.

Er schien es nicht mehr zu fühlen.

„Sie werden den Campanile einweihen“, sprach er mit einem schalkhaften Lächeln vor sich hin. „Und nicht wissen, daß es unsere Liebe ist, der sie all diese Feste geben. Siehst du, wie die Prokuratien leuchten? Die Girandola! Die Fahnen knattern im Wind. Jetzt legt die Gondel an. . . . Weißt du, wohin ich dich führen werde?“

Warum ihr plötzlich war, sie dürfe nicht sprechen? Um nichts in der Welt . . . gerade jetzt nicht! Aber da bebte es schon von ihren Lippen. Dieses eine unselige Wort, mit dem sie in das Schicksal hineinfragte, ohne es zu wissen.

„Nun?“

„Zu der madonna des Bellini, der du so ähnlich schaust. Dort in der Sakristei -- weißt du?“

Mit einem Schrei fuhr sie empor, wich zurück. Sah

205

mit wietgeöffneten Augen in das verzückte Antlitz des Kranken, dem ein Traum das Geheimnis seiner Treulosigkeit entrissen hatte. Wie aus weiter, weiter Ferne klang noch einmal seine

Stimme an ihr Ohr. Diesmal die Stimme des Gesunden: „In eine Sakristei Venedigs hängt eine Madonna des Bellini. Der seh'n Sie ähnlich, mein Fräulein.!"

Sie kannte die Madonna, sie kannte die, zu der er diese Worte gesprochen, die seine Leidenschaft in der Verzückung des Traumes wiederholt -- und auch ihr eigenes Schicksal kannte sie nun.

Ein eisiges Weh umklammerte ihr Herz, preßte es zusammen, als sollte es seinen letzten Tropfen Blut hergeben. Der Verrat, der heimlich neben ihrem Vertrauen einhergegangen war! Die Nebenbuhlerin, die gesiegt hatte und so rücksichtsvoll oder gemein war, sie zu „schonen". Der sichere Bau ihres Glückes, den die unterirdischen Wogen dieser Leidenschaft aus seinen Fugen gehoben hatten, wie jenen sagenhaft-stolzen Turm der Stadt am Meere. . . .

Zertrümmert, entwurzelt, vernichtet alles, alles, was ihr heilig war. Und sie lebte noch?

Wenn sie die Läden dort emporzog, konnte sie im Vollmondglanz den Strom dahinziehen sehen, in den er Geliebte einmal ihr bedrohtes Glück flüchten wollte. Warum hatte sie ihn zurückgehalten -- warum? Wie schön wär' es gewesen, von der reinen Höhe dieses Glückes damals unterzutauchen mit einem Traum, der noch dem Himmel gehörte!

Nun . . . ?

Ein Schauer ging über ihren Leib. Der Strom zog noch immer vorüber dort draußen. Noch immer --

Plötzlich fuhr sie empor.

Der Kranke fragte etwas in die Stille hinein; laut, deutlich.

206

Ja so -- die Pflicht!

Und schon saß sie wieder an seiner Seite. „Du wolltest --?"

„Gib mir etwas Wasser, bitte."

Mit zitternder Hand hielt sie ihm das Glas entgegen. Sein Antlitz war fahl, glanzlos. Bis ins Innerste fühlte sie, daß auch ihm ein Traum zerstört war, durch das bloße Erwachen zur Wirklichkeit. Und diese Wirklichkeit war -- sie!

Draußen aber zog noch immer der Strom vorüber. Derselbe und doch ein anderer. Wenn sie es nun tun wollte? Sie schloß die Augen.

Nun mußte sie allein gehen

Das Mondkalb. Eine Altwiener Geschichte.

„Mein Martin taugt nicht für diese Welt!“ pflegte Frau Pamschabel von ihrem Jüngsten zu sagen. „Er lernt drab, lügt nie und red't wie ein Pfarrer. Aber danebenkommen wird er sein Leben lang.“ Mit diesem „Danebenkommen“ aber meinte Frau Pamschabel ein eigenes Talent ihres Jungen: die Kunst, sich selber immer und überall im Weg zu stehen.

Schon seine Geschwister hatten das bald heraus. Und kam irgendein schlimmer Streich zutage, flugs wurde dem Martin die Schuld in die Schuhe geschoben. Denn so beredt er auch sonst war, Lüge und Falschheit machten ihn einfach sprachlos. Und das Staunen, das sich bei solchen Anlässen in seinem Gesicht ausprägte, die Schamröte, daß man ihm so etwas zutraue, die ganze ehreliche Verblüffung seiner Seele wurden immer völlig anders gedeutet. Wenn er sich aber endlich aufraffte, saß ihm die väterliche Ohrfeige schon längst im Gesicht. Zuweilen war er auch wirklich nicht ganz schuldlos; hatte sich zu dem oder jenem verstanden. Stets aber ging er völlig arglos drein. Ohne eine Ahnung, wozu er sich haben ließ. Und da seine Brüder und Kameraden den gesunden Übermut durchtriebener Jungen besaßen, wurde ihm fast täglich ein neuer „Aufsitzer“ bereitet.

Nun pflegen andere durch solchen Schaden klug zu

208

werden. Mit Martin geschah das gerade Gegenteil. Die Falschheit der Welt war ihm etwas schlechthin Unbegreifliches. Er konnte und wollte nicht daran glauben. Sah und hörte nichts, bis er mit der Nase adraufstieß oder den Schall einer unerwarteten Ohrfeige in die Löffel bekam. Dies war um so wunderlicher, als er sonst mit ganzer Seele bereit war, an alles zu glauben, was man ihm erzählte. Und je toller und unwahrscheinlicher es klang, desto lieber glaubte er daran.

„So viel traumhappert ist er!“ pflegte eine alte Tante von ihm zu sagen, die jeden Sonntag vom „Brillantengrund“ herüberkam, um bei seiner Mutter Kaffee zu trinken. Im übrigen aber war er ein gesunder Junge, der sich seinen Besperapfel gut schmecken ließ, sich viel im Freien herumtrieb und den Leuten geradeaus sagte, was er dachte und meinte.

Unser liebes Wien lag damals noch warm zwischen seinen Basteien gebettet. Und war es den Großen ein Bedürfnis, auf diesen Basteien zu luftwandeln und im „Paradiesgartel“ ihre „Ziegenmilch mit Hohlhippen“ zu nehmen, so gab es für die Buben kein größeres Vergnügen, als auf dem „Glacis“ zu spielen. So geriet auch der kleine Pamschabel einmal dorthin. Zwar allein, was nicht sehr vergnüglich war. Da er aber wenige Schritte vor sich ein Trüpplein größerer Jungen sah, die in eifriger Beratung dastanden, meinte er, sich einfach anschließen zu können. Und um diesen Anschluß rascher zu ermöglichen, pfanzte er sich in ihrer Nähe auf und lächelte sie an. Soe vertrauensvoll und arglos, wie eben nur er lächeln konnte.

Der größte der Jungen bemerkte ihn auch sofort und stieß einen jähen Pfiff aus. Worauf die Unterhaltung der übrigen noch leiser wurde. Auch einige drohende Blicke streiften den Kleinen. Als Martin aber durchaus nicht

209

verstehen wollte, kam der Große geradewegs auf ihn zu, die Hände in den Hosentaschen, den Blick halb kritisch, halb feindselig auf ihn gerichtet. Und während er ihm die Kappe vom Kopfe stieß, rief er: „Hast schon ein Mondkalb g'seh'n?“

„Nein“, stotterte Martin und riß die Augen auf. So unsanft auch die Begrüßung war, die Frage selbst weckte sein lebhaftestes Interesse.

„Willst eins seh'n?“ fragte der andere und gab ihm einen Stoß vor den Magen.

Der Stoß tat weh. Doch Martins Neugierde war größer. „Freilich will ich's seh'n!"

Der Große schwieg eine Weile. Offenbar erstaunt, daß so viel Dummheit und Ehrlichkeit da ganz unbehütet herumliefen. Darauf sprach er mit einem freundlichen Grinsen: „Gut. Dann komm' heut' abends wieder her. â€˜s ist g'rad' Vollmond. Da fallen die Kälber von selbst herunter. Darfst aber niemandem ein Wort davon sagen, hörst? Und drei Batzen muß auch mitbringen."

„Drei Batzen?" Martin schüttelte den Kopf. „So viel hab' ich nicht."

„Dann nimm sie deiner Mutter aus der Schublad'."

„Und wenn's die Mutter merkt?"

„Esel. Du kannst sie ja wieder zurücklegen. G'rad nur bei dir haben muß sie. Weil das Kalb sonst nit â€˜runterfällt."

„Und ich werd' es ganz gewiß seh'n?"

„G'wiß!" Darauf kehrte der Große sich ab und begann wieder mit den anderen zu tuscheln. Martin aber lief spornstreichs nach Hause. „Wenn ich dre Batzen hab', kann ich das Mondkalb seh'n!" Den ganzen Tag dachte, fühlte, hörte er nichts anderes. Und als der Abend kam, war er verschwunden. Mit ihm die drei Batzen, für die

210

er beim „alten Knödelwirt" die Weißwürste und das „Horerbier" holen sollte, das Vater und Mutter allabendlich zu trinken pflegten.

Richtig warteten die Jungen schon auf ihn. Das Glacis lag zwar ganz im Finstern. Und die „Alsterkirch" reckte ihren Turm schier drohend zum Himmel. Dafür kam von der anderen Seite allmählich der Mond herauf. Und nun mußte es gescheh'n!

„Zeig' die drei Batzen her!" befahl der Große. Arglos gehorchte Martin.

„Gut. Die haltst jetzt so lang; auf der flachen Hand, bis ich ‚afupassen! kommandier'. Die Augen mußst aber fest zumachen dabei. Und erst wenn du spürst, daß dir was auf die Nasen fällt, darfst du aufschau'n. Dann aber g'schwind. Sonst frißt dir das Kalb die Batzen weg, und du siehst erst nix."

„Kann's denn wieder auf den Mond zurück?" fragte der Martin.

„Nein. Aber in die Erd' fahrt's. Also!"

Mit zittender Hand hob Martin das Geld zum Himmel. „Auf--ge--paßt . . ." Da lag er platt auf der Nase! Mitten im dicksten Glacisdreck. Als er wieder aufkrabbelte, war sein Geld verschwundn. Mit ihm die vier Gassenjungen. O, und die Prügel zu Hause! Die immer eindringlicher wurden, je ehrlicher er beteuerte, daß alles sich wirklich so und nicht anders zugetragen habe. Als die Prügel aber verschmerzt und das Hohngelächter seiner Geschwister verstummt war, da fragte er sich ganz heimlich, ob es nicht doch vielleicht das Mondkalb gewesen, das damals über seine Nase zur Erde gefallen.

Weil er nun so wenig fürs Leben taugte, dachten seine Eltern einen geistlichen Herrn aus ihm zu machen. Er wurde also Zögling eines „f.e. Seminars" und bezog als

211

solcher das ehrwürdige Institut. Da er immer ein fleißiger Schüler gewesen, wurde er gar bald der Liebling seiner Lehrer. Und der kindlich-naive Verkehr, den man hier mit dem lieben Gott pflog, die wunderbaren Legenden der Heiligen, die während des Essens vorgelesen wurden, und die klösterliche Abgeschiedenheit behagten seiner Herzenseinfalt gar wohl. Wenn er in der Dämmerung um eine Ecke der langen Korridore bog, war er immer gefaßt, seinem Schutzengel zu begegnen. Und kroch er abends unter seine Decke, dann meinte er zuweilen, den Teufel zu seh'n. Aber was tat's? Hatte man ein reines Gewissen, dann konnte man auch dem Teufel ein

Schnippchen schlagen. So stand er mit Himmel und Hölle auf bestem Fuß. Nur die Menschen wurden ihm fremder und fremder. Und durfte er alle Donnerstag zu den Seinen heim, dann schien ihm die Welt so herrlich und doch auch so beängstigend, daß er sich am liebsten die Augen verbunden hätte.

Damit wurde er schön langsam 17 Jahre alt und begann sich für den Eintritt in das Priesterhaus vorzubereiten. Da fiel ihm aber wieder etwas vor der Nase nieder. Und war's auch kein Mondkalb, so schien es ihm doch nicht weniger köstlich und wunderbar. Das kam aber so.

Als er eines Tages der Hitze wegen ein Fenster öffnete, fuhr ein goldblonder Mädchenkopf aus einem Fenster des gegenüberliegenden Hauses. Zwei dreiste Augen blickten ihn fest an. Zwei volle Lippen spitzten sich wie zu einem Kuß. Dann schlug die Schöne eine Lache auf und fuhr wieder zurück. Seit jenem Tag begannen die Engel, von denen Martin Pamschabel bisher geträumt, sich mit dicken, blonden Zöpfen vorzustellen. Sie trugen „Echarpes“ und „Busentüchel“ und hatten Grübchen im Kinn. Und bald erschienen sie auch bei Tageslicht. Störten seine Andacht,

212

trieben allerlei Schabernack mit seiner Attention, saßen bald in der Kirche, bald neben dem alten Professor, der die Dogmatik vortrug, kurz, es war ein Kreuz.

Als der arme Pamschabel nicht mehr aus und ein wußte, suchte er bei den Dichtern Trost. Und als er weder in der „Adelaide“ Matthissons noch in den Schäferinnen Geßners das Ebenbild seines Ideals fand, fing er selbst zu reimen an. Unterdes trat er immer häufiger ans Fenster. Und da die Schöne ihm den Gefallen tat, sich auch immer öfter dort zu zeigen, merkte er bald, daß die Engel dieser Welt doch einen großen Vorzug hätten: den, sichtbar zu sein. Daß sie auch einen Leib hatten, daran wagte er noch nicht zu denken. Ihre Nähe genügte ihm einstweilen.

Da seine Träume aber immer unheimlicher wurden und sein Appetit von Tag zu Tag geringer, ließ er einmal vor den Augen der Schönen einen Zettel mit Versen aus dem Fenster flattern. Richtig lief wenige Augenblicke drauf ein adrettes „Stubenmensch“ über die Straße und trug den Zettel ins Haus hinein. Und wieder einige Auckenblicke später erschien die Schöne am Fenster, küßte seine Verse und steckte sie dann mit rosigen Fingerspitzen gar zierlich ins Busentüchlein. Gerade dort, wo ihr Herz schlug.

In jener Nacht konnte Martin gar nicht schlafen. Und als er am nächsten Morgen sein Gebissen erforschen wollte, war es ein großer Wäscheschrank geworden, aus dem er ein Busentüchel nach dem anderen hervorzog. So groß aber auch sein Schreck war und so bitter seine Reue: wie es Nachmittag wurde, trat er doch wieder ans Fenster.

Richtig erschien auch die Schöne sofort. Und wie er gestern, warft sie heute einen Zettel hinunter. Mit ein paar Sätzen sprang er über die Treppe. Und da der

213

Pförtner um diese Zeit immer zu schlafen pflegte, gelang es ihm sogar, unbeachtet hinaus- und wieder hineinzukommen. Dann las er und las und fand kein Ende.

„Demoisell Chlorinde Pamperl erlaubt sich, ihr liebenswürdiges Vis-a-vis zu einer kleinen Jause zu laden. Donnerstag den 18. Mai 17 . . .“ Darunter stand in zierlicher Goldschrift: „Es trotzt die Liebe jeder Gefahr -- Und bringt aus den Fluten die Perle dir dar.“ Und Pamschabel schlief nun erst recht nicht. Seine Nacht, bis es endlich wieder Donnerstag wurde. Statt zu seinen Eltern zu geh'n, stahl er sich aber diesmal in das Haus gegenüber. Und nun und nimmer häßt' er gedacht, eine so „aimable Sozietät“ zu finden. Zwanzig Schritte vom „f. e. Seminario“.

Chlorindens Busentuch war zu einem koketten Streifen zusammengeschrumpft. Darunter bewegte sich etwas, das dem armen Pamschabel den Atem nahm. Hinter ihm Stuhl hing ein Ridikül aus himmelblauem Groß de Naple, das bis an den Rand mit Zuckerln gefüllt war.

„Vom Herrn Onkel!“ sagte sie. Und auch der „Herr Onkel“ war da. Ein alter, dicker Herr mit rotgeschminkten Backen und einem „Schönheitspflasterchen“ über der glatten Oberlippe. Das Pflasterchen sollte eine Warze verdecken, besorgte aber gerade das Gegenteil. Und da der „Herr Onkel“ auch sonste fürchterlich „eschaufiert“ war, wie er sagte, hatte es den Anschein, als könne er jetzt und jetzt die Kuhpocken bekommen.

Onkel und Nichte taten äußerst zärtlich miteinander. Und eine verblühte Dame, die von Chlorinden chère tante genannte wurde, schien eine Art freudiger Genugtuung darüber zu empfinden. Onkel und Tante gaben sich als Mann und Frau. Gesprächsweise kam es aber heraus, daß der dicke Onkel ganz wo anders seine „Menage“ habe.

214

Doch Pamschabel sah und hörte nicht mehr. Und als sich zuletzt noch ein paar junge Stutzer hinzufanden, die Chlorinden mit allerlei Flattusen bedrängten, wollte auch er zeigen. Und plötzlich lagen seine „heimlichen Seufzer“ auf dem Tisch, und Chlorinde bestand darauf, sie zu hören.

„O Jungfrau, die du wandelst durch meinen Traum“ -- begann er. Der Onkel bekam einen Hustenanfall, die Tante würgte rasch ein Stück Gugelhupf hinunter. Chlorinde aber schien so bewegt, daß sie sich schneuzen mußte . . .

„Keusch bis hinab zu deines Kleides Saum“ -- las Pamschabel weiter. Und da der Onkel in diesem Augenblick einen dumpfen Gurgellaut von sich gab, den der Dichter für ein unterdrücktes Schluchzen nahm, hielt auch Pamschabel nicht länger an sich. . . . „Fremd meinen Wünschen, ach! und meinem Sehnen -- Nimm, was ich weih'n dir darf, nimm meine Tränen!“ Und da rollten sie ihm auch schon über die Backen. Die schönsten, dicken Drummen-Jungen-Tränen. Frei nach Matthisson und Geßner und doch so echt, als ein deutscher Esel sie jemals geweint.

„Mais -- c'est charmant!“ säuselte die Tante. Chlorinde aber schlang plötzlich den Arm um den Seminaristen. Und während sie ihm einen schallenden Kuß gab, sprach sie lachen: „Du liebes, gutes Schaf du!“

„Ja, ja“, nälte einer der Stutzer. „Recht ravissant. Aber erlauben Sie, was haben Sie da für einen seltsamen Rock an?“ Damit hob er die langen Schöße des Seminaristenrockes in die Höhe. Und als Pamschabel indigniert herumfuhr, lachte er: „Pardon! Ich wollte nur seh'n, ob die Frau Maman ihm die Hosen nicht noch rückwärts zuknöpf?“

Darüber verlor Pamschabel die Beherrschung. Ein kleines Handgemenge entstand. Die Weiber kreischten, die

215

Stutzer droschen ihn ab. Und eh' er noch zu sich kam, hatte ihn der dicke Onkel vor die Türe gesetzt. Der „Grundwächter“ aber, den der Hausmeister in aller Eile herbeiholte, schrieb sich Name, Stand und Wohnung des Seminaristen auf. So kam die ganze Geschichte vor seinen Rektor. Der Rektor, ein mildgesinnter Greis, war gerne bereit, ein Auge zuzudrücken. Weil Pamschabel aber dabei blieb, daß er drüben „bloß Verse vorgelesen“, hielt ihn der Rektor zuletzt für einen „zusgelernten Heuchler“ und entließ ihn noch am selben Tag.

Mit dem „geistlichen Herrn“ war es also nichts. Dafür brachte ihn sein „Göd“ in der Staatskanzlei unter. Der Herr Göd hatte „Kameraliea“ studiert, war auch sonst nicht auf den Kopf gefallen. Und wenn er nur noch einige Jahre lebte, konnte es dem Martin nicht fehlen.

Denn auch der Herr Göd hatte einen Protektor. Und noch dazu einen sehr mächtigen: den Freiherrn v. Thugut. Und konnte der Martin dort auch nie mehr werden als ein besserer Schreiber, so befand er sich doch in guter Gesellschaft und konnte genau beobachten, wie dieser und jener große Herr sich schneuzte oder auf seine Tabatiere klopfte. Ging aber etwas in Europa los, dann durfte er auch sagen, daß er mit dabei gewesen. „Wir in der Staatskanzlei . . .“

Immerhin hatten seine Erfahrungen ihn ein wenig kopfscheu gemacht. Weshalb er während der nächsten Jahre ziemlich einfach dahinlebte. Bloß das Verse machen konnte er nicht mehr lassen. Und wollte er eine Stunde besonders weihen, dann setzt er sich an sein wackeliges Spinett und spielte einen Mozart. Mozart war ihm der Liebste. Ja, wenn er recht nachdachte, schien es ihm sogar, als müsse auch Mozart auf diese oder jene Weise irgendeinmal Kenntnis von seiner Existenz bekommen haben. Von seiner

216

„verstaubten Existenz“, wie er in lächelnder Selbstironie zuweilen sagte. Und dann zog er ein ebenso verstaubtes Heft hervor und sang: „O du eselhafter Martin -- o du martinischer Esel!“

Es war nicht sehr höflich von Mozart, gerade die Träger des namens „Martin“ mit dieser Invokation zu beehren. Aber Pamschabel fühlte sich schuldig. Und sang es sich vor, um in künftigen Fällen klüger zu sein. Und Gäste lud er ja keine dazu.

Als er mehrere Jahre so dahingelebt hatte, meinte er, endlich ans Freien denken zu können. Und da seine Eltern auch hinweggestorben waren, vertraute er seine Absicht einem Freund an, mit dem er zuweilen in der alten „Kohlkreuze“ sein Bier trank.

Wen er denn ins Auge gefaßt habe? fragte der Freund. Worauf Pamschabel ihm mitteilte, daß „sie“ Nettel Aufrecht heiße, nicht besonders schön, aber doch gerade gewachsen wäre. Auch sonst alle Frauenzimmerlichen Tugenden besäße und, wie er meine, ihn nicht ungern sähe. Ein hübsches Stück Geld wäre auch zu erwarten. Fehle nur noch die Zustimmung des Herrn Vaters. Und da er, Pamschabel dort verkehre, so hätte er gehofft, vielleicht von ihm einiges über eine Annäherungsmöglichkeit an den Herrn Vater zu erfahren. Sowie über die beste Art, ihm beikommen zu können. Denn item: seine „Vapeurs“ habe jeder. . . .

Wäre der arme Pamschabel nur ein bißchen weltläufig gewesen, dann hätte er aus dem langen Gesicht des Onkels auf die bündigen Absichten des Neffen geschlossen. Aber er merkte wieder einmal nichts. Nun hatte der alte Aufrecht wirklich seine „Vapeurs“. Und da diese Vapeurs echt wienerische „Mucken“ waren, brauchte der fürsorgliche Onkel

217

nichts zu tun, als den armen Pamschabel auf diese Mucken loszulassen. Was er denn auch gründlich besorgte.

„Reden S' nur so viel als können dort“, sagte er, „und so hochdeutsch als möglich. Denn der alte Aufrecht ist ein Idealist, der seinen Klopstock auswendig kann. Gut wär's, wenn Sie's über sich brächten, ihm etwas vorzudeklamieren. Aber ja nicht zu laut, hören Sie? Der Alte hat einmal nicht gut gehört, und seitdem meint er, daß die Leut' ihn noch immer für taub halten. Und stellt sie zuweilen sogar auf die Prob'! Wenn er Ihnen also das linke Ohr hinhält, dann lachen S' ihm ins G'sicht und reden noch stader. Übrigens brauchen S' Ihnen dort nur zu geben, wie S' sein. Dann kann's nit fehl'n.“

„Behandeln muß man die Leute!“ dachte Pamschabel, als er zu seinem „künftigen Schwiegervater“ ging. Nebenbei rezitierte er Vers um Vers der Klopstockschen „Frühlingsode“. Der Mann sollte sehen, daß er nicht umsonst in einem „f. e. Seminar“ gesessen. Und „geh'n lassen“ durfte er sich auch von dort. O, wie wohl ihm das tat, nach dem gründlichen Privatissimum bei Mozart!

Als er ankam, saß der alte Aufrecht gerade bei einem Glas Hornerbier. Weshalb der Herr Pamschabel käme, darüber hatte ihn schon seine Tochter unterrichtet, die das blonde Schreiberlein mit den blauen Träumeraugern wirklich gerne sah. Da Herr Aufrecht aber eine durch und durch praktische Natur war, wollte er an seinem Schwiegersohn noch einiges anders kennenlernen, weshalb er ihn sofort ins Gebet nahm. Allerlei Kreuz- und Querfragen zu stellen begann. Was er in seinen freien Stunden treibe? Wie er sich sein Leben als Gatte vorstelle? Das Fortkommen der Seinen usw.

„Schlaumeier!“ dachte Pamschabel. „Er will seh'n, ob ich keinen Sinn fürs ‚Höhereâ€™ hab'." Und nun entwarf

218

er das Idealbild eines Haushaltes, in dem von morgens bis abends Klopstock gelesen, Matthisson geschmachtet und Mozart geschlürst wurde. Dabei sprach er so leise, daß Aufrecht Mühe hatte, ein Wort zu erschnappen. Und gelang es ihm, eines zu erschnappen, dann verstand er es nicht. So „gebültet“ und hochdeutsch sprach Pamschabel.

„Wie -- was?“ fragte Herr Aufrecht ein ums anderemal. Und zuletzt geschah, was Pamschabels „Freund“ vorausgesagt: er hielt ihm das linke Ohr hin.

„Schnecken!“ dachte Pamschabel und lachte ihm ins Gesicht. „Aber einen Ohrenschaus kannst du schon haben.“ Und dann stellte er sich in Positur und begann die „Frühlingsode“ zu rezitieren.

„Wie -- was?“ schrie Herr Aufrecht.

„Halleluja -- Halleluja, der Tropfen am Eimer“, säuselte Pamschabel. Im Nebenzimmer rang die ehrsame Jungfer Nettl die Hände. Wer hätte es auch für möglich gehalten, daß dieser Pamschabel so ausarten könnte! Und endlich wurde auch dem guten Aufrecht „der Eimer“ zu voll. Eh' er sich's versah, stand Pamschabel draußen. Ohne „Halleluja“.

Dieser neue Schlag traf ihn schwer. Und ald einige Monta später der Neffe seines Freundes die ehrsame Jungfer Aufrecht zum Altar führte, nahm er sich heilig vor, sein „Herz in keinen fremden Busen mehr zu schütten“. Von der Niedertracht der Welt war er aber darum noch lange nicht überzeugt. Er betrachtete es bloß als „Pech“, daß gerader er immer solchen Menschen in die Arme lief. Sein Schicksal war eben ein Ausnahmefall. Eine „Prädestination“. Hatte der große Friedrich dran glauben müssen, konnt' es dem kleinen Pamschabel auch recht sein. Eine solche Parallele war ja schließlich auch etwas.

219

Um diese Zeit machten die „geheimen Orden“ viel von sich reden. Freimaurer, Rosenkreuzer und Illumniaten. Wenn jemand, so empfand Pamschabel die Notwendigkeit einer „Veredelung und Aufklärung der menschlichen Sozietät“. War er doch bis heute ihr Opfer gewesen. An der nötigen „Bruderliebe“ hatte es ihm ja nie gefehlt. Und der scharfe Wind, der nun schon seit Jahren von Frankreich herüberpiff, brachte auch in die Faszikel der Staatskanzlei einige Bewegung. Und wie die Freimaurer ihr Lebetag alles den Jesuiten in die Schuhe geschoben, so brachten nun die Hofjesuiten „die ganze Revolution sambt ihrem Napoleon“ aufs Konto der „Illumines“. Was für Pamschabel ein heimliches Entzücken war. Denn nun, ja nun marschierte er endlich an der „Tete“. Ging sozusagen zur Offensive über. . . . Sprach jemand in seiner Nähe ein freieres Wort, fragte er sofort, ob „man nicht auch ein Rosenkreuzer sei“. Und da er merkte, daß die Schlaumeier ihm nicht sofort darauf hineinflügelten, wählte er sich die Namen „Knigge“ und „Weishaupt“ zu Stichworten. Sprach sie oft plötzlich und meist ohne Anlaß vor sich hin, wobei er die Augen schier pffiffig einkniff und mit einem geheimnisvollen Lächeln über sein Hornerbier hinweg sah. In Fernen, von denen „die in der Staatskanzlei“, was ihm nach der

schlimmen Erfahrung mit Klopstock nicht zu verargen war. Wußte er sich aber im Hause allein, dann sang er nur noch ein Lied: „die Marseillaise“.

Gerade um diese Zeit stand ein neues Avancement in Aussicht. und da Thugut sich noch immer seiner annahm,

220

war es ihm fast gewiß. Nun hatte Pamschabel einen Kollegen, der das alles ebenso kommen sah wie Pamschabel. Nur nicht mit dem gleichen Pläsier. Denn er hatte die Meinung, daß das Avancement für ihn als Familienvater notwendig sei.

„Nun werden Sie ja bald in die Nähe des Bureauchefs kommen?“ sagte sein Kollege eines Tages. Pamschabel erwiderte nichts. Aber sein Antlitz war voll fetter Zuversicht.

„Na“, fuhr der andere fort, „das ist schließlich nicht bloß Glücks-, sondern auch Geschmackssache. Der Herr Rat ist ein heimlicher Illuminat. Und ich hab' eben andere Anschauungen. Und wenn der gute Mann auch noch so loyal tut, deshalb weiß ich doch, daß er zu Hause eine Jakobinermütze aufsetzt. Weite Hosen trägt er auch, wenn er daheim ist. Und wie der Knigge und der Weishaupt in Wien waren, hat er sie auf eine Blunzen geladen. Es sollte harmlos ausseh'n. Aber endlich und schließlich waren es doch Knigge und Weishaupt, die die Blunzen aßen.“

Als Pamschabel an diesem Tag nach Hause kam, konnte er vor Aufregung kaum essen. Sein Chef ein heimlicher Illuminat! Knigge und Weishaupt an seinem Tische Blunzen essend! Rechts die Staatskanzlei -- links die französische Revolution. Konnte man sich ein innigeres Bild menschlicher Seelengemeinschaft und Verbrüderung denken? „Seid umschlungen, Millionen . . .“, stammelte er. Dann ließ er sich sofort auch eine weite Hose machen. Und als der „Erste“ kam, auch eine Jakobinermütze. Die Hose legte er an, die Mütze steckte er für alle Fälle in die Tasche. vor dem Avancement wurde jeder zu seinem Chef berufen. War der Chef ein Illuminatus dirigens, dann wollte er ihm durch diese Symbole zu erkennen geben, daß er sich als „Neophyten“ betrachte. Und die große Stunde kam.

221

„Seine Exzellenz haben geruht, in Gnaden an Ihn zu erinnern!“ sagte der Chef. Pamschabel knickte ein. „Und da seine Konduit auch heine amiable ist --“. In diesem Augenblick fiel es dem Herrn Rat auf, daß Pamschabel abwechselnd die Beine hob. „Hat Er Leibgrimmen?“ fragte er. Aber nein, Pamschabel tat es bloß, um die Aufmerksamkeit des Herrn Rates auf seine „Pantalons“ zu lenken. Der Herr Rat, für den jeder Schreiber nur zwei Hände hatte, bequemt sich endlich, auf die Füße Pamschabels zu schauen. Sofort aber sprang er auf: „Was trägt er da an sich?“

Da zog Pamschabel auch die Jakobinermütze hervor. Und während er sie feierlich aufstülpte, flüsterte er: „Lasset uns Menschen sein!“

Entsetzt wich sein Chef zurück: „Er ist wohl verrückt geworden?“ In diesem Augenblick fiel Pamschabel aufs Knie vor ihm: „Edler Mann“, stammelte er . . . „Erleuchteter! Ich wende mich an die Güte des Wissenden . . .“

Der Rat war sprachlos. Dabei in Todesangst, daß jetzt und jetzt sein eigener Vorgesetzter eintreten könne. Da erwischte ihn Pamschabel bei den Rockschoßen: „O, lassen Sie es genug der Prüfung sein“, flehte er. „Ich weiß alles . . . Weiß sogar, daß Sie mit Knigge und Weishaupt . . .“

Die beiden Namen genügten. Wie von einer Tarantel gestochen sprang der Rat zurück. „Schau, ist Er am End' ein Naderer?“ Dann zog er die Glocke und ließ Pamschabel hinausführen. Als Pamschabel aber am nächsten Tag ins Amt kam, fand er statt des Beförderungs- sein Entlassungsdekret. . . . Aus war's!

Den ganzen Tag lächelte er vor sich hin, ohne ein Wort zu sprechen. Abends legte er sich hin und bekam das „Kopffieber“, wie man damals sagte. Als die

222

Fieberhitze aber auf „Vierzig“ stieg, hatte er ein unsäglich liebliches Traumgesicht . . .

Ihm war, als höre er plötzlich wohlbekannte Klänge. Und als er sich mühsam emporhob - siehe! Da ward die Tür ganz leise aufgetan, und herein trat Mozart mit vier geigenden Englein. Die Englein waren wutzelrund und hatte jedes von ihnen ein putziges Zöpflein im Nacken, ganz wie Mozart! Und das Lied, das sie spielten und sangen -- o, wie gut kannte es der arme Pamschabel!

„O, du eselhafter Martin -- o, du martinischer Esel!“

Nur, daß es diesmal so süß und wundersam klang, so schalkhaft und erlösend zugleich, daß der Angesungene unter einem lachen und weinen mußte. Was sie denn da wollten? brachte er endlich heraus. Und woher sie kämen?

„Direkt vom Mond herab“, sagte Mozart. „Und gekommen sind wir, um dich wieder heimzuholen, du liebes, ehrliches Mondkalb du!“

„Heimholen?“ fragte der Martin. „Ich war doch immer auf der Erde daheim!“

„Ei bewahre“, lachte Mozart. „Nicht einen Tag warst du da zu Hause. Aber brauchst dich deshalb nit schämen. Wer da unten zu Schanden geworden, kommt dort oben zu großen Ehren. Und wenn du wüßtest, wer noch alles auf dem Mond daheim ist, du würdest frei stolz werden. Denn schau . . . die ganz Großen und die ganz Guten, die sind doch immer vom Mond â€˜runterg'fallen. Na, gehst mit?“

Werner.

Länger als zwanzig Jahre ist es her, daß ihn die Erde deckt. Aber je lauter und feindseliger die Stimmen der Zeit durcheinander gellen, je gehässiger und unchristlicher das Gehaben derer wird, die hinter dem Kreuz einherzuwandeln glauben, desto öfter tritt diese stille Priestergestalt vor mich -- desto inniger empfind' ich die schlichte Größe einer Erscheinung, die mich immer an jene wahrhaften Heiligen der Kirche erinnert, die das Evangelium der Liebe mit segnenden Händen weitergaben, nicht mit der zornigen Gebärde des Fluches.

Viele leben noch, die sich des feinen Gelehrtenkopfes mit dem fast kindlichen Ausdruck entsinnen mögen. Priester, die als Alumnen Werners Hörer waren; Gelehrte von Ruf und Namen, die ihn verehrt; Freunde und Freundinnen, denen er unvergeßlich bleiben wird. Früge man sie heute, was von diesem Antlitz ihnen noch am lebendigsten in der Erinnerung fortleuchtet -- ich bin überzeugt, daß fast alle von seinen Augen sprechen würden. Denn es waren ganz merkwürdige, ganz wunderbare Augen, die diesem blassen Antlitz Seele und Ausdruck liehen. Augen, die sich bald hinter den undurchdringlichen Schleier flüchteten, den die Hände des Traums in stiller Versonnenheit weben, bald mit einem fast sonnenhaften Geleucht unter den schweren Lidern hervortraten. Augen, die voll Mannesmut blitzen, voll mystischer Hingebung aufflammen, voll kindlicher

224

Schalkhaftigkeit lächeln konnten. Augen, die man so bald nicht wieder sieht, und die doch gar nicht ferne von unserem lieben Wien noch immer dem Licht entgegenblühen, wie blaue Wunderblumen in der Tiefe dunkler Wälder. . . . „Waldviertler Augen" möcht' ich sie nennen. Denn Werner war ein Waldviertler. Und noch ein zweiter berühmter Sohn des Waldviertels hatte diese bald dämmernd in sich ruhenden, bald machtvoll aufblitzenden „Lichter" im Kopf: Robert Hamerlin.

Diese Augen waren das erste, das auch mir auffiel, mir tagelang zu denken gab -- lang, lang, eh' ich das Glück hatte, in den stillen Frieden dieser Gelehrtenstube treten zu dürfen. Denn ich war damals noch ein muntere, ein zuweilein sogar recht schlimmes Mädels, das im Prater jeden Nachmittag Schnur sprang oder „Indianer" spielte und niemals müde wurde. So daß mir noch auf dem Heimweg allerhand Schabernack einfiel, den vier bis fünf Buben -- mein Bruder und seine Gefährten -- immer mit wahrer Begeisterung ausführten.

An einem solchen Abend und in solcher Stimmung geschah es, daß ich den berühmten Gelehrten zum erstenmal sah. Auf einem der Wiesenpfade, die längs der Valeriestraße zur Sophienbrücke führten, wandelte er vor uns her. . . . Das Haupt nach vorne geneigt, die Arme am Rücken verschränkt, das Kollare so schief, daß man es von hinten sehen konnte, mit den Schultern unaufhörlich zuckend, wobei auch die Finger der ineinandergelegten Händen nervös mittaten. Wir hätten nicht übermütige, nicht endlos lachlustige Kinder sein müssen, wenn diese Gestalt uns nicht aufgefallen wäre.

Erst beschränkten wir uns darauf, den wunderlichen Spaziergänger recht genau zu begucken. „Das ist ein Waldkauz, der zu früh ausgeflogen ist", meinte ein Kamerad

225

meines Bruders, und der Scherz schien uns so treffend, daß wir all zugleich in ein lustiges Gelächter ausbrachen. Warum wir lachten, konnte der Gelehrte nicht wissen. Dazu waren jene Worte nicht laut genug gesprochen worden. Aber daß wir lachten, schien ihn jedenfalls zu stören. Denn plötzlich wandte er sich um und blitzte uns an mit zwei Augen, wie ich sie noch in keinem Menschenantlitz gesehen. Die Buben wurden still. Ich flüchtete hinter den Rücken

meiner Mutter. In tiefster Ruhe, wie Gedemütigte, schlichen wir an dem kleinen Gelehrten vorüber. Und doch war nicht ein Fünkeln Zorn in dem Geleucht dieser Augen aufgeflackert. Nur etwas machtvoll Bannendes, herrisch Zwingendes . . . Der Geist, der gerade an einem Gedanken spann und nicht gestört sein wollte.

Lang dacht' ich an jenem Abend über den wunderlichen Gesellen nach. Ein zweiter, Größerer fiel mir ein, den auch meine Kinderlippen schon damals mit scheuer Ehrfurcht nannten -- Beethoven! Hatte ich nicht gelesen, daß auch dieser Einsame so halb ärgerliche Augenweide? „Der narrische Musikant“, wie ihn die Wiener von damals nannten. Warum fiel er mir ein, wenn ich des Männleins gedachte, das uns so lächerlich erschienen war? Warum? Und eine scheue Ahnung menschlicher Größe rührte leise, leise meine noch dämmernde Seele. Ich zog die Decke über die Ohren und schämte mich vor mir selbst.

Vier, fünf Jahre vergingen, dann stand ich zum erstenmal Aug' in Aug' gegenüber, bei einem Freund, der auch ein Schüler des berühmten Theologen gewesen. Die feine, geradezu ritterliche Art, mit der er zu mir sprach, sein verständnisvolles Eingehen auf die Wirrsale meiner noch ringenden Jugend, der Mut, den er mir zu geben

226

wußte, die Ehrfurcht vor dem Großen, die er mir zeigte -- offenbare es sich nun in welcher Form immer -- sie machten mir jene Begegnung zu einem Ereignis meines Lebens.

Als er schied, hatte er die Güte, mich mit meinem Freunde zugleich zu sich zu laden. Er wohnte noch immer zunächst der Sophienbrücke, in der Rasumoffskygasse, drei Treppen hoch. Wie viele Jahre aber auch seitdem vergangen sind, noch in meinen Träumen steig' ich diesem erlauchten Menschen zuweilen über jene drei Treppen nach, so alt er war, so jung ich. Und die stillen Stunden, die wir dort oben verleben durften, haben für mich noch heute nichts von ihrem Zauber verloren.

War Hofrat Werner zu Hause nund nicht gerade in seine Studien vertieft, fand man in der Regel einen kleinen Jungen bei ihm, den „Gusterl“, wie wir alle ihn nannten. Es war der Sohn der Wohnpartei gegenüber, ein kleiner Fischer von Angern, wenn ich nicht irre, den es ebenso rätselhaft in die Nähe dieses Menschen zog wie uns Erwachsene. Wir aber hatten die geistige Blüte dieser Stunden, diese Gespräche, die in stiller Persönlichkeit, die in ihrer Art einzig war. Gusterl jedoch suchte nur die Nähe des Menschen, förmlich instinktiv. Wie ein Kinderherz wohl die reine Güte und den vollendeten Adel einer Mannesseele ahnen mag. Still saß der kleine Junge in den Ecken herum, die großen Augen voll scheuer Ehrfurcht auf den Gelehrten gerichtet -- ab und zu nur auf leisen Sohlen zu dem blanken Vogelhaus schleichend, aus dem ein Harzer Roller sein Lied schmetterte -- die einzig laute Stimme im Frieden dieser Gelehrtenstube.

Sooft ich hinkam und den Jungen dort fand, fiel mir immer wieder eines der lieblichen Märchen Andersens ein,

227

„Das alte Haus“. Nur daß dieser Einsame unentwegt dem Geist seiner Zeit nachschritt und nichts versäumte, um keinen Preis der Welt die Hände vor die Augen gehalten hätte, um das nicht zu sehen, was doch auch -- Wahrheit war, wenngleich es weder im Alten noch im Neuen Testament stand.

„Die Kirche Christi ist so groß in -- Christo“, pfegte er zu sagen, „daß sie jede Wahrheit, die der Menschengestalt auf seinem Wege finden wird, ertragen kann -- ertragen muß. Gott selbst ist die Wahrheit, und so kann auch die Wahrheit niemals wo anders hinführen als zu Gott.“

Den Verlust der weltlichen Herrschaft des Papstes betrachtete er als ein wahres Glück für die Kirche. Mit Liebe und Bewunderung sprach er von Rosmini, obwohl gerade damals die

Gesellschaft Jesu die Verdammung der bekannten vierzig Sätze seiner Lehre bei Leo XIII. durchsetzte. Voll jüngerhafter Treue hing er an dem Andenken des so lange verfolgten Philosophen Günther. Hätte Werner das „Hussah“ erlebt, mit dem der arme Schell in den Tod gehetzt wurde -- er hätte sich mit Ekel von diesem Treiben abgekehrt.

Was ihm als Wahrheit galt, sprach er unbekümmert aus, ob es nun andere gefunden oder er selbst auf dem steinigen Weg eifrigen Forschens und ehrlichen Ringens es gefunden zu haben wählte. So innig seine mystische Seele sich täglich dem Gotte vermählte, dem er das Meßopfer darbrachte -- so selbstbewußt kehrte sich der Forscher in ihm gegen gewisse Kapitel des Alten und Neuen Testaments, deren Inhalt heute fast die Macht von Glaubenssätzen erlangt hat.

Die Erzählung vom „Sündenfall“ suchte er durch eine großartige Symbolik zur Höhe seines Erkennens emporzuheben. Als die Sprache aber einmal auf den nackten

228

Wortlaut dieses Kapitels kam, meinte er unwillig: „Die Zumutung, dies so zu nehmen, wie es tatsächlich geschrieben steht, müßte ich entschieden zurückweisen.“

Wie der ganze Mensch war auch seine Sprache voll Poesie und mystischer Glut. Und der große Musiker, an den sein erster Anblick mich erinnert, war in weihevollen Stunden der einzige Gefährte seiner Einsamkeit. Kam man zu ihm, lag in der Regel eine Beethovensche Sonate auf dem Notenupult. Denn Werner war ein trefflicher Musiker und Musik seine „einzige Erholung“, wie er zu sagen pflegte. Ganz heimlich machte er auch Verse; scheue, verschämte Verse. Ich hab' ein ganzes Päckchen solcher in Versen geschriebener Briefe, und lös' ich das weiße Band, das diese weißen Blätter zusammenhält, dann blüht die ganze Seele dieses Menschen wie eine Lilie daraus hervor. Nein, kindlich, mit einem Duft, der nur ihr zu eigen war.

Meist sollte es nur ein Scherzgedicht werden, aber eh' er sich's versah, trug ihn der starke Schlag seiner Flügel wieder über all Höhen und Tiefen seiner Forschung, flammte aus irgendeiner Wolke das Antlitz seines Gottes hervor, der ihm näher schien als die ganze Welt und doch zugleich so echt germanische Züge trug . . . der deutsche Idealismus!

Nie hab' ich einen Menschen gesehen, der seinen Mund so rein hielt von jedem Urteil, das wehtun oder verletzen konnte, wie Werner. Mitten in einem Satz hielt er oft ein und errötete, bloß weil er fühlte, daß ein Wort unterwegs war, das er „nicht verantworten konnte“, wie er zu sagen pflegte. Nein und keusch bis in die Sprache hinein, und doch in jedem Worte ein ganzer Mann!

Als nach dem Tode Kutschkers der erzbischöfliche Stuhl neu besetzt werden sollte, wurde sofort der Name Werner genannt. Der weltscheue Gelehrte erschrak in tiefster Seele

229

darüber. „Nein, nein, das ist nichts für mich. Es gibt Würdigere, Bessere. Ich fühle mich nicht berufen.“ Umsonst wendete auch der damalige Kultusminister alles auf, ihn zu gewinnen. Werner blieb fest. Nach einer schlaflosen Nacht machte er sich auf, um den „Würdigeren“ vorzuschlagen, den Abt von Kremsmünster, Ganglbauer. Eine langjährige, innige Freundschaft verband ihn mit dem trefflichen Benediktiner. Doch war es nicht bloß diese Freundschaft, die ihn bewog, gerade Ganglbauer vorzuschlagen. Er verehrte in dem friedliebenden Abt von Kremsmünster zugleich einen Priester nach seinem Sinn. Einen bescheidenen, stillen, wahrhaften Mann Gottes, wie er sagte. „Das ist ein echter Mönch“, rief er, sooft er von ihm sprach. „Die Güte und Selbstlosigkeit in Person! Der wird seinen Platz ganz ausfüllen, und ich“ -- er lächelte wie ein Diplomat, dem ein Schachzug gelungen -- „ich behalte meine Bibliothek!“

Diese Bibliothek! Sie bildete in drei Zimmern die Wände, zwischen denen Werner lebte. Aber zuletzt reichten auch die bis zur Decke sich aufbauenden Schränke nicht mehr aus. Wohin

man sah, stapelten sich Hefte, Bücher und Folianten auf; drückten Tische und Stühle, machte sich auf den Sofas breit, rückten in beängstigenden Kolonnen bis an das Bett des Gelehrten, nahmen zuweilen selbst auf dem Klavier seinem geliebten Beethoven den Platz weg. Kam man zu ihm, wenn er gerade von seinem „wissenschaftlichen Apparat“ umgeben war, wie er zu sagen pflegte, dann trat nach der ersten Freude des Wiedersehens zunächst der Ausdruck eines geradezu drolligen Entsetzens in seine Augen. „Ich -- ich hab', glaub' ich, keinen Stuhl frei. . . . Das ist aber doch -- ach!“

Nahm ich nun kurzerhand ein paar Bücher, um sie auf einen anderen Stoß zu legen, atmete er auf und bedankte

230

sich, als hätte man ihm selbst eine Last vom Herzen genommen. „Danke, danke; daß mir das nicht eingefallen ist!“ Aber so lebhaft und interessant sich auch unser Gespräch gestalten mochte -- sein Blick irrte immer wieder mit einer gewissen Ängstlichkeit zu den Büchern zurück, als könnten sie sich plötzlich aufmachen, um seinen Gästen etwas anzuhaben. In der steten Einsamkeit, die sie mit ihm teilten, hatten sie für ihn etwas von der Nähe lebender Wesen angenommen. Etwas, das er liebte, zuweilen aber auch fürchtete.

Und doch konnte er nicht eine Woche leben ohne diese Bücher! Vergeblich rieten ihm seine Freunde, sich doch irgendeine Erholung zu gönnen, das ewige Einerlei der Jahre und Tage durch eine kleine Reise zu unterbrechen. „Ich hab' jab den Prater!“ pflegte er darauf zu erwidern. Und irgendein neues Werk war natürlich auch immer unterwegs.

Endlich gelang es dem Erzbischof, ihn wenigstens nach St. Veit zu bringen. Als Werner die Einladung angenommen hatte, kam er in heller Verzweiflung zu uns. „Denken Sie, ich muß nach St. Veit!“

„Das wird Ihnen sehr gut tun, Herr Hofrat!“

„Aber, aber . . .“ Er wollte etwas sagen, stockte, sah zuletzt mit einem Ausdruck geradezu rührender Hilflosigkeit um sich. Wahrscheinlich hatte er auf ein besseres Verständnis gehofft. Endlich erhob er sich und nahm einen Abschied, als ging er nach Amerika.

Drei Tage vergingen, da kam er eines Tages wieder bei uns an. Blaß, müde, ganz weiß vom Straßenstaub, aber geradezu selig. „Ich bin durchgegangen“, kicherte er händereibend. „Seine Eminenz wollten mich nicht fortlassen, so bin ich einfach durchgegangen.“

„Ja, aber warum denn?“ fragte ich. „In St. Veit ist es jetzt so schön. Und Sie haben es sicher recht gut gehabt.“

231

„Gewiß, gewiß“, beeilte er sich zu sagen. „Aber“ -- und nun der rührende Sehnsuchtsblick -- „meinen wissenschaftlichen Apparat hab' ich nicht draußen gehabt!“

Darauf aß er ein Butterbrot mit Bier bei uns, das er sich eigens immer auszubitten pflegte, und trabte seelenvergnügt wieder heim, zu seinen -- Büchern!

Eine Woche später hatte der Erzbischof die Freundlichkeit, uns nach St. Veit zu laden. Als wir die Jause eingenommen, führte uns Dr. Ganglbauer in den Park hinab, zeigte uns einige reizende Plätzchen, zuletzt den gerade in voller Blüte prangenden Rosenflor. „Seh'n Sie“, sagte er, sichtlich gekränkt, „und da ist's dem Karl nicht schön genug gewesen! Immer wieder hat er mir von der Rasumoffskygasse erzählt --.“

Ich konnte mir nicht helfen, aber ich mußte laut herauslachen, und zuletzt lachte der Kardinal mit über „das große, gelehrte Kind“, das nun einmal in dem guten Karl steckte.

Und dennoch stand Werner auch der Magie seines „Apparates“ nicht kritiklos gegenüber. Ich bewahre ein in launigen Versen verfaßtes Gedicht von ihm, das unter der Maske des

Scherzes die tief tragischen Züge einer späten und schmerzlichen Enttäuschung birgt auch an dem, was ihm so lange Lebenszweck gewesen.

*In meiner Lebeswogen wirrem Schwall
Traf kürzlich mich ein sonderbarer Fall --
Ich weiß noch jetzt nicht, war's ein Karneval,
War's eine Orgie, ein Bacchanal,
Das neulich mich um Mitternacht erweckte.
Zwar sacht' und leise, aber schon unheimlich
Begann's zuerst, um rasch dann sich auch räumlich
Rings um mich auszudehnen . . .
Nicht wußt' ich, was ich von der Sache sollte wähen --
Es schien sich gegen alle Ordnung aufzulehnen*

232

*Sowohl des Denkens wie der nächtlichen Polizei,
Als eines Hexensabbats echtes Konterfei.
Ein Rascheln erst aus dieser, jener Ecke,
Sodann ein Flattern an des Zimmers Decke,
Ein Huschen längs der mondbeglänzten Fenster,
Den Larven gleich hohläugiger Gespenster.
Ein Knistern und ein Flüstern,
Ein Kichern zwischen meinen Büchern,
Die an den Wänden rings gereiht,
Sonst voll Bescheidenheit
Sich nimmer von der Stelle rührten,
Doch -- diesmal waren sie es eben,
Von denen dieses ungewohnte Leben
In nächt'ger Stunde ausgegangen,
Und mich mit tollem Mummenschanz umfängen . . .
Die Geister waren's alter Folianten,
Gelöst zur Stunde von dem Bann des Schweigens . . .*

Nun schildert Werner, wie er es versucht, dem nächtlichen Spuk mit einem Stock zu Leibe zu rücken, was ihm nach einem ebenso grimmigen als unheimlichen Kampfe scheinbar gelingt. Worauf er sich, todmüde, wieder zur Ruhe begibt, noch in seinen Traumgesichten aber von den Unholden verfolgt wird. Nach dem Erwachen entdeckt er eine Unzahl -- Motten und anderer „grausiger Flattertiere“ waren, die nun --

*Am Boden allwärts hingestreckt daliegen,
Zum Teil noch zuckend in den letzten Zügen,
Die Leichen wunderbar geformter Larven,
Zangenbewehrt und aschenfarben . . .*

Mit „Säuren und anderen Chemikalien“ geht er dem zu Leibe, was an dem Spuk irdisch schien. Aber --

*Wie kann es doch, daß die aus Bücherstaub
Geformten Leiber, nun der Winde Spiel und Raub,
Zerreiblich rasch gleich ausgebrannten Dochten,
So mächtig gegen Tür und Fenster pochten?
Es schmachten seit Jahrtausenden in vielen Büchern,*

*In welchen man, der Meinschheit Wahrheitsgut zu sichern,
Den Denkerwerb der Geistesforschung unterbrachte
Und für die Nachwelt zu verewigen dachte,
Des Unsinns und der Lüge Plagegeister;
Gezwänget in der schwarzen Lettern magischen Bann,
Hält sie der alte Lügenmeister,
Der, wie bekannt, die Schwarzkunst einst ersann,
In der Buchstaben rätselvollen Zeichen,
Um seine bösen Zwecke zu erreichen --
In Mittel täuschender Berückung schlau verkehrte,
Auf daß den Widersinn als Wahrheit man verehrte,*

Noch am Abend des Tages, der diesem „nächtlichen Erlebnis“ folgte, erhielt ich das Gedicht. Als ich dem Gelehrten dafür dankte, vermied er es, ein weiteres Wort darüber zu schreiben, und bei unserer nächsten Begegnung wich er auch einem Gespräch über diesen „Scherz“ aus. Beim Abschied aber sagte er plötzlich und ganz unvermittelt: „Es gibt jedenfalls auch recht blutige Scherze und Kämpfe, in denen man zuweilen sich selbst verwundet . . . Wenn man zur unrechten Stunde erwacht.“

Damit schied er, und ein tragischer Zufall fügte es, daß ich ihn auch nicht mehr sah. Ich reiste nach Italien, und nach meiner Heimkehr machte es mir ein abscheulicher Nachwinter wochenlang unmöglich, die Fahrt in die Rasumoffskygasse anzutreten. Aber auch Briefe Werners hielten mich ab. Er litt seit Wochen an einem heftigen Katarrh, zu dem er „keine Freunde laden wolle“, wie er voll zarter Rücksicht schrieb. Bloß im Ministerium, wo er das Amt eines Ministerialrates für Kultusangelegenheiten inne hatte, erschien er noch immer pünktlich. Dieser Pflichteifer brachte ihm den Tod. An einem stürmischen Märztag holte er sich eine Lungenentzündung, die erst schleichend auftrat, ihn aber dann um so heftiger niederwarf, bis er - am 4. April 1888 -- die leuchtenden Kinderaugen schloß.

234

Oft und oft wollt ich ihn während dieser Zeit besuchen, und ein gemeinsamer Freund übernahm es, dem Kranken meinen Wunsch auszusprechen. Er lehnte immer ab: „Ich will nicht, daß sie mich so sieht. Bis es besser geht und wir werden lachen können und uns des Frühlings freuen.“ Die Veilchen, die ich ihm sandte, standen aber noch in letzter Stunde an seinem Lager.

Ein namhaftes Vermögen, das ihm die Mäßigkeit seiner Lebensweise erworben, wendete er einer Stiftung zu, deren Genuß junge Theologen verpflichten sollte, „philosophische, sprach- und geschichtliche Studien zu treiben“. Der Stiftsbrief wird ja wohl ausgestellt sein. Ob und wie viele Theologen Philosophie im Sinne Werners betreiben, weiß ich freilich nicht . . .

Seine Fieberphantasien sollen Erscheinungen und Visionen voll höchster Schönheit und wunderbarer Mystik ausgelöst haben. So ist er auch als der hinüber, der er war: ein Poet des Glaubens -- ein Gläubiger der Schönheit!

Einige Wochen nach seinem Tode erschien seine alte Dienerin bei mir, um uns, seinem letzten Willen gemäß, die seinen, papierdünnen Champagnerkelche zu überbringen, aus denen wir bei ihm zuweilen den perlenden Asti getrunken. Und ich stand da, die Gläser in der Hand, und konnte lange, lange kein Wort finden. So mächtig klang die Erinnerung an den Toten mit dem reinen Kristall dieser Kelche zusammen.

Wie die Blüten unvergeßlich schöner Stunden, die nur dem Geist und dem Dienste des Schönen und des Großen geweiht waren, erschienen mir diese blitzenden Kristalle -- die ein

hingesunkener Träumer an zwei andere Träumer weitergab, um im wehmütigen Symposion der Erinnerung noch nach dem Tode mit ihnen anzustoßen . . . „Prosit!“

Der Garten des Lebens.

I.

Der Zug lief ein, schien einen Augenblick stillzustehen . . . Da, gerade als die Ersten sich ans Aussteigen machten, ging noch einmal ein klirrender Ruck durch den ehernen Körper. Ein Reisender, der sich zur Not festhalten konnte, fluchte laut auf. Einige Damen kreischten. Mitten in das Stimmengewirr der heraneilenden Stationsbeamten fuhr grell und durchdringend ein einziger Schmerzensschrei.

„Was ist geschehen?“

„Dort, die junge Dame . . . Sie muß sich schwer verletzt haben.“

„Unsinn. Wird bloß gefallen sein!“

„Doch. Sie ist vor dem Fuck ausgestiegen.“

„Fatal!“

In wilder Hast stürzten alle der Stelle des Unfalls entgegen. Dann ein Augenblick atemloser Stille. Die Reisenden hatten die Fenster herabgelassen und starrten den Vorübereilenden nach. Zwei Kellnerjungen standen mit aufgesperrten Müulern und vergaßen, ihr Bier anzubieten. Ein altes Weiblein, das Enzian und Alpenrosen feilhielt, schlug lautlos ein Kreuz. Hundert bange, verstörte Blicke aus weit aufgerissenen Augen, die alle nur das gleiche Ziel haben.

„Träger! Träger!“ Irgendein Konfuser schrie es mitten in die Stille hinein. Vielleicht bloß, um den eigenen Schreck loszuwerden.

236

Da trug man sie schon vorüber. Den Zug entlang, der sie ihrem Verhängnis zugeführt. Vorüber an all der gaffenden oder mitleidig tuenden Neugierde.

„Schönes Frauenzimmer, schade!“ meinte ein Handlungsreisender, dem seine Zigarette langsam zu munden begann.

„Und noch so jung!“ seufzte eine ältere Dame.

„Ist denn auch ein Arzt zur Stelle?“ rief ein Menschenfreund, der sich bei ähnlichen Anlässen immer braunrot zu schreien pflegte.

Die Kupeetüren wurden zugeschlagen. Ein Pfiff . . . Der Zug begann sich langsam in Bewegung zu setzen. Wie schön sie war! dachte ein junger Maler. Und die schöne Linie, die der Schatten der langen Wimpern auf die blassen Wangen legte. Die Augen waren leider geschlossen . . . Aber wie die schlanken Arme herabgingen und die gelöste Flechte auf der jungen Brust lag . . . schöner Akt!

In der Glorie des Abendgoldes leuchteten von draußen die stillen Gipfel der Alpen herein.

II.

„Der Herr Doktor?“

Eine weißhaarige Dame schluchzte es dem Eintretenden entgegen.

„Sie sind die Mutter?“ Leise und doch sonor fiel seine junge Stimme in die Stille hinein.

„Die Tante. Aber, mein Gott, ich habe ja auch nur sie!“

Zwischen die Brauen des jungen Arztes trat eine leichte Falte. Sie galt den Umstehenden, die sich mit den Trägern hereingedrängt hatten und nun die Stube des Gasthauses zum Erdrücken füllten.

237

„Nun bitte hinaus!" Seine Worte wirkten wie eine Bewegung. Nur die Wirtin blieb auf einen Wink zurück.

„Helfen Sie beim Gutkleiden, bitte."

„Der Fuß soll ja gebrochen sein", flüsterte die junge Frau. „Da hab' ich gleich den Schuh herabgezogen."

„Brav. Nun auch den Schrumpf!" Und schon begannen seine Hände das junge Bein abzufühlen. „Stimmt!" nickte er und mit einem prüfenden Blick in das Antlitz der Ohnmächtigen: „Verbandzeug habe ich mitgebracht. Wenn Sie, liebe Frau Kneisl, und Ihr Mann mir rasch helfen, kann ihr der größte Schmerz erspart bleiben, ehe sie zur Besinnung kommt!"

Der Wirt trat gerade ein.

„O, bitte, Her Kneisl!"

„Die Assistenz kenne ich, Herr Doktor!"

„Um so besser. Sie fassen also bei der Ferse an. Sie, Frau Kneisl, über dem Knie. Und nun bitt . . . ziehen, ziehen . . . so fest Sie können, ziehen!"

Aus der Ecke der Stube kam das Geschluchze der alten Dame. Im gleichen Augenblick zog der Arzt die Hände, die er scheinbar nur als Stütze unter das Bein gelegt, sachte hervor. „Der Fuß ist eingerichtet!"

Die wilden Zuckungen, die bisher den jungen Körper erschüttert, setzten plötzlich aus. Eine leise Röte stieg in die blassen Wangen; langsam öffneten sich die Augen: große, dunkle, staunende Kinderaugen. Erst zur Höhe emporgewandt, glitten sie langsam herab und blieben zuletzt wie erstarrend an dem jungen Mannesantlitz haften, das sich noch immer über ihren Fuß beugte. Endlich die erste, bewußte Bewegung.

Der Arzt trat instinktiv zur Seite. „Wollen Sie sich jetzt zeigen, gnädige Frau?"

„Christa!!"

238

„Nicht so heftig, bitte, es könnte aufregen!" Er zog sein Stethoskop hervor. „Wenn Sie die Güte hätten, ihr die Bluse zu öffnen?" Und schon horchte er nach dem jungen Herzen hin. Ernst, aufmerksam.

„Fühlen Sie sonst wo einen Schmerz?"

Sie atmete auf . . . tief, lang. Gleichsam in sich hineinhorchend. „Nein!" Wieder dieser wundernde, rührende Blick. Wie ihn Kinder haben, die zum erstenmal aus der tiefen Betäubung einer schweren Krankheit erwachen.

„Dann wollen wir Sie jetzt schnell zu Bett bringen. O, bitte, Herr Kneisl . . . Sie fassen bei den Schultern an. Ich nehme die Füße. Wohin?"

„Das Zimmer war bestellt."

„Also, vorwärts!"

Als sie auf den weißen Kissen lag, rechts und links die dunkelblonden Strähne des gelösten Haares, auf den Wangen das fliegende Rot des langsam heranschleichenden Fiebers, in den Augen diesen Glanz, der halb der Jugend gehörte und halb der Blick des Arztes noch einmal über sie hin mit zarter, alles erwägender Sorgfalt. „Sie werden jetzt viel Geduld haben müssen. Aber wenn Sie sich sagen, daß es noch viel schlimmer hätte kommen können? Also: unbewegte Rückenlage die ganze Nacht. Werden Sie das können?"

Sie nickte, die dunklen Augen dankbar ihm zugewandt. Fügsam wie ein Kind, dem man einen Auftrag erteilt.

Schön. Die essigsaurer Tonerde schicke ich auch gleich herüber. Und nun seien Sie brav!"

Die Tante bekam die Weisung, den Verband alle zwei Stunden mit der Tonerde anzufeuchten. Dazwischen durfte sie schlafen. Und erschöpft, wie sie war, schlief sie auch.

Draußen sang leise die Nacht in den Bäumen. Aus der Tiefe scholl das Getos eines Alpenstroms. Voll und

239

blau sah der Mond in die Stube. Wie Boten all der Freuden, denen sich das junge Herz gerade jetzt so stürmisch entgegensehnte, fanden diese Töne und Farben und Stimmen an ihr Lager und all der Glanz dieser hochsommerlichen Nächte. Aber wie sie mit brennenden Wangen so dalag, schien sie nichts zu hören und immer nur das eine zu fühlen; den Blick dieser dunklen, samtigen Mannesaugen, der so warm über ihren Schmerz hinleuchtete, während seine starken Arme sie langsam emporhoben.

III.

Er wußte ihr so viel Mut einzuflößen. Trat er ein, dann schien die Stube immer noch einmal so hell. So daß ihr oft war, als brächte er alles mit sich, was sie so schmerzlich entbehren mußte: den satten Goldglanz des Hochsommers, den duftigen Anhauch der Tannenwälder, die ihr so nah und doch so fern in die Stube sahen -- die Grüße all der Blumen, die jetzt verblühen würden, ohne daß sie auch nur eine brechen konnte. Und wenn er lachte . . . vergaß sie all ihre Qualen; unterdrückte oft einen Schmerzensschrei, bloß um sein Geplauder nicht zu stören. Denn er sprach gern und viel. Zumeist von seinen Patienten. Dabei immer mit dem tiefen, milden Verständnis des Arztes für alles Menschliche.

Als er ihr den ersten Gipsverband anlegte und die Sonne über das Haupt des vor ihr Knienden einen breiten Streifen hellen Lichtes legte, machte sie eine Entdeckung, die ihr vor Freude fast den Atem nahm. Er und sie hatten das gleiche Blond der Haare! Dieses dunkle, seidige Blond, in dem da und dort rötliche Fäden aufleuchten. Ob sie auch gut sah? Ohne daß er es merkte, zog sie leise ein paar Härchen aus ihren Flechten und hielt sie in den gleichen Sonnenstrahl hinein, der sein Haupt umspielte. Wahrhaftig!

240

Da sah er plötzlich zu ihr auf: „Hat das jetzt wehgetan?“

„Warum?“

„Weil Sie so tief aufgeatmet haben!“

„Nein, nein!“ Sie fühlte, wie sie errötete, und lehnte sich wieder in den Schatten zurück.

„Ob er es auch schon gemerkt hat?“ dachte sie. Und als sie abends nach langer Schlaflosigkeit zum erstenmal die Augen schloß, hauchte sie in selbigem Staunen noch einmal: „Wir haben die gleichen Haare!“ Sie schlief ein und träumte, daß sie ihm durch seinen Garten schritt. Durch den Garten, von dem er ihr schon so viel erzählt.

„Wenn Sie gesund sind und wieder gehen können, müssen Sie meinen Garten ansehen. Und die Zykamen und Alpenblumen, die ich selbst eingesetzt.“

„Pflegt die Ihre Frau?“ fragte sie und wußte selbst nicht, woher ihr plötzlich diese Neugierde kam.

Er sah sie an, lächelte. Mit einem Blick, der wie die Sonne über sie hinging. „Ich habe noch keine -- einstweilen“ ausklang. War er verlobt, oder -- ? Aber sein Blick hatte ihr ja etwas ganz anderes verraten.

Nach einer Woche nahm er ihr den ersten Gipsverband ab. Fühlte das Bein entlang. Wurde plötzlich sehr ernst: „Sie scheinen doch noch blutärmer zu sein, als ich annahm.“

„Warum?“

Diesmal blieb er ihr die Antwort schuldig. Griff bloß nach ihrem Finger und preßte die Spitze gegen den Nagel.

Es ist, wie ich sage." Er legte einen neuen Verband an.

„Völlige Bewegungslosigkeit, bitte."

Als er aber an diesem Tage von ihr ging, war ihr als hätte sich etwas in ihm von ihr gewandt. Ganz leise,

241

vielleicht ihm selbst kaum merklich, aber doch. Täuschte sie sich? Und dann . . . Woher kam ihr das Recht? Aber sie konnte nicht hindern, daß ihr plötzlich ein helles Frauenlachen zu ihr empor . . . Warm, sonnig wie der leuchtende Juliabend, der draußen langsam in Gold zerrann. Eine neue Stimme! dachte sie. Denn sie kannte schon alle, die vor ihren Fenstern lachten und schwatzten. Und mit einemmal kam ein Unbehagen über sie, von dem sie sich selbst keine Rechenschaft geben konnte. Ein Gefühl, das sich aus Neugierde mischte und der Qual, nicht auch da draußen so lachen und leuchten zu können, und -- und . . . ja, und auch aus Eifersucht!

„Ob sie so schön ist wie ihr Lachen?" dachte sie. „Und so hold wie dieser Tag?" Und dann: „Ob er sie bemerken wird?"

Am nächsten Morgen ließ sie sich vom Stubenmädchen von dem neuen Gast erzählen.

„Schön ist sie und jung, und sehr reich muß sie sein!"

„Und ihr -- Mann?" Sie fragte es leise, stockend.

„Der wär' schon zwei Jahre tot, hat die Gnädige gesagt. Aber mein Gott . . . Sie ist ja noch so jung! Da wird der zweite nicht lang auf sich warten lassen!"

Als das Mädchen draußen war, schloß sie langsam die Augen. „Jung -- schön -- reich!" hauchte sie leise vor sich hin. Und ihre Lippen begannen zu zucken. Ihre Seele schien plötzlich nichts mehr zu sehen als all den goldigen Glanz, der von diesem Weibe ausströmen mußte. Bis ihr die armen Augen übergingen . . . „Der zweite", dachte sie, „der zweite." O ja, sie blühte schon für ihn. Wie draußen die Fülle des Sommers für alle, die sie genießen konnten. Er brauchte nur noch zu kommen, dieser „Zweite". Wer so lachen konnte, gedachte keines Friedhofs mehr!

242

Ein Zufall fügte es, daß der junge Arzt diesmal zu einer frühen Nachmittagsstunde kam. Und er blieb länger als sonst und plauderte so unbefangen wie sonst. Lachte ihrer Tante das Nachmittagsschläfchen weg und ihr die eifersüchtige Sorge, die wie ein Alp auf dem jungen Herzen lag. So, daß sie zuletzt förmlich übermütig wurde und ihm selbst von der „anderen" zu erzählen begann.

„Einen neuen Gast haben wir auch bekommen!"

„Ah?" Er blies es in den Rauch seiner Zigarette hinein. Kühl, gleichgültig.

„Ja. Eine Witwe, die jung und reich und schön sein soll!"

„Zuviel auf einmal!" scherzte er, aber auch so nebenbei. Und als er ging, hielt seine Hand die ihre länger fest als sonst. Und der Blick, der gestern nur Sorge für sie gezeigt, bekam wieder den alten, warmen Glanz.

„Nur wieder gesund sein!" dachte sie, während sein elastischer Schritt draußen langsam verhallte. Und ihr junger Leib dehnte sich. Die ganze Seele schwoll ihr vor Sehnsucht. O, gesund sein und wieder so sein wie die anderen! Sie hatte immer einen so leichten, schwebenden Gang gehabt. Wie er sie wohl anschauen wird, wenn sie zum erstenmal mit den Krücken vor ihm herumhumpelt?

Mit den Krücken! Ihr war, als müsse sie aufschreien. Aber der Glanz seines Scheideblickes lag noch wie ein stiller Segen auf ihr. So wurden es nur Tränen . . . linde, scheue, in die das Glück hineinweinte.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Da kam er immer sehr früh. Aber während sie sonst seine Stimme schon sehr früh. Aber während sie sonst seine Stimme schon von unten heraufschallen hörte, wenn er grüßte oder Grüße zurückgab -- trat er heute so plötzlich ein, daß sie fast erschrak.

„Jetzt habe ich Sie gar nicht kommen gehört!"

243

„Weil ich von der anderen Seite hergestichelt bin und unten erst ein Glas Wein getrunken habe. Nun?"

Er rückte den Stuhl an ihr Lager und fragte nach dem und jenem. Aber sein Blick huschte wie verlegen an ihr vorüber. Und während er lachte und sprach und sprach, schien er zugleich hinzuzuhorchen. Wartete er auf jemand, oder -- ? Und plötzlich wußte sie es. Wußte es so bestimmt, als hätte ihr's das Schicksal selbst mit einem Hohnlachen ins Ohr geschrien: „Heute hat er sie zum erstenmal gesehen."

„Ob er von ihr sprechen wird?" dachte sie. Doch nein, er schwieg. Vielleicht war es doch anders. Und irgendeine Sorge verband ihn mit dem, was da draußen vorging.

„Ist es jetzt schön in Ihrem Garten?" fragte sie. Leise, wie erinnernd.

Er fuhr auf, sah sie an, fremd, fast erschrocken. „O, gewiß!" Und mit einer gleichsam ausweichenden Hast: „Und all die Zyklopen blühen jetzt und duften. Na, kommen Sie nur erst auf die Beine. Und da hinaus, dann sehen Sie meinen Garten so gut, als wären Sie drinnen!"

„Von hier aus?"

„Nein, nein . . . Ich meine, wenn Sie so weit sind, daß wir Sie im Rollstuhl auf den großen Altan fahren können. Der Altan sieht nach dem Strom hinaus. Gerade daneben liegt mein Garten."

„So nahe wohnen Sie?"

„Freilich!" Das lachte er ihr ins Gesicht wie einem staunenden Kinde: mit hochgezogenen Brauen und wichtiger Miene. Als er aber schied, vermißte sie den warmen Druck seiner Hand. Und nur ein Blick des Mitleides huschte über sie hin . . . zart, schonend.

„Nun sieht er erst meinen ganzen Jammer", dachte sie, „Seit er die andere gesehen hat!"

244

Und sie legte sich in die Kissen zurück und tat, als ob sie schlief. Nur nicht das Geleuchte dieses Tages sehen müssen -- dieses Tages, der nun doch gekommen . . .

Aber eine ganze Woche verging, und er sprach noch immer nicht von der anderen. Nur sein Händedruck wurde immer flüchtiger. Seine Besuche immer kürzer. Er hatte Eile, Eile, Eile . . . und so viele Patienten.

Vielleicht war es wirklich so.

IV.

„Morgen bekomm' ich meinen Rollstuhl!"

„Also, also!"

Was mit ihrem körperlichen Wohl und Wehe zusammenhing, erregte noch immer seine lebhafteste Anteilnahme.

„Wird man mich auf den Altan hinausbringen?" fragte sie schüchtern.

„Gewiß, gewiß! Und wenn die Heilung so weit fortgeschritten ist, daß Sie die ersten Gehversuche machen können, laß ich Sie sogar ins Freie hinabtragen. Sie müssen endlich Luft und Sonne haben. Und die Welt näher sehen als aus Stockhöhe.“

„O“, lächelte sie, ich wollte nur . . .“ Sie verstummte, sah wie hilfeschend um sich.

Da legte er die Hand weich auf ihre Rechte. „Nun?“

„Ihren Garten wollt' ich endlich sehen“, kam es leise zurück.

„Ja so!“ er lachte auf, und wie in plötzlicher Eile erhob er sich. „Also dann morgen! Ich werde selbst dabei sein, das heißt“ -- Er zögerte einen Augenblick wie jemand, der sich mit einem Male irgendeiner Angelegenheit entsinnt. „Ja. Es wird mir vielleicht erst am späten Nachmittag möglich sein. Aber meinen Garten werden Sie noch sehen

245

können von da oben. Und nun -- auf Widersehen!“ Und damit ging er.

Der Rollstuhl kam am nächsten Morgen, und vorsichtige Hände hoben sie langsam hinein. „Nun könnten wir dich ja gleich auf den Altan rollen?“ meinte die Tante.

Aber sie schüttelte bloß das Haupt. „Der Herr Doktor wollte dabei sein!“

„Und die schönen, sonnigen Stunden, die du unterdessen versäumtest? Das wollte mir schon gestern nicht eingehen.“

„Was?“

„Daß du so lange warten sollst.“

„Jetzt wär es wohl auch noch zu warm da draußen“, wehrte sie ab. Sie griff nach einem Buch und tat so, als ob sie lese. Aber jener Einwand hatte doch ein vages Mißtrauen in ihr geweckt. Warum sollte sie auch nicht früher hinaus? Wnn man sie ohne seine Assistenz in den Rollstuhl heben durfte? Das andere machte sich ja von selbst! Warum hielt er sie hier zurück? Hatte er wieder so viele Kranke zu besuchen, oder -- ? Da fuhr es wie ein Schlag durch ihren Leib. Und ein heftiges Glücksgefühl drängte ihr alles Blut nach dem Herzen. Törin, die sie war, darüber noch nachzugrübeln! Weil sie auch zum ersten Male in seinem Garten hinbsehen würde . . . Darum wollte er dabei sein!

Und das Buch glitt ihr in den Schoß. Das Haupt sank langsam in das weiche Kissen der eigenen Haare zurück. Ihre Augen schlossen sich, um nicht zur Verräterin all der Seligkeit zu werden, die nun aus ihnen leuchten mußte. Wie süß es jetzt war, zu warten!

Die ersten Mittagsstunden gingen vorüber; es wurde vier Uhr . . . fünf Uhr.

„Nun hätten wir auch den Kaffee draußen nehmen können“, seufzte die Tante, die das Stubenmädchen mit den Tassen erschien.

246

„Soll ich das Fräulein hinausrollen?“ fragte das Mädchen bereitwillig.

Sie schüttelte bloß das Haupt. „Bis der Herr Doktor kommt!“

„Der sitzt doch schon lange unten.“

Die Kranke fuhr zusammen, wollte etwas sagen, brachte aber kein Wort hervor.

„Unten?“ staunte die Tante.

„Ja“, kam es unbefangen zurück. „An dem Tisch der schönen Gnädigen. Sie trinken Kaffee. Aber wenn der Herr Doktor wüßte, daß die Herrschaften auf ihn warten? Er wollte der Dame bloß seinen Garten zeigen. Dann sind sie miteinander herübergekommen. Soll ich es ihm vielleicht sagen?“

„Bringen Sie mich -- hinaus!“ bat die Kranke plötzlich. Ihre Stimme klang scheinbar ruhig, und ruhig legte sie das Buch zur Seite, auf dem die gefalteten Hände wie in stummer Andacht so lange geruht.

„Aber ich kann es ja auch dem Herrn Doktor sagen?“
„Nein, nein!“ rief die Kranke jetzt heftig.
Die Tante schüttelte das Haupt: „DU hast doch zuweilen Launen, Christa!“
„Laß mir sie“, bat sie mit einem wunden Lächeln, „da ich schon sonst nichts habe.“

V.

„Dort unten sitzen die Herrschaften!“ sagte das Mädchen, als es den Rollstuhl zur Tür des Altans geschoben hatte.

„Bitt, rollen Sie mich nicht ganz vor.“

„Jetzt sag' mir bloß, warum?“

„Ich will ihn nicht erinnern . . . Und auch Sie sagen kein Wort, Marie. Der Herr Doktor wird schon selbst

247

kommen, wenn er -- wenn er es an der Zeit findet. So, und nun trinkst du deinen Kaffee, Tantchen, und ich --“

„Und du?“

„O -- ich schau' in den Garten da hinüber!“ Durch ihre Stimme ging ein leises Beben, wie sie das so vor sich hinsprach. Aber die andern merkten es nicht. Denn im selben Augenblick schlug von unten ein helles Lachen empor: warm, goldig . . .

„Sind recht lustig, die Herrschaften!“ kicherte das Mädchen, als es mit der alten Dame zurückging, um ihr den Kaffee zu servieren.

Und sie saß da: seit Wochen zum erstenmal an Gottes freier Luft -- an der Sonne, die sie immer so geliebt, den stummer Bergriesen gegenüber, denen die heimlichste Sehnsucht ihrer schwärmerischen Seele galt. Doch sie sah nichts von alledem. Mit geschlossenen Augen saß sie da und sog das Lachen in sich, das immer wieder von unten emporstieg, und den Klang der beiden Stimmen, die sich so weich fanden, so schmeichelnd ineinander übergangen -- so bedeutungsvoll zuweilen verstummten . . . als glitten ganze Lasten goldener Seligkeiten in die Abgründe dieses Schweigens hinein.

War es nicht auch so gewesen, als er an ihrem Lager saß . . . Damals, gleich in den ersten Tagen, und er mit seinen Blicken und seinen Worten ihre Seele nahm?

Doch wer weiß -- wer weiß! Sie hatte ihm ja schon so oft unrecht getan!

„Warum haben Sie jetzt plötzlich so ersnt dreingeschaut?“ fragte die schöne Frau.

„Weil ich doch endlich nach meiner Patientin sehen muß!“

„Ach ja, ich weiß. . . . Die arme Kleine, die sich das Bein gebrochen. Aber nun geht es ja schon besser, nicht?“

148

Heute hat man den Rollstuhl hinaufgetragen. Und wenn man noch so jung ist, da ist ein Beinbruch ein Ferienvergnügen.“

Er schwieg noch immer.

Wider jenes Lachen. „Oder -- Sie, Sie. Am Ende unterhalten Sie sich bloß mit mir, um desto ungestörter an Ihre Patientin zu denken? So jung bin ich allerdings nicht mehr. . . .“

„Aber Sie sind gesund und werden es immer bleiben!“ gab er ernst zurück.

„Sie wollen mir bloß ausweichen.“

„Ausweichen?“ fragte er schalkhaft. O, wie sie den Ton kannte! So hatte er auch mit ihr gesprochen -- einmal! Und diese Pause . . . in der sich die Blicke suchten und fanden und küßten. Sie brauchte es nicht zu sehen. War sie doch wissend geworden an diesen selben Blicken.

„Also -- Scherz beiseite?“

„Gott . . . ich hab' ja auch das Beste von dieser Jugend erwartet. Jugend ist Heilkraft. Aber diese Anämie! Ich hatte schon einmal eine solche Patientin. Wissen Sie, wie es ihr erging? Sie blieb ein Krüppel -- Zeit ihres Lebens.“

„Das ist möglich?“

„Wenn die Blutarmut so groß ist, daß sich kein Callus bilden kann --.“

„Was ist das?“

Nun lachte er auf. „Gott, soll ich Ihnen eine chirurgische Vorlesung halten? Ihnen, die Sie die Kraft und das Leben selbst sind? Und --“

Wieder diese Pausen. . . .

„Und?“

„Und die schönste Blume, die ich in meinem Garten haben möchte!“

249

Ein leichter Schlag, wie von einem Fächer.

„Das müssen Sie mir wo anders sagen. Nun gehen Sie aber zu der Armen hinauf. Daß es so etwas auch geben kann. . . .“

„Ach ja. Leider Gottes gibt es auch das!“

„Wenn mir das geschähe, ich wüßte schon, was ich täte.“

„Das sagen so viele“, entgegnete er langsam, „und so wenige tun es.“

„Nicht sterben und auch nicht leben können“, seufzte die schöne Frau. „Wenigstens nicht mehr wie die andern. . . . Eine Jugend im Rollstuh! Das würde ich nicht ertragen -- nein, ich wüßte schon, wohin ich ginge!“

„Wohin Sie hingehören, dahin gehen Sie jetzt!“ sprach er mit Leidenschaft.

„Und wohin gehöre ich?“ lachte sie kokett auf.

„In den Garten des Lebens. Zu den Blumen und an die Sonne!“

Wie er das sagte. . . . Ein Dolchstich wäre barmherziger gewesen.

VI.

Als er nach jenem Gespräch heraufkam und sie auf dem Altan fand, erschrak er, und ein flüchtiges Rot trat in seine Wangen. „Sie sind schon -- lange da?“

Tante Berta wollte antworten. Da winkte sie ihr mit den Augen. „Gerade hat mich Tantchen herausgerollt. Sie fand, es würde sonst zu spät werden.“

„Sie entschuldigen. Ich hatte einen Gast.“

Sie sagte nichts, sah bloß nach seinem Garten hinüber.

„Nun haben Sie den auch gesehen“, meinte er mit einer leichten Verlegenheit im Ton.

Sie nickte ohne ihn anzusehen.

„Nun, und -- ?“ forschte er. „Sie müssen nämlich wissen, daß ich ein eitler Gärtner bin.“

250

„O, er ist ja sehr schön“, lächelte sie mit zuckenden Lippen. „Nur . . .!“

„Nur?“

Langsam kehrte sie das Haupt ab, und wie träumend sagte sie: „Ich habe ihn mir bloß etwas anders vorgestellt.“

„Und das enttäuscht Sie jetzt?“

„Es ist nicht mein Garten!“ sprach sie leise in den Abend hinein. Nach einigen flüchtigen Scherzen war er gegangen.

Und nun war es Nacht. Nacht und wieder Vollmond wie damals, als er sie heraufgetragen hatte und mit seinen starken Armen in die Kissen gehoben . . . in diese selben Kissen!

Damals hatte noch ihre Jugend zu ihm gesprochen, ihre Jugend, von der er sich so viel erwartet. Nun war sie nur mehr ein Krüppel für ihn. Der „zweite Fall“ in seiner Praxis. Und wenn es nicht so war? Wenn er morgen den Verband abnahm und sie doch vielleicht geheilt fand? Mit den Krücken würde sie vor ihm herhumpeln. Und er würde dabei an die andere denken, die so elastisch dahinschritt. So schön und leicht zwischen den Blumenbeeten seines Gartens dahingewandelt war. Des Gartens, in dem er einmal sie an seiner Seite gesehen.

Nun duftete eine andere Blume dort für ihn. Eine, die immer blühen und immer leuchten würde. Nicht so hinwelken wie sie. Zu gesund, um zu sterben. Zu elend, um so leben zu können wie die anderen. Das hatte er doch gemeint, nicht? Und die andere hatte sie bedauert. Wie alle anderen sie hinfort bedauern würden. Alle, die gesund waren und blühten. Bedauern, bedauern, bedauern, wie Bettler, denen man im Vorübergehen eine Münze schenkt. Und die Bettler sehen nach, wie alles, was das Leben schön macht, an ihnen vorübergeht. Die Reichen und die Gesunden und die Frohen und die -- Liebenden. Alles . . .

251

Nein, es würde nie ihr Garten sein. Warum überkam sie plötzlich diese Sehnsucht, ihn noch einmal zu sehen? Jetzt, mitten in der Nacht . . . still und mondbeglänzt, wie er da unten liegen würde und heraufatmen mit all den Blumen, die seine Hand gepflanzt.

Langsam richtete sie sich in den Kissen auf. Horchte nach der Tante hinüber. . . . Nein, die rührte sich nicht. Schliefe ihren gesunden Schlaf vor Mitternacht. Und draußen sang die Nacht in den Zweigen. . . . Dufteten die Blumen. Wie damals, als er sie heraufgetragen. Eine wilde, schluchzende Sehnsucht überkam sie. Hinaus, hinaus! Und dort standen ja schon die Krücken für den -- Krüppel! Wie lange sie die wohl brauchen würde? Sein Garten mußte es ihr sagen.

Vorsichtig erhob sie sich, rutschte an den Rand des Bettes. Setzte erst das gesunde Bein auf die Erde, langte nach den Krücken, richtete sich daran auf. . . . Nun vorwärts! Sie hing ja noch im „Steigbügel!“ mit dem kranken Bein, trat also nicht auf, und doch!

Wie mühselig das nur vorwärts ging. Wie jeder Schritt zur Qual wurde. Nicht anders, als ginge sie über Messer dahin. Aber bald empfand sie auch das nicht mehr. Hinaus! Hinaus! Der traurigen Stimme nach, die sie so geheimnisvoll lockte und anrief. Der Stimme ihrer toten Liebe.

Einmal fuhr sie zusammen, hielt den Atem an. Aber nein, es war nichts. Die alte Frau hatte nur wie im Traum vor sich hingemurmelt. . . .

Und endlich stand sie auf dem Altan. Ihr weißes Nachtgewand flog hinter ihr im Sommerwind. Bleich lag der Mond auf der geisterhaften Blässe ihres Antlitzes, in dem nichts mehr lebendig schien als die großen, todtraurigen Kinderaugen.

Und da unten lag der Garten. Sein Garten!

252

Die Nacht schien von den Zyklopen zu duften, die er gepflanzt, mit der Rechten, deren Druck ihr noch im Blut fieberte. Und das weiße Licht des Mondes irrte über hundert andere Blumen und Knospen hin, die sich schlossen und öffneten und ihre Bestimmung erfüllten, gesund, frohselig, unbewußt.

Ob er hinter den Scheiben wachte, die dort so hell in die Nacht hineinsahen? O, gewiß machte er heute und dachte jener Blume . . . jener schönsten und letzten Blume, die er für einen Garten haben wollte.

Und dieser ganze Garten duftete seiner Herrin entgegen -- lockend, rufend, betäubend. Der herrlichen Blume „Weib“, die ganz Gesundheit und Schönheit war.

Warum stand sie noch da und sah dort hinüber?

Wie von einem Schwindel ergriffen, schloß sie die Augen . . . leise sprach sie: „Das ist der Garten des Lebens!“

Und da . . . nein, da drinnen blühte auch nicht eine Blume mehr für sie!

Ja, warum stand sie denn noch immer da?

Mühsam hinkte sie nach der anderen Seite des Altans. Der hing über einen kleinen Fels hinaus, der jäh nach dem Strome abfiel. Nach dem Strom, der so dunkel wie die Gedanken ihrer Seele. Und ein tiefes Schlummerlied zu singen schien -- für alle, die sich von ihm einsingen lassen wollten.

Da hinein gehörten die -- „Krüppel“!

Und mit einem letzten Wehton des Schmerzes schob sie sich mühsam die Brüstung empor. . . . Nur Geduld! Bald würde sie auch das nicht mehr spüren. Und sachte, sachte ließ sie Griff um Griff fahren und Halt um Halt. . . .

Ein Schatten flog über den mondhellen Fels. Dann gluckste es in den Wogen. Wie mit einem dumpfen Geschluchz nahm der Tod sie auf.

Sommerfrische.

Das ist nun wieder eine Weile her . . . über dreißig Jahre. Von denen, die es erlebten, deckt die meisten der Rasen. Die Glücklichen, die damals ihren Frühling hatten, weht schon leise der Herbst an. Und doch bin ich überzeugt, daß es da draußen noch heute so ist wie damals. In unserem lieben Vaterland ändert sich ja so wenig. Dreißig Jahre geh'n am Wohl und Weh der Menschen vorüber, ohne daß etwas vom Fleck käme. Was soll sich da in einer Sommerfrische ändern? Bloß die Gäste wechseln. Und die Generationen kommen und -- geh'n auch vorüber. Für alles anderes hat man das schöne Wort „Schwamm drüber!“ Ich weiß nicht, ob dieses Wort hierzulande geprägt wurde. Aber daß unsere Heimat der beste Boden für diesen „Schwamm“ ist, daran zweifelt wohl niemand.

Das war also in . . ., nein, ich will den Namen des Ortes doch lieber nicht nennen. Obwohl mir dies „es war“ bereits ein historisches Recht liehe. Da ich aber der festen Überzeugung bin, daß sich alles, was man in einer Sommerfrische erlebt, heute oder morgen genau so wiederholen kann, tut der Name wirklich und Büsche, die für solch eine sommerliche Narrensposse notwendig sind, finden sich ja überall. Hat man es einmal weg, mit wie wenig Thyphen die Natur arbeitet, und mit welch armseligen Toren der

254

liebe Gott sich und seine Geschöpfe unterhält, dann wundert man sich nur noch über eines: über die vielen Namen und Worte, die man erfunden, um so wenig auseinanderzuhalten. Aber es soll wohl besser ausschau'n dadurch.

Das war also dicht bei Wien, in einem Gasthof, wo alljährlich so und so viele „möblierte Zimmer“ an Sommergäste vermietet wurden. Unter der berechtigten Voraussetzung, daß diese guten Leute auch so und so viel „verehren“. Der Wirt kam auf seine Rechnung. Wie schlaue aber die Gäste anstellten, für ihr Geld nichts als Spott und Ärger und Zorn und Hader einzuhalndeln, das ist eines der lustigsten Kapitel der Nationalökonomie, das ich jemals studiert, und das man wohl auch heute noch in jeder Sommerfrische studieren kann. Vorausgesetzt, daß man sein Lehrgeld schon bezahlt hat.

Recht bunte Sommervögel waren es, die damals dort draußen saßen. Aus allen Bezirken Wiens zugeflogen und zugleich eine Art Völkerkarte unseres lieben Österreich. Sogar ein zugereister Grieche war da, dem das rote Fez gar malerisch auf den schwarzen Locken saß, natürlich schief. Aber der flatterte bloß jeden Sonntag seinem Täubchen zu, das halb verschämt, halb glückstrahlend diese illegitime Wonne genoß, von der Wirtin in die hinterste Stube verbannt, von allen Frauen gemieden und -- beneidet. Hatten Wirt und Kellner einen Auftrag, seinen Namen nicht zu nennen, oder stolperten ihre Zungen wirklich immer über die zwei ersten Silben? Er klan in „iates“ aus. Mehr bekam man nie zu hören. Natürlich munkelten die Damen sogleich von einem hochgestellten Diplomaten. Und zwei nicht ganz einwandfreie Kaufleute zerbrachen sich beim sonntäglichen Kegelspiel die Köpfe, ob der Grieche die Köngie betrüge oder bloß die anderen gemeinen Leute wie sie.

255

Von echt schwäbischer Gemächlichkeit war ein anderes Genist. Gatte und Gattin zwei hundertpfündige Marienbader, die jeden Tag das Beste aus der Speisekarte herausuchten und dann breit kauend dasaßen, immer noch etwas im Munde. Beim Manne schien dieses unausgesetzte Kauen ein psychologischer Kniff zu sein denn seine Gattin war stocktaub und ein längeres Gespräch mit ihr ebenso anstrengend als unangenehm. Brachte sie doch selbst die diskreten Angelegenheiten so laut vor, daß man noch drei Tische weiter jedes Wort verstand.

Und da ihr zudem auch das choleriche Wesen der Tauben eigen war, wich man ihr und dem großen Stock, an dem sie sich fortbewegte, mit einer Art scheuer Ehrfurcht aus. Ein alter Pintsch, „Männele“ genannt, folgte knurrend ihren Spuren und bekam von all den guten Bissen, die das Ehepaar verzehrte, sein redlich Teil. Bei Tische saß „Männele“ auf einem Stuhl. Und wie sich nur ein Lüftchen erhob, mußte ihm ein Halstuch umgebunden werden. Daß er als gesitteter Hund auch eine Serviette besaß, verstand sich von selbst. Übrigens schien Männele im vorhinein überzeugt, daß seine Herrin immer recht haben müsse. Und wagte der geduldige Gatte nur eine etwas lebhaftere Entgegnung, begann Männele sofort zu knurren. Natürlich nach der Seite der Gatten hin.

Am nächsten Tisch speiste die reich mit Kindern gesegnete Familie eines Kaufmannes, der sich eben von seinem ersten Konkurs erholte. Der Mann war mit einer leberleidenden Schwiegermutter behaftet, die alles besaß, was er -- verloren hatte, sich dabei aber nie satt aß und immer mit rotgeweinten Augen bei Tisch erschien. Auch sonst war sie die Geduld selbst und sagte nie mehr als „ja, ja“ und „nein, nein“. Als fürchte sie jeden Augenblick, beschwören zu müssen, daß sie auch wirklich immer die Besitzerin dieses

256

Vermögens gewesen. Tochter und Schwiegersohn nahmen es leichter. . . .

Ihnen gegenüber saß eine Witwe mit Sohn und Tochter. Das junge Mädchen machte Verse, trug hochaufgestellte „Rubenshüte“ und ließ die braunen Locken lang nach hinten flattern. Der Teufel weiß, warum sie nie ausgehen konnte, ohne sich mit einer schwarzen Mappe zu schleppen, die ihre sämtlichen Gedichte barg. Heute lacht sie hoffentlich so herzlich darüber wie -- na, wie ich. . . .

Die übrigen Tische hielten meist jene Damen besetzt, die sich allsommerlich von der Plage ihrer Männer erholen müssen. In dem Bewußtsein, alles wohl geklopft und eingekampft zurückgelassen zu haben, gaben sie sich für einige Wochen dem Hochgefühl hin, das die tägliche Kontrolle der Moral des lieben Nächsten einzuflößen scheint. Sie strickten Strümpfe, lasen Hermine Frankenstein, schrieben gegenseitig ihre Kochrezepte ab und gaben das Geld ihrer Männer so sorglos aus, als wär' es ihnen ein leichtes, jeden Tag noch einmal so viel zu verdienen. Die junge Poetin, deren Mutter mit ihr die gute Absicht aller Mütter hatte, sah sich diese Kolonie glücklich unter die Haube Gebrachter eine Weile aufmerksam an. Dann kam ihr der tückische Einfall, einen literarischen Zankapfel in all dies faule Glück zu werfen. Der Apfel hieß „Nora“ und wirkte so gründlich, daß die nichtsahnenden Gatten, die jeden Samstag voll Schweiß und legitimer Zärtlichkeit aus dem Omnibus krochen, plötzlich lauter unverständene Frauen fanden. Die Folge war ein Gezänk, das sich einen ganzen Sonntag von Tür zu Tür spann. Aber Ibsen siegte Nächsten Samstag lasen ihn auch die Männer.

Solange als dies Frauen überhaupt möglich ist, hatten sich die sommerlichen Nachbarinnen bloß höflich begrüßt, schweigend gemustert und heimlich beneidet oder ausgelacht.

257

Aber langsam brach auch dieses Eis. Und zuletzt arbeiteten sie in schönster Eintracht an dem biographischen Lexikon, das in jeder Sommerfrische zustande kommt.

Dann geschah, was auch in jeder Sommerfrische geschieht: Jede und jeder wurde über Nacht noch einmal so viel, als sie in Wirklichkeit waren. Die taube Schwäbin ernannte ihren ahnungslosen Gatten zum österreichischen Generalkonsul in Kostantinopel. Natürlich war er jetzt in Pension. Warum aber hatte der Arme dieses Ehrenamt niederlegen müssen? Weil der

Großherr auf sein eheliches Weib „e Auge geworfe. Der verflickschte Sultan, gelt? rum sind mer au fort von der Türkei".

Die Zuhörerinnen machten dumme Augen, und der Ärger, so genasführt zu werden, stand jeder im Gesichte geschrieben. Aber -- man konnte sich ja revanchieren. Und bald stand die Wirklichkeit hier ebenso auf dem Kopf wie in jedem anderen schlechten Roman. Als die Kapitel Liebe, Ehe, Moral, Kochrezepte und Kinderverziehung erledigt waren, kam man auf die Nerven und den Frauenarzt. Dabei wurde jede noch einmal so krank und immer nervöser als die andere. Es war Zeit, daß etwas geschah.

Und es geschah.

Eines Tages erschien ein zierliches Männchen in dem Garten. Nahm ein Gabelfrühstück, ließ sich ein „feine Marke" servieren und erzählte dabei seinem Begleiter -- so ganz nebenher -- von seinen Bildern, seinen Kunstresin, den Potentaten, deren Porträts er gemalt, den jungen Prinzessinnen, die ihm die Liebe erklärt, darunter eine polnische Fürstin . . . „blond, üppig, ein L . . . , aber ah!" Er küßte noch im Nachgeschmack seine Fingerspitzen.

Das zierliche Männchen war also „jemand". Sogar jemand sehr „Berühmter". Und da tat es nichts, daß der berühmte Mann schon seine Sechzig oben haben mußte.

258

Berühmte Männer sind immer interessant. Und das engherzigste Weibchen hat wenigstens einmal in seinem Leben den ehrgeizigen Wunsch, von einem berühmten Mann geliebt zu werden. Und um ihn saßen so und so viele, auch beim Frühstück. Sahen und hörten und bedachten bei sich, wie lange sie schon Strümpfe strickten und mit den Mägden zankten und in Lieb' und Treue einen Gatten umarmten, der jeden Abend schwitzend heimkehrte und so gar nichts Romantisches an sich und hinter sich hatte. Und nun erschien einer, dem Prinzessinnen die Liebe erklärten. . . .

Sein Schnurrbart war wohl schon grau, aber ein Schnurrbart war es doch. . . . Einen „Künstlerhut" trug er auch. Und die zwei blauen Augen blitzten, nein funkelten, daß einem bange werden konnte. Und mit welcher Ehrfurcht sein Begleiter ihn behandelte! Nur zuhörte und kein Wort sprach. Dabei sorgfältig Gläser und Teller fortschob, wenn der „berühmte Mann" imm Eifer gar zu heftig mit den Armen um sich fuhr! War er nicht selbst ein Fürst, wie er sich gab und sprach, und andere voll Ehrfurcht aufhorchten und ihm dienten? Ein Fürst des Ruhmes und des Lebens gewiß!

Und ein Strickstrumpf nach dem anderen glitt in den Schoß der Schönen. Bis jede nur still aufhorchte und ihm zu dienen wünschte. Und die blauen Funkelaugen gingen von einer zur anderen.

Als er sich erhob, um fortzugehen, grüßte er alle und -- jede. Wenigstens war jede überzeugt, daß dieser Gruß nur ihr gegolten habe. Aber Welch ein Kavalier, der so grüßen konnte! Wie in einer Erstarrung blieben alle zurück. Selbst die junge Versemacherin, die abseits in einer Laube weilte und gleichfalls jedes Wort gehört hatte. Nur daß ihr nicht jedes gefallen wollte. Sie hatte sich die berühmten Männer bisher anders vorgestellt.

259

Nun war aber eine da, die von all dem nichts gehört hatte, aber doch mit den Augen zu viel erspäht, um ruhig einmal so neugierig sind, setzte sie sofort ihren Stock in Bewegung, um eine Auskunft zu erlangen. „Was hätt' denn der da wolle, hä?" Die junge Frau, an deren Tisch sie herangetreten war, erteilte ihr die gewünschte Auskunft, eine andere mengte sich ins Gespräch. Bald scholl es von allen Tischen herüber. Voll Bewunderung, scheinbarer Ehrfurcht und

versteckter Erregung. „Und wie sie sich alles gemerkt haben!“ dachte das junge Mädchen in der Laube.

Am nächsten Tag geschah etwas Außerordentliches: der berühmte Mann erschien wieder, aber -- allein! Und wie auf Verabredung waren auch all die Frauen zu Hause geblieben. Die eine ein Unwohlsein vorschützend, die andere eine Arbeit. Jede innerlich wütend, daß die anderen geradeso schlaue gewesen. „Heut' zittert die Luft!“ dachte das junge Mädchen und flüchtete mit der Mappe in die Laube. Es war die rechte Nervenschwüle.

Da kam er . . . kam allein. Grüßte wieder alle und -- jede. Und alle hoben und senkten die Augen. Dann hörte man eine Weile nichts als das leise Klirren der Stricknadeln. Mit solcher Inbrunst waren die Socken der Gatten wohl nie behandelt worden.

„Was nun geschah'n wird?“ dachte wohl jede. Zunächst bestellte der berühmte Mann nur ein Hirn mit Ei. Aber seine Gedanken waren gewiß nicht bei diesem Hirn. „Warum er nur die Augen so rollt?“ staunte das junge Mädchen in der Laube. Die anderen schienen es besser zu wissen. Da und dort errötete eine. Aber noch blieb es still.

Endlich kam das Hirn. Der berühmte Mann begann zu essen. Seine Augen aber gingen wieder von einer zur

260

anderen. Blitzend, funkelnd . . . wie gestern. Aß dieser Mensch wirklich ein Hirn mit Ei? Schönheit aß er, das war's! Und wieder fiel jeder der schweißtriefende Gatte ein, der jeden Samstag aus dem Omnibus kroch. Pustend und o, wie hungrig! Plötzlich ließ der berühmte Mann die Serviette fallen. Ganz von ungefähr geschah's. Aber sofort war ein halbes Dutzend schöner Hände bereit, sie ihm zu reichen. So gut hatte ein Dutzend schöner Augen aufgepaßt.

„Danke, danke. Sie beschämen mich, meine Damen!“

Das Eis war gebrochen. Und weil es ein Vorgang war, den auch eine Taube versteh'n konnte, nahm die „Leidenschaft des Sultans“ als Doyenne das Wort. „Lasse Sie die nur mache. Se wisset Schon, für wen sie's mache!“

„O?“ staunte der Berühmte, als hätte er nie ein Wort über sich gesprochen.

„Geh', geh', wen wolle Sie denn hintersch Licht führe?“ lachte die Schwäbin gemächlich. „Mer wisse ja doch, was mer wisse, gelt? Ja, â€s ischt e Sach!“ Und kichernd, blinzend, verschämt nickend stimmte die ganze die ganze Runde bei. Wieder rollten die blauen Funkelaugen von einer zur anderen. Dann schlang der berühmte Mann das halbe Ei hinab. Und während er sich pustend den Bart wischte, sprach er mit einem wahren Feldherrnblick: „Seh'n Sie, meine Damen, das war immer meine Atmosphäre: die -- die Weiber!“

„Hä?“ machte die Schwäbin und hielt ihm das Ohr hin. Er starrte sie eine Weile an, wie jemand, der auch nicht versteht. Dann kicherte er ihr ins Gesicht und schnitt eine Grimasse. „Wie seltsam der lacht!“ wunderte sich das Mädchen in der Laube. Aber die anderen mußten auch hda wieder anders verstanden haben. Denn sie kicherten mit. Und die Taube meinte mit einer etwas

261

verjährt Gänse: „O Sie Schäker! Sie mache des ja grad wie der Sultan Murad!“

„Den hab' ich porträtiert!“ rief er voll Selbstbewußtsein. Die Frauen sah'n sich bloß an . . .
„Muß der berühmt sein!“

„E sche[u]er Mann, hä?“

„Und erst seine Weiber!“ wieherte der Berühmte.

„Gelt? Und der hat mich habe wolle. Ja, â€s ischt e Sach!“

„War er da schon verrückt?“ fragte der Berühmte.

„Hä?“

„Ob er damals schon verrückt war?“ schrie ihr boshafte Nachbarin ins Ohr, bis es verdroß, daß die Alte das Gespräch an sich riß. Aber die Taube verstand wieder nicht. Oder tat sie bloß so? Für den Augenblick war es jedenfalls das Beste.

So gab ein Wort das andere. Und als der berühmte Mann sich endlich erhob, hatte er „sämtliche Damen“

Ingeladen, am nächsten Morgen mit ihm in der Meierei zu frühstücken.

„Hä?“ rief die Schwäbin, die wieder einmal nicht verstanden hatte. Aber diesmal sagte ihr keine, worum es sich handle. Das fehlte noch, daß die Alte auch mitging.

„Und wo sollen wir Sie erwarten, Herr Professor?“ fragte die junge Frau, die immer allein saß.

„Wo?“ Er dachte eine Weile nach. „Am besten in der Meierei. Da komm' ich über die ‚Grasbauerleiten‘ herauf!“

„Über diesen mühsamen Weg?“

„Ich wohne gleich unten. Da ist der nächste.“

Die Damen sah'n sich an. . . . „Welch ein Mann!“ Wenn sie das ihren um so viel jüngeren Gatten zugemutet hätten: diesen Weg über die „Grasbauerleiten“! Und

262

der berühmte Mann ging hin, ihnen zuliebe. „Nein, mir zuliebe!“ dachte jede für sich. War das nicht Romantik?

Noch dazu in den Hundstagen!

Und der ersehnte Tag brach an. Nach einer schlaflosen Nacht für jede. Denn jede fühlte, daß sie morgen vor dem großen „Entweder -- oder“ stand. Aber auch die junge Versemacherin wurde neugierig. Und war sie auch nicht eingeladen worden, so viel Taschengeld besaß man schon gottlob, um sich in der Meierei ein Glas Milch geben zu lassen. Und dann aus irgendeinem Winkel heraus mit der frühreifen Neugierde des literarischen Backfisches den Roman zu verfolgen, der sich da oben entspann. Man verbarg ihr ja noch immer so viel! Sagte alles nur halb. Was nützte ihr eine ganze Mappe voll richtig skandierter Liebesgedichte, wenn sie nie darauf kam, was eigentlich dahinter steckte? Da war es schon wert, der tieferen Ergründung dieses Geheimnisses ein Glas saurer Milch zu opfern.

Natürlich brachen die Geladenen zugleich auf, und selbstverständlich waren sie lange vor der vereinbarten Stunde am Platz. Dann lehnten sie sich über das moosbewachsene Mäuerchen des Gartens und spähten hinab, zur „Grasbauerleiten“.

Richtig krabbelte nach einer Weile das ganze Bündel Berühmtheit herauf. Und wenn der illustre Mann dabei auch mehr kroch als ging und die versammelten Schönen mehr von seiner Rückseite zu sehen bekamen als von seinem Antlitz -- ihre Erwartungen waren so hochgemut und hochgespannt, daß es auch nicht einer in den Sinn kam, darüber nachzudenken, wie seltsam die Kaprice des Alten doch sei, gerade über die „Grasbauerleiten“ heraufzuklettern! -- Plötzlich stieß eine der Damen einen Schrei aus. Die anderen sahen und schrien auch: von oben sprang ein Trupp übermütigen Jungviehs herab -- gerade dem

263

berühmten Mann entgegen. . . . „Herr Professor, um Gottes willen, geben Sie acht!“

„Ein junger Stier ist auch dabei!“ jammerte eine andere. Kurz, es war ein Augenblick zum Ohnmächtigwerden. Was aber tat der große Mann? Ja, das wäre wieder nicht jedem eingefallen! Er kniete mitten auf dem Rasen nieder, öffnete ein mächtiges Paraplui und hielt es wie einen Schild dem Jungvieh entgegen. Dabei gab er die wunderlichsten Grunzlaute von sich.

„Originell, wie?“ staunte eine der Damen.

„Genial!“ überbot sie die andere. Ob das Jungvieh derselben Meinung war, konnte man leider nicht erfahren. Tatsache war, daß der junge Stier eine Weile ganz verblüfft dastand und dann mit einem jähen Satz zur Seite sprang. Etwas schien ihm entschieden nicht geheuer.

Wie ein Fürst, der einem ruchlosen Attentat entkommen, wurde der große Mann begrüßt und empfangen. Dann setzte man sich in heiterster Stimmung zum Kaffee. . . . Wenn nur mehr Leute dagewesen wären, die einen beneidet hätten. Der versemachende „Fratz“ zählte nicht. Das Mädchen, das den Kaffee servierte, schnitt zwar ein seltsames Gesicht. Aber diese Leute gehörten eben auch zum Jungvieh. Und irgendeine Ahnung mußte sie doch auch haben, wer da seinen Kaffee trank. Wäre sie sonst in einem so weiten Bogen gerade immer an seinen Stuhl vorbeigeschlichen? So ging der Morgen in gehobener Stimmung hin, und als es zum Aufbruch kam, erklärte der „Professor“, die Damen begleiten zu wollen. „Nun müssen wir aber doch endlich wissen, wie unser Ritter heißt?“ lachte die Jüngste kokett. Richtig, daran hatte noch keine gedacht! Und er war doch so berühmt.

„Zur Strafe für diese Neugierde müssen Sie mir Ihrem Arm geben!“ wich der große Mann aus. Fünf neidige

264

Augenpaare funkelten die Bevorzugte an. „Aber wir dürfen doch mitgehen, Herr Professor?“

„Nachehen dürfen Sie. Und sooft ich winke, kommt eine andre hervor und gibt mir den Arm. So macht man es in der Türkei. Und Sie werden seh'n, meine Damen, daß es sich lohnt, mir den Arm zu geben!“

Als man vor dem Gasthaus ankam, zog eben die Sechste mit leichtem Erröten ihren Arm aus dem des berühmten Mannes. Aber all zwölf Augen strahlten. Und alle sechs Köpfe hatten nur einen Gedanken: „Was hat er wohl mit den anderen gesprochen?“

Ach! Und alle sechs Jüngling konnten nicht schweigen. . . . So kam es gleich beim Mittagessen heraus.

„Sagen Sie nichts weiter“, zischelte die Älteste mit einem Blick satter Genugtuung ihrer Nachbarin zu. „Aber -- wissen Sie was? Der Professor hat mir ein Bild versprochen. Es soll zehntausend Gulden wert sein. . . .“

„Meines ist zwanzigtausend wert!“ kam es überlegen zurück. Und so laut, daß auch die anderen es hörten -- hören mußten!“

„Meines dreißigtausend!“ scholl es vom nächsten Tisch herüber.

„Meines wollte der Zar kaufen!“ überbot die Vierte.

„Hat er Ihnen am Ende auch eines versprochen?“ fiel man über die Fünfte her.

„Und Ihnen?“ Es war die Jüngste. Aber die lächelte bloß -- stolz, unnahbar, fast visionär. Und fünf Köpfe hatten zur selben Zeit den gleichen Gedanken: „Ihr hat er die Liebe erklärt!“

In diesem Augenblick erschien eine ältliche Dame in dem Garten. Mit ihr das Mädchen aus der Meierei. Und nachdem beide eine Weile herumgspäht hatten, trat die Dame gerade an diejenige heran, die noch immer nicht reden

265

wollte. „Die Damen entschuldigen“, begann sie, „aber ich höre, daß Sie heute in Gesellschaft meines armen Papas gesehen wurden. Und da er uns in aller Morgenfrühe davongegangen und noch immer nicht zurückgekommen ist, dacht' ich, daß eine der Damen mir vielleicht einen Aufschluß geben könne. . . .“

Tiefes, betroffenes, tödliches Schweigen.

„Papa ist nämlich geisteskrank“, fuhr die Fremde leiser fort. „Er hat zwar einen Wärter. Und nachts ist das Haustor immer verschlossen. Aber wer konnte denn annehmen“, setzte sie wie entschuldigend hinzu, „daß der alte Mann von rückwärts entweichen würde. In aller Morgenfrühe . . . über die ‚Grasbauerleiten‘!“

Die „Grasbauerleiten“! Da war es heraußen, das tödliche Stichwort, und traf sechs Herzen zugleich. Nur die, der ein alter Narr die Liebe erklärt hatte, wollte noch immer nicht klein begeben. Erschien sie doch, wenn man es recht bedachte, als die Lächerlichste von allen. Und mit einem Blick gut gespielten Unglaubens erwiderte sie:

Wenn Sie den berühmten Maler meinen . . .“

„Ach, Maler!“ kam es mit einem wehmütigen Lächeln zurück. „Papa hat nie in seinem Leben einen Pinsel in Händen gehabt. Das sind bloß fixe Ideen, auf die man eben eingeht zu Hause, wenn er nicht toben soll. . . . Aber wenn die Damen nicht wissen, wo er ist -- oder es nicht wissen wollen -- muß ich mich eben an die Polizei wenden.“

Sie hatte noch nicht zu Ende gesprochen, als der Wirt mit einem Manne erschien, der, ohne die Gäste zu beachten, schnurstracks auf die fremde Dame losging. „Mir ham'n schon, gnä' Frau!“

Der Mann war zwar barhaupt und in Hemdärmeln. Aber wie er so dastand: Allen sichtbar . . . ja, es war

266

kein Zweifel mehr, daß der Wärter von heute und der ehrfürchtige Begleiter des berühmten Mannes von vorgestern sich zum Verwechseln -- ähnlich sahen! Ohne ein weiteres Wort verließ die Dame mit ihrer Begleitung wieder den Garten.

Noch starrten die sechs Enttäuschten wie aus dem Himmel gefallen vor sich hin, als bereites ein neues Gewitter heraufzog: die taube Schwäbin, die man um die Einladugn betrogen hatte. Weil sie alles immer zu spät erfuhr, hatte sie von der neuesten Wendung der Dinge keine Ahnung. Wußte nur, daß die Sechs mit dem berühmten Mann gefrühstückt und sie zu Hause gelassen hatten. Sie, die das Eis gebrochen! Grüngelb gingen ihre zornigen Schwabenaugen eine ganze Meile zwischen den Verblüfften hin und her, deren starres Schweigen sie als Schuldgefühl deutete. Dann stemmte sie beide Arme in die Seite. Und unbekümmert, wer und wie viele sie noch hörten, schrie sie: „Leut' nasführe, ja. . . Rumkalsfaktern und lieb' Kind mache. Aber I mießt's Teufels sei, wenn I de Brohde nit schmecke dät! Und Se wellet Eh'weiber sein? Ja, â€s ischt e Sach!“

Kein Laut, keine Antwort. In Verachtung und schweigendem Grimm ging wieder einmal ein Kapitel sommerlicher Frauenfreundschaft unter, das so schön und hoffnungsvoll begonnen hatte.

Leider fügte es ein schlimmer Zufall, daß in diesem Augenblick gerade die junge Poetin vorüberging. Mit hochgestelltem Rubenshut und langhinflatternden Locken, die Mappe unter dem Arm. Und da die rasende Schwäbin auch sie für eine der Verschwörerinnen hielt und sie zudem die Jüngste war, goß sie die volle Schale ihres Zornes über die Unschuldige aus. „Und de -- luget de an! Ischt noch e Fratz und braut schon drui Bier aus einem Malz.“

267

No, was luegscht? Hoscht du noch koan Schwoabe g'seah? Da -- der ghairt for die!“

Und plumps -- warf sie ihr den Stock nach. . . .

Poeten sind empfindliche Seelen und nehmen sich von klein auf mehr zu Herzen, als notwendig ist. Und so weinte auch das junge Mädchen damals ein paar heiße, überflüssige Tränen. Als aber die Nacht und die Bäume so ganz leis' und heimlich zum Fenster hineinraunten

und der gute Genius aller Poeten die tollen Bilder des Tages mit seinem Zauberstab berührte -- da setzt sich die junge Mappenträgerin plötzlich in ihrem Bette auf und lachte und lachte, wie sie seither vielleicht nicht wieder gelacht hat.

Ja, so lange man noch jung ist und Rubenshüte trägt und offene Haare und unter dem Arm eine Mappe voll „unsterblicher Werke!“

Schlafende Blumen.

Mit einem unmutigen Ruck schob die kleine Blondine das Buch von sich, strich ein paar zudringliche Härchen aus der Stirne, steckte eine Nadel fest, die aus dem goldenen Zopf in den seinen Nacken gegliitten war -- sah in den sonnenglastenden Garten hinaus, von dem Garten wieder in das Buch zurück. Daß sie sich heute so gar nichts merken konnte, trotz des besten Willens! Und morgen war die letzte Botanikstunde im Lyzeum. Wenn sie da nichts wußte . . . Konnte das eine Schlußnote werden!

Bei der Besprechung der artenreichen Pflanzenfamilie der Kruziferen war der Lehrer auch auf die Nachtviolen gekommen und hatte ihnen viel Merkwürdiges von diesen seltsamen Blumen erzählt. Besonders von der „Frauenkilte“, der Linné den schönen Namen *Hesperis tristis* gegeben. Malve war wieder einmal müde gewesen; müde und verträumt wie schon das ganze Jahr. So hatte sie von all der lieben Weisheit nur wenig mit nach Hause gebracht. Als sich aber die Erste der Klasse erhob und im Namen einiger Mitschülerinnen fragte, wo man die Frauenkilte finden könne, hatte sie doch auch aufgehört.

„In den meisten Gärten“, lautete die Antwort des Lehrers, und nicht ohne Humor setzte er hinzu: „Woraus Sie wieder einmal ersehen können, wie wenig bekannt die berühmten Leute sind.“

In den meisten Gärten, man denke! Und Malves

269

Vater hatte einen der größten. Wenn sie, ihre Bücher unter dem Arm, durch die schattenkühlen Straßen des Cottage heimschle[u]derte, schlug ihr der Duft seiner Blumen und Sträucher schon von weitem entgegen. Aber ob eine *Hesperis tristis* darunter war?

Rascher als sonst eilte sie heim und sofort auf den Gärtner zu, der jätend und gießend zwischen den Beeten auf und nieder ging.

„Haben wir eine *Hesperis tristis*?“

„Gewiß.“

„Wo?“

„Dort im Schatten. Soll ich eine herüberholen?“

„Heute nicht. Aber übermorgen schicken Sie mir einige hinauf. Ich brauche sie.“

Da standen die Blumen vor ihr, in der schlanken, kristallinen Vase, dicht neben dem Buch, in dem so viel über ihre Gattung zu lesen war; viel mehr, als Malve sich heute merken konnte. Und wenn sie die Blumen betrachtete, hatte sie erst recht keine Luft dazu. Die saßen doch so müde und traurig auf dem Stengel, Blatt um Blatt an sich gezogen, jeder Kelch. Als wenn sie nun und nimmer erblühen wollten! Dazu das düstere Violett der Farbe. . . .

„Wenn ich heut' nicht müßte“, dachte die kleine Blonde. „Ich wüßte mir andere Blumen und einen anderen Zeitvertreib.“

Wieder irrte ihr Blick nach dem Garten hinaus, den die Abendsonne in eine leuchtende Glorie tauchte. Die seinen Nüstern blähten sich. Wie heiß der Duft der Rosen hereinschlug! Wie süß der Jasmin atmete! Gelb und purpurn und weiß leuchtete es zu den Fenstern herein. Und dort blühte eine auf, zart rosa, wie die Farbe ihres eigenen jungen Körpers.

270

Sie lehnte sich zurück, schloß die Augen, sog wie unbewußt den seinen Duft ein, der von den knospenden Brüsten durch das seine Batisthemd quoll. Was war denn nur geschehen mit ihr in diesen Tagen? Daß ihr Schlaf so schwer war und ihr Wachen wie ein einziger Traum? Daß ihr alles mit einem Male so wehtat und doch all dies Weh wie eine einzige Luft war? Sie hatte doch

auch ihren Ehrgeiz gehabt, früher, hatte gerne und viel gelernt. Ihre Nase mehr in die Bücher gesteckt, als es den Ihren lieb war. Nun schien dies alles wie hinweggeblasen. Immer wider diese Müdigkeit und zwischen all der Müdigkeit diese fremde, vage Sehnsucht. Wohin? Wem entgegen? Ja, wenn sie das gewußt hätte.

Das war im vorigen Jahre noch anders gewesen. Wieder öffnen sich ihre Augen, suchen einen Halt im grünen Geschaudel der Zweige, während die halbgeöffneten Lippen wie zwei durstige Rosenblätter der Kühle des Abends entgegenlechten.

Im vorigen Jahre, oh!

Da ist ihr weißes Kleid dort zwischen den Büschen hin und her geflogen, ihr Lachen wie eine Rakete in die Luft gestiegen, ihr Tennisball so sicher an sein Ziel gekommen, wie heute nicht einer ihrer Gedanken. Und Cousin Hans war ihr Partner gewesen. Cousin Hans, der nun als blutjunger Attaché bei einer Gesandtschaft, fern, fern im Osten.

Damals hatte sie noch lachen und scherzen können und war nie müde geworden. In ihrer Klasse aber war sie die Zweite gewesen.

„Kindskopf!“ hatte Hans immer gesagt und, ohne daß sie es merkte, ihr Nadel um Nadel aus den dicken Zöpfen gezogen. Und sie hatte es gar nicht gespürt im Eifer des Spieles, war siegesfroh hin und wieder gesprungen. Bis

271

sich auch die Zöpfe zu lösen begannen und sie plötzlich wie mit einem Ruck stehen bleiben mußte. Fast zu Boden gezogen von der Schwere des eigenen Haares, das sich wie ein Vließ um ihre Schultern legte.

„Wie schön das war!“ denkt sie. „Damals hab' ich es nicht gewußt und jetzt . . .“ Und mit einem Male ist ihr, als wüßte sie, nach wem ihre Sehnsucht gegangen, seit der Garten draußen wieder blüht. Sieht den Ball fliegen, hört das Lachen einer weichen Männerstimme.

Schon eine ganze Weile hat sie sich erhoben; lehnt im Fenster, ohne es recht zu wissen. Dort leuchtet der Tennisplatz herüber -- weiß, wie gebohnt. Dort, wo der Jasmin duftet. „Im Schatten“, wo auch die nachtviolen blühen.

Ein feiner Luftzug streift ihren bloßen Nacken, der Spitzenvorhang bläht sich. „Der Abendwind“, denkt sie und hört nicht, wie jemand hinter ihr die Tür schließt und näher kommt, immer näher. Da gleitet ihr eine Nadel aus den Flechten . . . wieder eine. Ein leises Lachen girrt sie an.

Mit einem Schrei fährt sie herum.

„Hans!“

Und er steht vor ir, wahrhaftig, und lacht und hält die Enden der blonden Zöpfe fest. „Kindsklopf!“

Sie will ihm einen Schlag egen, wie damals. So einen festen, ehrlichen, kameradschaftlichen. Aber ihr ist, als hätte sie selbst plötzlich einen Schlag erhalten, und sie blickt ihn an mit großen, geisternden Augen.

„Ja -- wo kommst du denn her?“

„Aus dem Lande der Opanken“, lacht er zurück. Aber -- ist das noch sein Lachen? Das freie, frischen, unbefangene? Und auch sein Blick. . . . Wie der über sie hingeht, sie

272

umfängt und förmlich einhüllt. „Du bist groß geworden, Kleine!“

„Findest du? Aber nimm doch Platz.“

„Wo?“

„Nun, hier.“

„Du bist allein, hat man mir gesagt?“

„Papa und Mama sind im Theater.“

„Nimmt man dich noch immer nicht mit?“

„Zu den Klasikern schon.“

„Schon?“ Wieder lacht er, blickt sie an. So fremd und doch so . . . Ihr wird, sie weiß nicht wie.

„Aber du?“

Er gibt keine Antwort, sieht sie noch immer an, wie sie so vor ihm sitzt: den Widerschein der Abendröte in dem schmalen Gesichtchen, den unruhigen Flackerglanz im Aug'. Freude, Scham und die erste, süße Ratlosigkeit des jungen Weibes!

Sie aber merkt erst jetzt, daß er noch immer das eine Ende ihres Zopfes festhält, und beginnt langsam weiterzurücken.

Verträumt ruht sein Blick auf ihr und merkt doch nicht, was sie tut und will. Ein Kind hat er verlassen -- schmal, eckig, unfertig. Nun blüht ihm die reife Knospe entgegen, ein Frühling, wie er holder und schöner noch sienen geschaut. Und ohne daß sie es ahnt und er es wehren kann, taucht ein anderes Frauenantlitz vor ihm auf: Lippen, die er noch gestern heiß geküßt, Züge, die er seit Wochen Nacht für Nacht im Traume gesehen: die dunkle, exotische Schöne, der seine Sinne gehören und sein -- Wort.

Eine Liebe, schwül, entnervend, wie die schwere Wolke von Parfüm, die sie umhüllt, die sie überall mit sich trägt. Hier duftet ihm nur der Reiz eines unberührten

273

Mädchenleibes entgegen, aber der Frühling selbst schlägt die märchenblauen Augen vor ihm auf, so nah, wie er ihn nie gewährend das Antlitz der dunklen Schönen wie ein toter Spuk vor ihm zerrint -- und begreift sich selbst nicht. Aber -- er kann nicht anders.

Wie eine warme Welle zittert es zwischen den beiden. Etwas in seinem Aug' macht sie heimlich erbeben, daß sie weiter und weiter von ihm abrückt. Schon spannt sich die lange Flechte. . . . Das goldene Seil, an das sich der Traum eines Mannes klammert, eine selige Minute lang. Wenn sie noch einen Ruck macht, muß es schon wehtun. Aber -- sie macht diesen Ruck, und er, der nun erst merkt, was sie will, hält sie fest.

„An!“

Und plötzlich lachen beide, lachen, wie sie vor einem Jahre gelacht, und er zieht sie an der goldenen Flechte näher und näher, wie damals. „Wirst du wohl . . . wirst du wohl?“

Ihr Haupt beugt sich ihm entgegen, wie damals. Die Augen blitzen zwischen den dunklen Wimpern hervor, die Zähne zwischen den zuckenden Lippen.

„Was gibst du mir, wenn ich dich loslasse?“ scherzt er.

„Bonbons!“ lacht sie und will in die Tasche greifen.

Das alte, harmlose Spiel.

Aber plötzlich treffen sich ihre Blicke, und he' er's gewollt, liegt ihr Haupt in seinem Arm und sein Mund auf dem ihren.

„Was gibst du mir?“ haucht es über sie hin. Er will es noch immer als einen Scherz erscheinen lassen. So ein einziger Kuß zwischen Vetter und Base . . . Was ist dabei?

Sie aber schlingt die Arme um ihn, zieht sein Haupt

274

herab. „Gib . . . gib . . . gib!“ Ihre Augen öffnen sich, weit, trunken, sehen ihn an und schließen sich wieder. Heiß rieselt es plötzlich über seine Wangen, heiß über die Hand, die ihr Haupt hält. Sie weint.

„Kindkopf!“ will er wieder lachen und kann es nicht mehr. Das Spiel ist ernst geworden und darf sich doch nie mehr wiederholen -- nie!

Draußen wird geschellt. Mit einem Ruck schnellen beide empor.

„Wer kann es sein?“ fragt er.

Ihre Hand tastet nach ihm, auf den brennenden Lippen zittert ein Wort. Die weitgeöffneten Augen haben einen Glanz, der ihn quält und feige macht. Aber er sitzt schon wieder aufrecht da. Der Mann von Welt, der weiß, was sein kann und nicht sein kann, und daß ein gebrochenes Wort unter Umständen eine Kugel bedeutet und -- eine zerstörte Karriere.

„Endlich!“ denkt er, wie sich die Tür öffnet.

Malve ist ausgesprungen.

„Du, Rose? Sieh mal, wer bei mir ist! Aber nimm doch Platz, bitte!“

Ihrem Eifer entgeht es, wie förmlich sich die beiden begrüßen. Die beiden, die vor einem Jahre so oft miteinander gezankt und doch immer wieder miteinander getanzt haben.

Sie merkt nur, daß es ihr um keinen Preis gelingen will, ein Gespräch in Gang zu bringen. So steif sitzt Rose da, so unbehaglich Hans. Und mit einem Male kriecht ein seltsames Bangen an ihre Seele, daß ihr ist, als müsse sie um sich seh'n und noch jemanden suchen, der hier ist, ohne daß sie davon weiß sie davon weiß und sich dagegen wehren kann.

Der junge Diplomat erhebt sich.

275

„Du gehst schon?“ Ihre Stimme bebt, in den Augen flackert eine Angst, die ihm wehtut, eine Sehnsucht, der er keine Antwort mehr geben darf.

„Ich muß, Malve.“

„Aber du kommst wieder?“

„Heuer nicht mehr.“

Sie starrt ihn an, als hätte sie nichts gehört. Aber sie hält sich aufrecht. Nur ihre Wangen werden blässer und blässer, und die Dämmerung legt mitleidig einen weichen Schleier über ihr Antlitz.

„Grüße Papa und Mama.“

„Du wirst doch schreiben?“

Er fühlt die Tränen in ihrer Stimme.

„Gewiß!“ gibt er ruhig zurück. Dann ist er draußen.

Langsam kehrt sich Malve der Freundin zu. Die sitzt, spricht noch immer kein Wort.

„Du bist heute so eigen, Rose! Fehlt dir etwas?“

Eine lange, dumpfe Pause. Endlich kommt eine Stimme aus dem Dunkel -- so fremd, als wär' es die Stimme einer anderen.

„Er hat sich verlobt.“

„Wer?“

„Dein Cousin. Mit einer walachischen Fürstin! Aber, wenn du glaubst, mich schonen zu müssen . . .“

Es soll wie ein Lachen klingen, doch mit einem Male überschlägt sich die Stimme, und Rose bricht in ein Weinen aus, vor dem sich Malves Schmerz in ihrem Innersten verkriecht -- stumm, scheu, wie ein lautlos verendendes Tier.

Nur ihre Hand streicht mit zitternden Fingern immer wieder über den Scheitel der Schluchzenden. „Laß ihn. . . Laß ihn.“

Was könnte sie sonst sagen? -- Hätte sie noch zu sagen?

Es ist derselbe Schmerz und dieselbe Ergebung, an der auch sie wieder stark werden muß.

Endlich geht Rose.

Langsam schreitet Malve an das Fenster zurück. Kaum eine Stunde ist vergangen, seit sie hier gestanden, ahnungslos, noch ein Kind. Nun hat das Leben sie überfallen, mit seiner ganzen Wucht. Das Leben und die Liebe, wie sie der Mann gibt: brutal, selbtherrlich -- unverantwortlich.

Sie blickt in die Nacht hinaus, in das Zimmer zurück, streicht, wie sich besinnend, über die schmale Stirne hin.

Ob sie dies alles nicht doch nur geträumt? Des Mannes erweckende Küsse und die Tränen Roses und -- und . . .

Dort liegt ja noch ihre „Botanik“, und morgen sitzt sie wieder in der Schulbank und lacht mit den anderen. Oder nicht?

Wie gebannt schreitet sie auf das Buch los, dessen weiße Blätter durch das Dunkel schimmern, und bleibt plötzlich stehen -- wie gebannt.

Die Frauenkilte hat ihre Kelche geöffnet und blickt sie an: ernst, stumm, fragend, wie mit großen, sehnsuchtsvollen Augen. . . .

Mir gegenüber.

Eigentlich ist es ein Bauplatz. Da sich aber bis heute kein Liebhaber dafür gefunden, hat sich das freie Stück Land hinter der windschiefen Planke allmählich in eine grüne Wildnis verwandelt, über die im Frühling und Sommer das Gras seine weichen Wellen schlägt, bunt durchleuchtet von allerlei Blüten und großblättrigem Gekräut, das herb und würzig zur Sonne emporduftet. Rechts und links rainen fremde Gärten an. Blühende Obstbäume, weißer Flieder und die Blütenbüschel einer uralten Akazie gucken und hängen über die grauen Planken, streuen dunkle Schatten oder spielende Lichtkringel über das wehende Gras der „G'stett'n“.

Aber wenn auch keines Gärtners Rechen und Sichel über das Stückchen vergessene Erde hingeht -- sie selbst vergißt sich nicht. Schmückt sich im Mai mit tausend und abertausend Ringelblumen, daß es wie der goldene Teppich einer Märchensee von unten heraufleuchtet; spinnt den Teufelszwirn zu geheimnisvollen Verstecken und Lauben aus, zieht wie mit elementarer Kraft da und dort die unterirdischen Triebe der vornehmen Sträucher und Pflanzen herüber, die, brav geschoren und geharkt, in den Nachbargärten stehen und hier plötzlich ein neues Leben zu beginnen scheinen: frei, lustig, ungebunden, so ganz anders als hinter den Zäunen ihrer „rechtlihen“ Besitzer . . . Natur!

Die ersten Junikäfer kommen von dort herüber; die

278

ersten Schmetterlinge flattern drüben auf. Leuchtende Mückenwolken hängen irisierend über den nickenden Halmen und Blüten. Und stundenlang, wie ich von meinem Balkon da hinüber- und hineinschauen kann, hat mich merkwürdigerweise noch nie die Sehnsucht überkommen, einen der schönen Nachbargärten zu betreten. Das Stückchen Wildnis hinter der Planke ist meine geheime Liebe. Da möcht' ich einmal im Grase liegen und in die Sonne und ins Blaue hineinträumen -- zwischen den gelben Ringelblumen, über die der Frühling sein ganzes Gold geschüttet. Und noch anderen geht es so wie mir, wenngleich ich mich fast ein wenig schäme, es zu verraten: den Kindern und den Straßenjungen. Da tritt ein Wiener Bub vorüber, ohne mit einem raschen Hupf die Planke zu nehmen und die baumelnden Beine dann kunstgerecht nachzuziehen, bis er rittlings sitzt und mit dem gewissen Robinsonblick das Stückchen Land überschaut, das gleichsam noch für alle Streiche und Fahrten offenliegt. Sie hätten ja den nahen Park, die Straße . . . nein, gerade das herrenlose Stück Land reizt die Eroberungslust ihrer Phantasie.

Einen ganzen Sommer lang hat eine kleine Schar munterer Lehrjungen hier ihre Sonntage verbracht, ihre Spiele gespielt, ihre Kämpfe ausgestochen, nicht zuletzt die ehr- und friedsam dahinwandelnden Philister hinter der Planke hervor geneckt und verhöhnt.

Ja, es ist seltsam, wie so ein Stück „Freiland“ auf die Jugend wirkt! Auf jene Jugend, mein' ich, die doch mehr zu den Menschen gehört als zu den „Leuten“. Kaum über der Planke, wirst so ein Junge die Stiefel von sich und mit den Stiefeln „Europens übertünchte Höflichkeit“. Wird jemand -- aber jemand, der weit hinter allem Herkommen und Ubereinkommen zu hausen scheint, die jenseits dieser „Freiheit“ gelten.

279

Und es ist seltsam: auch die Tiere empfinden so. Tag für Tag konnt' ich jahrelang einen kleinen, weißen Hund beobachten, der sich zur Dämmerstunde mühsam zwischen der Planke durchzwängte, bloß um ein Viertelstündchen wo zu sein, wo es anders war als draußen und nebenan.

Zwischen dem Gras herumschnuppernd ging das Tier verlorenen Spuren nach, oder es machte ein paar vergnügte Sätze, dahin -- dorthin; kühlte sich zwischen den taunassen Halmen und stand zuletzt immer nachdenklich und versonnen um Abendgrau: lautlos, einsam, um plötzlich ebenso rasch zu verschwinden, wie es gekommen.

Ich bin weiß Gott nicht abergläubisch. Aber der weiße Hund dort drüben, der immer mit dem Abend kam und mit dem Abend ging, war zuletzt kein gewöhnlicher Hund mehr für mich. Auch die wunderlich gezeichneten Nachtschmetterlinge kommen ja von dort herüber und legen sich mit weitentbreiteten Flügeln wie weiße Sammetblüten lautlos an meine Fensterscheiben, während draußen ein sommerliches Gewitter niederrauscht oder der Vollmond hoch und blau über Dächern und Wipfeln steht. Zieh' ich aber in aller Morgenfrühe meine Vorhänge auf, dann liegt, weiß Gott wie oft, ein „Obdachloser“ zwischen den Halmen und Blumen der „G'stett'n“ und schläft sich bei „Mutter Grün“ die Sorgen vom Herzen. Die ganze, große Stadt hat kein Plätzchen mehr gehabt, wo er sein Haupt hinlegen konnte, und wer weiß, was ihm oder einem andern geschehen wäre, wenn er die lauernde Nacht durch so heimatlos und mutterseelenallein weitergeirrt wäre. Da nahm ihn ein Stückchen Erde ans Herz, über das noch kein Mensch einen Hüter gesetzt, davor noch kein Recht ein Schloß gelegt . . . und der Schlummer kam über ihn, und ein Traum führte ihn vielleicht in das Land zurück, in dem wir alle schuldlos waren -- die Kindheit! Der

280

erwachende Tag aber findet einen, der sich zu neuer Hoffnung gestärkt.

Aber auch die Liebe hat sich schon hergefunden. Und die zwei, die ich einmal dort drüben gesehen, wollten mir lang nicht aus dem Sinn.

Im Abenddämmer eines Maiensonntags war's. Unten zogen die festlich geputzten Leute vorüber -- Normalbürger. Ganze Familien, Mann, Weib, Kinder, lustige und sentimentale Brautleute. Aber alle im Besitz eines Glücks, das sie haben und zeigen durften.

Wie mein Blick da von der Straße wieder nach dem Fleckchen Erde zurückgeht, was seh' ich? Ein Liebespaar ruht dort im Grün, noch jung, blutjung, dürftig, fast ärmlich gekleidet, aber eienr Seligkeit voll, die weder nach Gott noch nach den Menschen mehr frägt. Daß über ihnen die Balkone der Nachbarhäuser wie Nester der Neugierde hängen, haben sie gar nicht beachtet. Wenn sie nur „Die Leut“ nicht sehen; die kalten Blicke der Wohlanständigen nicht absassen, die auf der Straße ihre legitimen Freuden spazieren führen. Doch aber frag' ich mich: „Wie sind sie dort hineingekommen?“ Über Planke und Stachelzaun hinweg? Er, gut. Aber sie? Ja, wie kommt die Liebe ins Paradies? Die zwei finden sich wohl immer wieder zusammen, den Menschen und dem Himmel zu Trotz. Wenigstens dem Himmel, zu dem die Menschen die Eintrittskarten vergeben.

Nun sind sie drinnen . . .

Er hat den schäbigen Rock abgelegt und ihr als Teppich unter den geliebten Leib gebreitet. So sitzen sie, Hand in Hand, schau'n ins Grün hinein, zum Himmel empor, flüstern, lächeln, verstummen und ruhen zuletzt immer wieder Aug' in Auge. Ihre Hand bebt leis' in der seinen. Die herben Kummerfalten, die um seine Lippen liegen,

281

zucken von einer Leidenschaft, die Wille und Schwäche zugleich ist. Und wie sein Blick über sie hinweggeht! Mit welcher Andacht und Rührung. Das Letzte an ihr begehrt und es doch so gerne schonen möchte bis zuletzt.

Wie auf heimatlichem Grund betten sie sich immer tiefer ins Grün, hier folgt ihnen kein Spott, kein Hohn, keine Entrüstung. Nur die Natur blüht über sie hinweg, die Natur, der sie in dieser Stunde ganz gehören. . . .

Sein Arm umschlingt sie, ihre Lippen suchen und finden sich. Ein großer Käser, der sich im Gekräut schon sein Bettlein für die Nacht bereitet, fliegt mit unwilligem gesurr empor und zu mir herüber. Zwischen Lachen und Küssen seh'n sie ihm nach und -- erblicken mich. Eine Weile sind die beiden wie versteinet. Dann reißt der Bursch das Mäd'el an sich und küßt sie -- mir und allen zu Trotz, die sich etwas daran ärgern wollen. Und der schwüle Nachtwind strut die letzten Akazienblüten über die Glücklichen, die Hand in Hand da unten sitzen und sich um nichts und niemanden kümmern, wie die Erde unter ihnen der Frühling um sie.

Die kleinen Mädchen der Nebengassen aber turnen an schulfreien Nachmittagen über die Planke hinüber, pflücken sich die braunen Händchen voll Ringelblümchen und flechten dann Ketten und Kränze daraus. Kleine Wichtigtuertinnen plaudern dabei allerlei häusliche Angelegenheiten aus, mit hellen Stimmen, sorglos, unbekümmert, und die anderen lachen dazu. Der Hausmeistertratsch und das Dienstbotenelend, der neue Hut der Hausfrau und was „die Mutter dazu gesagt hat“, alle Angelegenheiten der „Großen“ werden erörtert und mit naiven Randbemerkungen versehen. Und dazwischen flattert das Lachen der Kleinen auf, legt sich einem warm und goldig über die Seele, wie Sonnenglanz und Zukunftshoffen.

282

Solch ein Bildchen, vor Jahren hier erschaut, leuchtet noch heute zuweilen in meiner Erinnerung auf: wie die blütengekrönten Kleinen im Neigen über den Rasen gehen: arm und reich Hand in Hand, noch in seliger Unkenntnis all der Grenzen und Vorurteile, die sie einmal, und weiß Gott wie bald, trennen werden. Heute haben alle noch dasselbe fröhliche Lachen; dasselbe unbefangene Glück leuchtet aus ihren Augen, und jedes trägt ein Krönchen auf dem Haupt, aus den Blumen geformt, die der Frühling und die Erde für alle blühen lassen. Schwestern und Brüder sind die Männlein und Weiblein heute da unten, wie es die Menschen am Anfang der Zeiten waren; und wer weiß, ob nicht der Rigen, in dem sie so ernsthaft dahinschreitn, zurückführt bis an den Anfang der Zeiten. Wer weiß es? Das Urglück der Urmenschen -- das Spiel -- ist ja auch ein seliges Erbe der Kinder geworden!

Aber auch allerlei anderes Volk hat seine Freunde an der „G'stett'n“. Und wenn die Großen auch selten hinüberklettern, immer wieder siedelt sich der oder jene in ihrer Nähe an. Arbeiter, die ihr Frühstück und Mittagmahl her verzehren, wegmüde Hausierer und -- ja, darüber hab' ich nun selbst gestaunt -- auch Leute, die mit dieser Ruhe in der Natur auch eine ganz ernsthafte Tätigkeit verbinden wollen.

So pflegt sich von Zeit zu Zeit eine gar wunderliche Kundin hier niederzulassen. Auf dem einen Arm irgendeinen desekten Rohrstuhl, an dem andern einen großen Korb, wandelt sie aufrecht und ehrsam einher und macht sozusagen die ganze Straße zur Zeugin ihres Fleißes. Denn sie ist „Gesselflechterin“, also eines der vielen aufrechten Frauenzimmer, die heutzutage ihr Schicksal fest und sicher in die eigenen Hände nehmen. Ein langer Strähn zurechtgeschnitten Rohrs baumelt von ihren

283

Schultern nieder. „Das Material“, für das sie, bevor sie sich selbst niederläßt, zunächst das beste und reinlichste Plätzchen sucht. Dann geht sie daran, die Tiefen des großen Korbes zu lüften. Denn natürlich wird zuerst „Mittag gehalten“. Vorsichtig, fast zärtlich hebt sie den Deckel und zieht zunächst -- ein lebendiges Huhn hervor!

Ich setze mein Glas auf, um auch ja recht zu sehen. Aber nein, ich täusche mich nicht: es ist ein Huhn! Weiß, wohlgenährt . . . Ein zukünftiger Sonntagsbraten. Ich werde nicht recht klug daraus. Unterdes hat die Alte das Huhn auf die Straße gesetzt, wo es, gefräßig wie alle Hühner, sofort herumzupicken beginnt. Aber schon lockt es die Stimme der Herrin zurück: „Liesi . . . Liesi, essen!“ Und das Huhn läuft wie ein Hündchen herbei, setzt sich an den Rand des Korbes und guckt neugierig auf die Schätze, die es bisher gehütet. Ein halber Laib Brot kommt zum Vorschein, eine Schnitte Wurst, Butter und zuletzt zwei große, rote Orangen, die die Alte mit einer gewissen Ehrfurcht vor sich hinlegt. Ein Leckerbissen!

Dann tafeln sie.

Liesi hat sich einstweilen auf die Schulter ihrer Herrin gesetzt, und die Alte reicht ihr Bissen um Bissen empor unter einer Flut rührender Schmeichelnamen, wie sie das Volk sonst nie für Tiere übrig hat. Dankbar und verständnisvoll gackert das Huhn in ihre Rede hinein.

Ein vornehmer Dackel, der an der Leine des Stubenmädchens seine Mittagspromenade macht, zeigt das lebhafteste Bedürfnis einer nähern Bekanntschaft mit Liesi. Ist es Neugierde, Neid oder der ungewohnte Anblick, ein Huhn dem Menschen so -- hundenah zu sehen? Genug, der naseweise Dackel kommt heran und beginnt, laut zu bellen. Innerlich abgeklärter als er, macht Liesi Miene, den Gegner zu ignorieren. Aber gerade das reizt den Hund.

284

Immer wider springt er an Liesi und ihre Herrin heran, scharrt, kläfft.

Endlich erhebt sich Liesi, blinzelt von der Schulter der Alten mit schief geneigtem Kopf den Gegner an, stößt einen Laut aus, der halb Gekräh ist, halb Gegacker -- vielleicht auch noch eine halbe Warnung.

So schön wär' es, hier in Ruhe Mittag zu halten, aber wenn es ein böser Nachbar nicht will --.

Kaum ist das Mädchen imstande, den Hund an der Leine zurückzureißen. Die kurzen Beine schräg gegen den Boden gestemmt, den Bauch fast glatt auf der Erde, schiebt er sich keuchend an das Huhn heran.

„Laß dir nix g'fall'n, Liesi, mir sein auch auf der Welt!“ greift nun die Herrin des Huhnes in den Streit ein. Es wirkt wie ein Schlachtruf. --

Mit einem Sprung sitzt Liesi auf dem Rücken des Dackels, schlägt mit beiden Flügeln auf ihn los, scharrt mit den Krallen auf seinem Fell herum, als wär' es ein Düngerhaufen. Zuletzt hat er Not seine Augen zu hüten.

Das Stubenmädchen kreischt und zerrt an der Leine um ihren Pflegebefohlenen in Sicherheit zu bringen. Eine Wolke von Staub hüllt die Kämpfenden ein. Wie es endlich licht wird um sie, sitzt Liesi ruhig auf der Schulter ihrer Herrin und blinzelt mit einem verächtlichen Seitenblick nach dem Dackel, der pustend und niesend davonschleicht, zum ersten Male kleinlaut in seinem sieggewohnten Leben.

Die Sesselflickerin aber drückt die Henne fast innig an sich und während sie die schmale Wange in das gelbe Gefieder preßt, spricht sie zärtlich: „So ist's uns schon oft 'gang'n, nit wahr, Liesi? Ja, wenn ma arm is'! Da wird ma nirgends ger g'seh'n. Nit amal von die Hund!“

Und über die Schulter hinweg reicht sie dem Tier ihren letzten Bissen zu und macht sich dann mit einem beredten

285

Nicken an die Arbeit. Mit einem Nicken, das sie von Zeit zu Zeit immer wieder hinter ihre Gedanken setzt, wie einen traurigen Refrain.

Was für Gedanken es wohl sein mögen?

Sie sind so leicht zu erraten.

Armut, Einsamkeit, Menschenflucht und Menschenverachtung. . . .

Aber plötzlich geht es wie ein Geleucht über das verkümmerte Antlitz. Mit einem dankbaren Blick schaut die Alte zu dem Huhn empor, das ihr in vertrautem Ton etwas zuzuplauschen scheint.

Da ist noch eine Kreatur, die sie liebt!

Dämmerlied.

Sie hatte eine kleine, aber weiche Stimme . . . eine Stimme, in der noch etwas von ihrer Jugend vibrierte, wie ein letzter, unentdeckter Reiz. Solange der Frühling ihrer Liebe um sie geblüht, hatte er sie oft um ein Lied gebeten. Ihr Notenheft um Notenheft gebracht, die Musik, die er liebte und verstand: schlichte, innige, bräutliche Weisen. Etwas altväterlich in Empfindung und Mache. Aber war ihre Liebe anders gewesen? So ferne und abseits der Welt erblüht; von einer Romantik umwoben, die ihre Zeit nicht mehr verstanden hätte, die Gesellschaft belächelt, die Medisance vergiftet. So eine deutsche Liebe, blondlockig und blauäugig und scheu wie ein leises Volkslied.

„Sing' mir ein Lied!“

Und es war immer ein Frühlingslied! Das ewige Brautlied der Liebe.

Weil aber die Jahre des Besitzes auch Jahre des Kampfes und der Arbeit wurden, versank der andächtige Brauch jener allmählich im eintönigen Grau des Alltags. Er bat nicht mehr um ein Lied, müde und verdrossen, wie ihn das Leben gemacht, ob es auch stetig aufwärts ging. Ihr verbot eine heimliche Scheu, ihm aufzudrängen, was er nicht mehr suchte. Aber irgendwo, aus einer Ecke der Stube, in die sie hineinträumte, wenn es Abend ward, klang es für ihr Ohr noch immer wie damals:

„Sing' mir ein Lied!“

287

Und dann zogen sie heran, die fernen Tage der Jugend und Liebe, auf den Schwingen der Töne, die längst verhallt waren, die er selbst nicht mehr hören mochte, und sahen sie an, mit den blauen, keuschen, treuherzigen Augen ihrer ersten Sehnsucht. Und sie faltete die Hände in ihrem stillen Winkel und freute sich, daß ihre erste Sehnsucht auch ihre -- letzte geblieben.

„Sing' mir ein Lied. . . .“

Reicher und schöner wurde das Leben um ihn und sie. Brachte nach langer Mühe den goldenen Frieden der Ernte. Gaben und Genüsse, an die sie selbst im Jubel ihrer Brautschaft kaum zu denken gewagt. So schön, so harmonisch, so adelig hätte nun alles werden können um sie! Ob in der Ferne auch der Abend dämmerte, hier stand das Leben wie auf leuchtendem Gipfel noch einmal still und wollte sie jauchzen lassen und genießen, ehe denn es sanft bergab ging.

In Eintracht und Andacht aber will solch eine Höhenfeier begangen sein. Mit lauter Seele und Sinnen, die nicht mehr begehren, als daß es so bleibe. So, wie es die Götter gegeben. Kein Wunsch darüber hinaus, um Gottes willen! Das Schicksal ist lange genug ohnmächtig und tückisch hinterhergeschlichen. Es lauert auch im Licht und doppelt gerne. Und sie fühlte dies Lauern um sich in heimlichster Seele. Faltete oft mitten aus einem beklemmenden Traum heraus die Hände über dem pochenden Herzen. Was schlich da durch die Nacht heran? Näher und näher -- unaufhaltsam? Pochte an Türen und Fenster wie mit nachdunklen Fittichen?

„Bin ich nicht allzu sicher?“ fragte sie sich oft.

Bis es da war, das Schicksal!

Als es aber eintrat -- zum erstenmal bei ihr eintrat . . . auch sie erkannte es nicht.

288

Sollte sie sich vor dem jungen Weibe fürchten, daß sie von klein auf gekannt? Aus dem Kind war eben ein Mädchen geworden, das nun doppelt unbefangen über die Schwelle schritt, über die es noch vor kurzem hinweggesprungen.

Freilich, sie glaubte plötzlich zu bemerken, wie seine Augen nach dem jungen Weibe gingen. Wie sein Blick aufleuchtete, wenn sie plötzlich und unerwartet hereinflatterte. „Da bin ich, freut Euch an mir.“

Aber es war doch die Jugend! Die reine, echte Jugend! Frisch, köstlich, unbefangen. Lacht man ihr nicht immer entgegen, wo sie erscheint? Diese ewige Sonne der Menschheit! Warum sollte gerade er sich nicht freuen? Fast gefissentlich begann sie darüber hinwegzusehen.

Und welch eine Stimme die andere hatte! Als fänge die Jugend selbst. Wie der Frühling aus der Kehle der Amsel zu flöten scheint. Süß, sorglos, verheißend und verlockend. Wenn sie so dastand: die großen, grauen Augen voll aufgeschlagen, mit den rosigen Fingern ab und zu eine leise Gebärde zur Sprache der Töne fügend, die schwellenden Lippen dem Ton hingegeben wie zu einem Kuß . . . der ganze, junge Körper ein Rhythmus, leis' miterbebend vom Scheitel bis zur Sohle. War es da nicht, als hinge die Jugend selbst über ihr -- ein einziger, blühender Wipfel, aus dem Blüte um Blüte niederflockte, ein Duft wehte, bis einem die Sinne vergingen.

Und kokett, kokett!

Das volle, reife, wissende Weib in den Formen eins Kindes.

„Warum sieh sie meinen Mann immer so an, wenn sie singt?“ dachte die stille Frau. „So - - webend, so -- verlockend, so siegesgewiß?“

Gleich darauf aber mußte sie über sich selbst lächeln. Dieses Kind und ihr Mann!

289

Frühling und Spätherbst. Nein.

Doch aber merkte sie, wie er von Tag zu Tag stiller wurde. Oft stundenlang in sich hineinzulauschen schien oder oft plötzlich aus einem dumpfen Brüten emporfuhr, das früher nie seine Art gewesen.

„Gott!“ dachte sie gerührt. . . .

Sie hätte auch das verstanden.

Ist nicht alles Menschensein eine einzige Sehnsucht nach der Schönheit, der Jugend, dem Frühling?

Ein einziger Traum in die Lande der Verheißung?

O ja, sie hätte auch das noch verstanden. Und je weniger Wesen sie daraus machte, um so reiner und unantastbarer mußte alles bleiben.

Ein Mädchen in diesen Jahren.

Sie war ja auch einmal jung gewesen. Zwar nie kokett . . . aber -- Nein! Solche Jugend konnte noch nichts ahnen vom Verlangen der Sinne. Das wußte sie von sich selbst.

Und wie unbefangen ihr die andere immer entgegenkam. So ganz noch das Kind, der mütterlichen Frau gegenüber. Voll von Schnurren und törichten Einfällen. Sie war ja selbst verliebt in die Kleine. Da durfte auch er es sein. Rührend, diese Schwärmerei in grauen Haaren.

Daß er etwas blaß und unwirsch wurde, merkte sie wohl. Aber das war sein Leiden.

Dieses überzarte, schwache Herz. . . .

Ein leiser Schreck fiel sie an.

Ob es nicht doch gut wäre, wenn er die andere etwas seltener sah?

Aber sie wagte keine Entscheidung zu treffen. Für gewisse Konflikte und Empfindungen hat die Sprache keinen Ausdruck. Jedes Wort wäre eine Gemeinheit.

Da kam ein Tag. . . .

290

Sie wählte ihn allein in seiner Stube und trat, von einem kleinen Gang ins Freie heimkehrend, etwas rascher als gewöhnlich ein.

Er saß auf dem Kanapee. Den Arm um ihn -- Lippe and Lippe mit ihm das „Kind“.

Der Ruck, der durch ihren Leib ging, machte ihre Kleider leise rauschen. Ertappt und erglühend fuhren die beiden empor. Sie schloß leise die Tür, ging hinaus, wie sie gekommen. Ohne ein Wort.

Etwas beschämt, etwas belustigt, trat er nach einer Weile in ihre Stube. „Was sagst du zu meinem Erfolg? Wenn ich wollte . . . die Kleine liebt mich.“

Seine Offenheit war immer seine stärkste Waffe gewesen. Und zum ersten Male empfand sie, daß es eine reine Waffe war. Die ehrliche, täppische Unbehilflichkeit des Mannes. Wieviel rassierter war die Art des Weibes dagegen; das sie immer wieder angelogen und angezärtelt hatte. Bis zum Überdruß die Mätzchen des „Kindes“ wiederholend.

„Ist das schon öfter geschehen?“ fragte sie leise.

Er senkte das Haupt, lächelte ein leises, verschämtes Lachen.

„Alter Jugne!“ lachte sie mit. Es war vergeben und vergessen.

Die andere würde ja wohl nicht wiederkommen.

Aber doch, sie kam.

Heiter, unbefangen kam sie, um Abschied zu nehmen. Sie wollte zur Bühne, hatte eigentlich schon sozusagen einen Antrag. „Weit von da!“ lächelte sie der blassen Frau zu. Dann ging ihr Blick über den kranken Mann. Hart, grausam. . . . „Ich weiß, daß du mich verraten hast. Und weil ich nie einer anderen den Sieg gönne, werde ich dir jetzt wehe tun, soviel ich kann.“

Wie unsäglich böse diese Kinderaugen schauen konnten!

291

Wie schlangenhaft -- heimtückisch. Was wollte dieses junge Geschöpf von dem kranken, alten Mann? Warum tat es ihr so unsäglich wehe? Wollte es bloß des Spieles halber ein Glück zerstören, das so lange als fest begründet galt?

Schlummerte eine heimlichste Frevelsucht im Innersten dieses Herzens?

Die arme Frau, die aus einer anderen Zeit staunte, inmitten einer anderen Jugend aufgesachsen war, fand keine Antwort auf diese Fragen.

Aber sie ging, kam fort -- weit, weit fort.

„In Gottes Namen!“ dachte die Frau des Kranken.

Es war Spätherbst. Früh dämmerte jetzt draußen der Abend. Im Kamin des Wohnzimmers brannte schon täglich das Feuer. Leise sangen die Gasflammen durch den dämmernden Raum hin, in dem so lang der Friede gewohnt und das Glück. Es konnte wohl wieder so werden. . . .

„Sing mir ein Lied!“

Leise, wie mit fremder Stimme, sprach er es eines Abends aus dem Dunke heraus -- in das Dunkel hinein.

Ihr Herz begann plötzlich zu pochen. Rasch, sehnsüchtig, als hätte die Freude selbst hieingegriffen. Das törichte Herz ihrer Mädchenjahre.

Sie sprach kein Wort, atmete bloß tief auf. Dann sang sie es noch einmal vor sich hin -- ihr Lied, sein Lied. Und ihr war, als müsse sie sterben vor Seligkeit.

Als sie geendet hatte, schwieg er. War der Ernst, der auf seiner Stirne lag, bloß ein abendlicher Schatten? Er sprach noch immer kein Wort. Schien keines zu finden, aber auch nach keinem zu suchen.

Endlich kam es . . .

„Möchtest du mir nicht den ‚Doppelgänger‘ singen?“

Das Lied, das ihm die andere nicht oft genug vorsingen konnte!

Sie fühlte, wie ihr plötzlich heiße Tränen in die Augen quollen. Er litt noch immer -- litt vielleicht unausprechlich um diese andere! Aber sie zwang ihr Schluchzen in die Kehle zurück. Wenn es ihm eine Erlösung war . . . und sie sang.

„Sing' mir ein Lied“, bat er nun jeden Abend. Bald wählte er dieses, bald jenes, nie ihr Lied. Zuletzt aber war es doch immer der „Doppelgänger“.

„Da steht auch ein Mensch und starrt in die Höhe. Und ringt die Hände in Schmerzengewalt. Mir graut es, wenn ich sein Antlitz sehe, der Mond zeigt mir meine eig'ne Gestalt!“

Er hätte sich nicht so zu verraten brauchen. Von Tag zu Tag fühlte sie, wie er ihr entglitt, und daß seine Seele vor dem Bilde einer anderen in stummer Qual sich abrang.

So ging der Winter hin. Als der Frühling kam, schien es ihr, als wohne noch immer die Dunkelheit um sie. Keine Freude kam mit der Sonne.

Aber sie kam noch einmal zurück. Ehrbar, sittsam, zwischen Vater und Mutter. Als hätte sie es nie verstanden, allein und ungesehen in die Stube eines fremden Mannes zu schleichen.

„Ich bin Braut.“ Mit lächelndem Munde sprach sie es. „Und Sie sollten es zuerst wissen, darum bin ich gekommen.“

Wie tadellos „freundschaftlich“ sich das anhörte, so zwischen Vater und Mutter gesagt! Ja, wenn man eines reichen Mannes Braut wird, lernt man vielen Dingen wieder nachlaufen. Auch der vergessenen Vorsicht.

Nun war sie wieder das „Kind“ zwischen den alternden Freunden von einst.

Bis in die Lippen erblich der Mann, den ihre Lippen einmal selig gemacht. Nun träuselten sie das letzte, das schlimmste Gift in seine Wunde. Ein Gift, das töten konnte.

„Ich gratuliere!“ sprach er mit einem versagenden Lächeln.

Nur sein Weib fühlte, was er jetzt leiden mochte.

Als sie wieder allein waren, trat er ans Fenster, sah lange, lange in den stillen Vorstadtgarten hinaus, in dem eben leis' und schüchtern die ersten Blumen zu blühen begannen. Leberblümchen und Veilchen und Anemonen. Während der rosige Schimmer der Pfirsichblüten schon wie ein seidener Flor um die noch kahlen Zweige hing.

Leis' dämmerte draußen der Abend. Über den Hof eines Nachbarhauses kam der Klang eines Werkels herüber. Kinder tollten um den alten Brunnen, und die alte Sonne guckte wieder einem neuen Frühling ins Antlitz.

Wie ein Erwachender strich der alternde Mann sich langsam über Stirn und Augen. So oft hatte er hier hinausgeschaut: über den Garten hinweg in den Hof hinüber. Warum war ihm mit einem Male, als blicke er in eine Welt, die ihn unendlich selig gemacht? Einmal und für immer?

Der Hof, der heimelige Vorstadtgarten mit den blitzenden Glaskugeln, der alte Brunnen, das heisere Werkel. . . .

Wo und wann hatte er dies alles schon gesehen -- anders und doch wieder ganz so?

Da hob sich aus der Tiefe des Zimmers ein Ton -- kam heran, leise, verschämt, auf zitternden Flügeln, wie draußen der Frühling . . .

Ihr Brautkleid war's! Das Lied einer alten Zeit, gesungen von dem Weib, das sein Frühling gewesen. . . .

Mit einer jugendlichen Bewegung fuhr er herum, wollte auf sie losstürzen, sie in seine Arme nehmen. Aber auf halbem Wege hielt er ein. Und während er die Hand über die feuchtgewordenen Augen legte, bat er leise: „Sing' weiter.“

Das Mondkalb, der Pechvogel und der Amtsschimmel. Eine zeitgemäße Geschichte.

Eines Tages fiel ein junges Mondkalb vom Himmel, und als es, noch etwas wirbelig von seinem Sturz, wieder zu sich kam, merkte es in eine Schulstube hineingefallen war. „Oha!“ blökte das Mondkalb. Denn es hatte bisher in einer Welt gelebt, in der man Grissel und Schiefertafel und Fibel und Rechenmaschine für die überflüssigstend aller Dinge hielt; die Erde aber für einen großen, goldenen Apfel, den der leibe Gott eigens am Himmel aufgehängt, damit die Sonne und der Mond und alle übrigen Sterne jahraus jahrein darum herumliefen.

„Oha!“ blökte das Mondkalb noch einmal und machte Miene, die Augen zu schließen. Wenn man nicht nur nichts sah, sondern auch nichts sehen wollte, kam man vielleicht auf der Erde geradeso gut fort wie auf dem Mond.

Da stand aber ein trübseliger Geselle zwischen Schulbank und Rechentafel. Der wollte es durchaus nicht leiden, daß das Mondkalb wieder in seine alte Einfalt hinüberdämmere. „Mein liebes Kind“, sagte er -- „du bist hier, um etwas zu lernen, und ich --“

Das Mondkalb öffnete die Lider und blinzte ihn an. „Bist du ein Erdkalb?“ fragte es.

„Ich bin ein Lehrer“, antwortete der traurige Geselle. „Und habe die Pflicht, einen vernünftigen Menschen aus

295

dir zu machen. Auf daß es dir wohlergehe und du dich einmal auskennst in dieser Welt.“

Darauf begann er mit dem ABC.

Was blieb dem Mondkalb übrig? Es mußte lernen. . . . Ringsum saßen noch so und so viele andere Mondkälber, alle gleich dumm und noch nicht lange zur Erde gefallen. Alle verdammt, eine hübsche Weile auf dieser Erde zu bleiben. Da mochte man wohl hören, was nötig ist, um sich einmal auszukennen in dieser großen, fremden Welt.

Das Lautieren und Buchstabieren war bald gelernt. Und als das Geblök schon langsam snfing, eine Sprache zu werden, bekamen die jungen Mondkälber das erste Lesebuch. Das Lesebuch begann mit klinen Sprüchen und Erzählungen und mit artigen Fabeln, darin die Tiere wie Menschen sprachen, damit die Menschen klug daraus wurden.

„Ist es da notwendig, erst auf den Menschen zu studieren?“ dachte das Mondkalb. „Das haben wir auf dem Mond auch schon gewußt.“ Aber es behielt seine Gedanken für sich, denn man wußte ja nie, was nachkam in dieser Welt.

Wenn der traurige Geselle, der sich einen Lehrer nannte, hinausging, kam ein anderer herein. Der war groß und stattlich und wohlgenährt und behauptete, daß alles, was er lehre, direkt vom lieben Gott herkomme. Der liebe Gott habe das und das einmal gesagt und getan und niedergeschrieben lassen. Darauf hab' er sich zurückgezogen, weil die Menschen unartig gewesen. Ihn und seinesgleichen aber hab' er ein für allemal angestellt, um den Menschen zu verkünden, was sie zu glauben hätten. Denn das allein wäre die Wahrheit.

Und er schlug ein Buch auf und begann, eine lange Geschichte zu erzählen. Wie schön und gut Gott die Welt

296

geschaffen und wie schuldlos die Menschen. Da wäre aber eine Schlange gewesen, und die hätte die Menschen verführt, von einem Baume zu essen, dessen Frucht ihnen verboten war. Daraus wäre das Übel entstanden, darunter nun jeder leiden müsse, und das man die „Erbsünde“ nenne .

...

„Deshalb also bin ich vom Himmel gefallen!“ dachte das Mondkalb verstört. Dabei sah es ganz entsetzt an sich herunter. Es hatte so glücklich und schuldlos bis jetzt in den Tag hineingelebt; keine Ahnung von dem Makel gehabt, den es an sich trug! Nun wußte es, daß es böse war und von der Natur aus zum Bösen neigte. Von Natur aus. . . .

An diesem Tage sagte es seine erste Lüge. Es hatte etwas Böses getan, und seit es genau wußte, was gut und böse war, schämte er sich, die Wahrheit zu sagen. Gerade den Mann Gottes hatte es angelogen. Und als es merkte, daß der Diener des lieben Gottes noch lange nicht so unwissend war wie der liebe Gott, begann es die andern erst recht anzulügen. . . . Vor der „Schlange“ bekam es einen großen Respekt, fast eine Art Ehrfurcht. War sie doch die Klügste gewesen! Sie hatte die Menschen verführt und dem lieben Gott einen Streich gespielt. Das gab viel Stoff zum Nachdenken. . . .

Unterdes führte der traurige Geselle, der sich einen Lehrer nannte, die jungen Mondkälber von Lesebuch zu Lesebuch, und als eines Tages das Schuljahr wieder begann, schlug er ein besonders dickes Buch auf, das nannte er eine „Naturgeschichte“, und so trüb auch seine Augen waren -- als er den Mondkälbern daraus zu erzählen begann, leuchteten seine Blicke plötzlich auf, aund die hageren Glieder dehnten sich, als wollten sie den zerschlissenen Schulmeisterfrack sprengen. Darauf begann er zu erzählen.

Blatt für Blatt ging er das Buch durch, und das Mondkalb horchte auf oder schwatzte oder langweilte sich. Wie

297

es eben ging oder -- nicht ging. War es doch schon eine ganze Weile her, daß es in die Schule lief und so tat, als ob es immer täte, was die andern von ihm wollten. Mehr war nicht notwendig, wenn man weiterkommen wollte. Dem Mondkalb wenigstens erschien es als der Inbegriff alles Wissens, seit es von dem Mann Gottes und dem traurigen Gesellen, der sich Lehrer nannte, erzogen wurde. Als man aber zu den „Schlangen“ kam, spitzte das Mondkalb die Ohren, und plötzlich erhob es sich und fragte, in welche dieser Schlangen der -- Teufel gefahren wäre?

Der Lehrer, noch unwillig über die Störung, fuhr mit einem jähen Ruck empor. „Trag' ich euch deshalb Naturgeschichte vor, daß ihr mir mit solchen Fragen kommt?“

Er rief es heftig, fast böse. Sein Antlitz zeigte zum erstenmal einen Ausdruck, wie ihn die Mondkälber noch nie darin gesehen. Und wenn er auch gleich darauf wieder duckte und in sich zusammenkroch, es war doch gerade genug gewesen, um selbst ein Mondkalb nachdenklich zu machen. Etwas schien da nicht in der Ordnung! Denn die Mondkälber entsannen sich genau, was der Mann Gottes gesagt hatte. Und nun tat der andere plötzlich, als ob er es besser wisse. . . . Und die Mondkälber steckten die Köpfe zusammen und begannen zu tuscheln und zu kichern.

Was es auch immer sein mochte, so viel glaubten sie nun zu wissen, daß auch ihre Lehrer nicht immer die Wahrheit sprachen. Welcher von den beiden aber hielt sie ihnen vor? Sie wurden immer begieriger, dahinter zu kommen --.

Als der traurige Geselle, der sich einen Lehrer nannte, die Schulstube verließ, trat der Mann Gottes ein. Die Mondkälber hatten also nicht allzulange Zeit nachzudenken, wie sie am besten hinter die Wahrheit kämen. Auch waren nicht alle so klug und wißbegierig wie unser Mondkalb. Unser Mondkalb aber war mit sich im reinen. Und als

298

der Mann Gottes Platz genommen, erhob es sich und fragte mit der unschuldigen Miene, die sich denken ließ, ob der liebe Gott die Menschen noch immer aus Lehm mache?

„Aber Kinder!“ lächelte der Mann Gottes weise und überlegen. . . . „Habt ihr denn vergessen was der Herr zu Adam und seiner Gefährtin gesagt, noch im Paradiese gesagt? „Wachset und vermehret euch!“ Nun seht . . .“

Darauf begann der Mann Gottes über die zehn Gebote zu sprechen.

Das Mondkalb saß und dachte nach; wie die Tiere sich vermehrten, hatte ihnen der traurige Geselle gesagt. Sie legten Eier oder brachten lebendige Junge zur Welt. Wie war es nun bei den Menschen? Da und dort hieß es oft plötzlich, ein Kind sei „zur Welt gekommen“. Daß die kleinen Kinder dann wuchsen, das das Mondkalb mit eigenen Augen. Wie aber kommen sie zur Welt, wenn der liebe Gott sie nicht mehr eigens erschuf?

Darüber wollte es den traurigen Gesellen fragen, der sich einen Lehrer nannte. . . . Wenn er schon tat, als ob er alles besser wisse, würde man ja hören. . . .

Und als der traurige Geselle, der sich einen Lehrer nannte, in der nächsten Stunde seine „Naturgeschichte“ aufschlug, stand richtig schon das Mondkalb da. . . . „Wie vermehren sich die Menschen?“ fragte es. Fragte es mit der blauesten Miene, die auf dem Monde zu haben war. Und all die andern Mondkälber reckten die Hälfte lang.

Ja, wie? Dem Lehrer fiel fast das Buch aus der Hand.

Eine Weile saß er still und tat, was man den Mondkälbern schon lange verboten hatte -- er kaute an seinem Daumnagel. Endlich sprach er kurz: „Indem sie lebende zur Welt bringen.“

299

Die Mondkälber sagten nichts, rissen aber Mund und Augen auf. Sie hatten bisher gemeint, daß bei den Menschen alles ganz anders zugehen müsse als bei den Tieren. Nun wußten sie es besser. Sogar besser, als es der Mann Gottes wissen wollte. Das gab ein neues Getuschel.

In der Unterrichtspause durften die Mondkälber sich auf den Korridoren ergehen. Auch das neugierige Mondkalb tat so, und ein Zufall fügte es, daß der Lehrer und der Mann Gottes eine ganze Weile vor ihm hergingen, ohne zu merken, daß das Mondkalb mit offenen Ohren hinter ihnen drein schlich. Denn sie sprachen etwas laut miteinander und nicht gerade freundlich -- der Lehrer und der Mann Gottes.

„Jetzt kann ich Ihnen nicht mehr länger die Stiefel austreten“, sagte der Lehrer ärgerlich.

„Wsa wollen Sie damit sagen?“ fragte der andere herablassend.

„Also, wenn Sie es schon nicht wissen, oder so tun. . . . Zur Zeit meines Großvaters, der auch Lehrer war, mußte der Schulgehilfe die Kanonenstiefel des geistlichen Herren austreten, wenn sie zu eng waren. Die wirklichen Stiefel, wohlgemerkt. Ich muß jetzt Ihre geistigen austreten.“

„Wieso?“ lachte der Mann Gottes, sichtlich belustigt.

Der traurige Geselle zuckte die Achseln. „Wieso -- wieso?“ rief er empört. „Ich trag' Naturgeschichte vor -- nach Ihnen . . . das andere können Sie sich denken.“

„Gar nichts kann ich mir denken“, rief der Mann Gottes überlegen. „Nichts, als daß Sie und ich in voller Übereinstimmung den Lehrplan zu erledigen haben. Unserer Instruktion gemäß.“

„Schön“, lachte der Lehrer bitter. „Nun sagen Sie mir nur eines; wie ich es anstellen soll, den Verstand der

300

Schüler auszuschalten, wenn er die Widersprüche merkt, trotz unserer Instruktion?“

„Ja, daß ist Ihre Sache! Und endlich“, er lachte -- „wir beide haben unseren Amtsschimmel. Wenn Sie immer hübsch still darauf sitzenbleiben, wird er Sie nie abwerfen, merken Sie sich das!“

„Ja“, sagte der traurige Geselle, „so geht es, wenn man ein Pechvogle ist und von Eltern stammt, die Pechvögel waren, in drei Generationen.“

Darauf schieden die beiden voneinander; der Mann Gottes mit einem herablassenden Nicken, der traurige Geselle mit einer ingrimmigen Verbeugung, das Mondkalb drückte sich.

Zwei Jahre vergingen, die Lesebücher wurden dicker und dicker, die Mondkälber dümmen und dümmen. Zuweilen bekamen sie geradezu Kopfschmerzen. Denn sie mußten nun von einer Stunde zur anderen vergessen, was der Mann Gottes zum Glauben dargestellt, und der traurige Geselle, der sich einen Lehrer nannte, zum Wissen. Trotz der Übereinstimmung des Lehrplanes und der reingefegtesten Lehrbücher. Frau Wahrheit war zu groß und zu stark geworden für die Kleider, in die man sie hier hineinzwängen wollte. So lief sie immer mit zerrissenen Ärmeln herum und stieß mit den nackten Ellenbogen zuweilen recht unsanft um sich. Lehrer und Mondkälber aber taten, als sähen und spürten sie nichts.

So kam man eines Tages zur Erdkunde. Erdkunde und Astronomie waren die heimliche Liebe des traurigen Gesellen, der sich einen Lehrer nannte. Und weil er immer darüber las, ließ er eines Tages ein Buch liegen, in dem ganz andere Dinge von dem Werden und dem Alter der Erde standen, als der Mann Gottes lehrte. Natürlich machten sich die Mondkälber darüber her und lasen, lasen,

301

bis es ihnen zumut war, als wären sie eben erst vom Mond heruntergefallen und nicht schon so und so viele Jahre in eine Schule gegangen.

Als der traurige Geselle aber über die Erde zu sprechen begann, schlug er ein anderes Buch auf. Ein Buch, dem man es förmlich ansah, wie lang es schon neben dem „alten Testamente“ gelegen. Und er sprach von allem, allem -- nur nicht von dem Alter der Erde.

Nun gab das Mondkalb ein Zeichen. . . .

Wie lang die Erde schon da wäre, wollte es wissen.

„Seit sie der liebe Gott erschaffen hat“, kam es kurz zurück.

„Wie lang das her wäre?“

„Hat euch das nicht der Mann Gottes gesagt?“ fragte der Lehrer vorsichtig.

„Ja“, meinte das Mondkalb. Aber das könne es wirklich nicht glauben! Denn so dumm man auch auf dem Mond wär', eines wisse man genau: wie alt die Erde sei. Weil der Mond eben schon so lange neben der Erde herlief. Und dafür reichten die „Sechstausend der Bibel“ nicht.

Über die Stirne des traurigen Gesellen ging ein Geleucht'. Seine Lippen öffneten sich, um endlich, endlich einmal auch der Wahrheit die Ehre zu geben. Einer Wahrheit, die sogar den Mondkälbern bereits geläufig war. Aber zur rechten Zeit besann er sich. Und während er in ein drolliges Lachen ausbrach, meinte er achselzuckend: „Ja, seht ihr, meine lieben Kinder, bei uns ist das wieder anders! Denn bei uns geht der Amtsschimmel spazieren, und ihr glaubt gar nicht, wie hungrig das Vieh ist! Sogar das Alter der Erde hat er aufgefressen -- wurzweg.“ Darauf lehrte er weiter, wie es im Buche stand.

„Amtsschimmel -- Amtsschimmel -- Amtsschimmel . . .“ ging es im Kopf des Mondkalbes herum. Wo hatte es das

302

Wort schon gehört? Richtig! Damals, als der Mann Gottes mit dem traurigen Gesellen vor ihm hergegangen war. Er hatte es zuerst ausgesprochen. Da konnte wohl auch er darüber die beste Auskunft geben.

Und weil das Mondkalb schon einmal im Zug war, fragte es den Mann Gottes gleich in der nächsten Stunde, was denn ein „Amtsschimmel“ wäre?

„Wie der hierherkomme?“ fragte der Mann Gottes zurück.

Das Mondkalb aber meinte seiner unschuldigsten Miene, es habe das Wort nun einmal gehört, wisse sich aber keinen Vers darauf zu machen. Und so bäte es recht schön. . .

Der Mann Gottes lag gerade mit einem Nachbar im Streit. Es war ein langweiliger Prozeß, der ihm viel Galle und Geld kostete und noch immer kein Ende nehmen wollte, so sehr er sich auch im Rechte glaubte. Denn da war der lange Zug von Instanz zu Instanz. Und half kein Gelaufe und kein Ungieren und nicht einmal Frau Protektion. So ein Prozeß mußte seinen Weg gehen, denselben Weg, den alle Prozesse dieser Art gingen und immer gegangen waren und in Ewigkeit gehen werden, Amen!

„Amtsschimmel -- Amtsschimmel -- Amtsschimmel“ hatte der Mann Gottes durch all die Jahre her gehöhnt, gelästert, getobt. Nun führte ihm die Frage des Mondkalbes das verhaßte Vieh sozusagen am Zügel vor. Und die Galle lief ihm aufs neue über.

„Was ein Amtsschimmel ist, mein liebes Kind? na, wenn jemand, kann ich es dir genau sagen! Das ist eine Bestie, die nicht unser Herrgott erschaffen hat, sondern die Dummheit der Menschen! Erschaffen, damit der Teufel von Zeit zu Zeit sein helles Vergnügen habe an all dem Unsinn, der auf dem Amtsschimmel daherreitet! Der

303

Amtsschimmel -- das ist der dumme, faule Brauch, ist die Ehrfurch der Gehirnweichen vor dem Buchstaben und dem Paragraphen und das Heiligtum der Leute, die überhaupt nichts mehr denken wollen. Der Amtsschimmel -- ja, der Amtsschimmel!“ Seine Stimme überschlug sich.

„Schau!“ dachte das Mondkalb. „So sprichst du heute, damals aber . . .“ Und mit der unschuldigsten Miene fragte es, ob man deshalb nicht am klügsten täte, gerade auf diesem Schimmel immer hübsch stille zu sitzen?“

Der Mann Gottes aber, der längst nicht mehr wußte, was er damals gesagt, wurde nun erst recht böse. „Stillsitzen? O ja! Aber um das zu können, muß man erst ein Esel werden . . . ein Esel oder ein Lügner!“

Das Mondkalb hatte genug.

Am nächsten Tage traf es sich, daß der Mann Gottes und der traurige Geselle, der sich einen Lehrer nannte, wieder einmal aneinander gerieten. Es mußte ein ernstlicher Streit gewesen sein, denn der traurige Geselle war totenblaß, als er in die Schulstube trat und machte ein Gesicht. . . .

„Jetzt ist die rechte Stunde“, dachte das Mondkalb. Und es erhob sich und fragte, was ein „Pechvogel“ wäre?

Da geschah das Unerhörte . . . der traurige Geselle schnellte plötzlich von seinem Stuhl empor -- jäh, heftig. Nicht anders, als hätte ihn eine unsichtbare Hand an seinem dünnen Schulmeisterschopf emporgeworfen, gerade dort, wo es am wehesten tat. Seine Augen brannten, seine Lippen zitterten, und mit einer Stimme, in der alle Quallen aufschluchzten, die er so lang erduldet, und jede Schmach, die seine Mannheit beleidigt, rief er: „Was ein Pechvogel ist, willst du wissen, mein liebes Kind? Ein Pechvogel ist ein Mensch, der eigens angestellt wird, um zu lehren und doch nie die Wahrheit zu sagen. Um zu bilden und dabei ganz

304

heimlich zu vernichten. Um so viel Unwissenswertes in eine junge Seele zu stopfen, bis sie zu dumm ist oder zu müde oder zu -- schlau, um über das Wissenswerte selbst nachzudenken. Ein Pechvogel ist mit einem Wort ein Lehrer, ein Lehrer, wie ihn die Menschen wollen, und wenn er kein ganzer Schuft ist, wird er wenigstens einmal rot in seinem Leben und sagt die Wahrheit, wie ich. Amen!“

Und er nahm seinen Hut und ging; ging an dem Mann Gottes vorüber, der vor der Türe stand und lauschte. Wenige Tage später hieß es, daß der traurige Geselle, der sich einen Lehrer nannte, von Amt und Brot gefetzt worden. Der Mann Gottes erzählte es den anderen Kollegen, während sie auf dem Korridor hin und her gingen, und lachend meinte er zuletzt: „Er wollte ja immer der Klügere sein, der Herr Kollege. Nun hat er sich gründlich das Maul verbrannt.“

Die Mondkälber aber, die das eine so gut gehört wie das andere, glaubten mit einemmal zu wissen, was aller Weisheit ende sei auf dieser Erde.

Man durfte sich nicht das Maul verbrennen! Und weil sie doch gut fortkommen wollten in dieser Welt, fingen sie an, recht vorsichtig zu werden und wieder nur „bäh" und „hm hm" oder auch -- gar nichts zu sagen, um sich ja nur nicht das Maul zu verbrennen. Bis sie wieder so dumm schienen wie damals, als sie vom Mond gefallen.

Um das zu lernen, waren sie so lange in die Schule gegangen. . . .

Seelenfrühling.

Sie stand an ihrem Toilettetisch und verteilte mit zitternden Händen die Rosen in die Vasen -- die Rosen, die er ihr gesandt. Große, dunkelrote Blüten waren es, auf denen ein violetter Sammetglanz lag; volle und erst halbgeöffnete, alle aber wie genickt von der eigenen Schwere, wie betäubt von dem eigenen Duft. Blumen, die das Begehren gesucht, bevor die Hand sie da und dort herausgegriffen.

Ihr Gatte saß hinter ihr und schlürfte seinen Nachmittagskaffee. Als sie über die Rosen weg in den Spiegel sah, begegnete ihr sein Blick darin.

„Herrliche Blumen“, nickte er. „Aber weißt du, wenn es nicht Albert wäre. . . .“

Ihr Blick flüchtete zu den Blumen herab, verkroch sich förmlich in die dunklen Kelche. Etwas von dem purpurnen Widerschein der Blüten überhauchte leise, kaum merkbar ihre Wangen. . . . „Nur jetzt unbefangen bleiben“, dachte sie. . . . „Jetzt, wo das Glück zwischen meinen Händen zittert.“ Und mit einem girrenden Lachen erwiderte sie: „Einem -- anderen würdest du also nicht trauen?“

„Nein“, erwiderte er, „keinem!“ Aber es war die gemütliche Eifersucht des Gatten, die es sagte. Nicht einmal seine Tasse stellte er nieder.

„Wie ist es doch so -- ruhig geworden zwischen uns“, dachte sie. „So -- unerträglich ruhig!“ Da saß einer

306

hinter ihr, der einmal nahe daran war, sich zu erschießen ihretwegen . . . der monatelang kein Auge geschlossen, bis er sie in Armen gehalten -- das heißersehnte, schwererkämpfte Glück! Nun schlürfte er ruhig seinen Kaffee, sprach mit einem gewissen Humor von jenen, denen er vielleicht nicht trauen würde, und fühlte so gar nichts von dem fiebernden Gierhauch der Leidenschaft, die aus den purpurnen Kelchen die Arme nach ihr streckte, wie einmal -- er! Konnte sie sich wirklich so gut verstellen? Und Albert! War es denn möglich, daß nur ihr Gatte nicht sah, was alle anderen schon witterten, die und jener schon bemerkt haben wollte? Gerade er allein!?

„So viel -- bin ich ihm noch wert!“ dachte sie mit einer gewissen Geringschätzung. „Trotz aller schönen Worte. Und morgen früh reist er ab . . . arglos, sorglos.“ Eine Stunde später würde sie die Rosen ins Fenster stellen. Diese selben Rosen! Und einer, der sich in Sehnsucht nach ihr verzehrte, würde sie sehen und --

„Und?!“

Da stand er vor ihr und funkelte sie an mit Augen, die etwas von dem purpurnen Geleucht dieser Blüten hatten: das dunkle Glück der Sünde!

Ein Schauer ging an ihr nieder. Sie schloß die Augen, dehnte sich. . . . Und doch und doch! Etwas in ihr blieb noch immer stark und aufrecht; wehrte sich mit der Verzweiflung eines Opfers gegen den Mörder -- weinte in ihre Träume hinein wie ein scheues, hilfloses Kind.

„Wie wird es dann sein?“ dachte sie. „Wenn er wieder zurückkehrt -- sorglos, arglos, wie er morgen fortfahren wird.“

Dann ging er über die Leiche eines Glückes hin, für das er einmal sein Blut verspritzen wollte. . . . Sorglos, arglos -- und sah es nicht! Sie aber lebte sich in ein

307

Glück hinein, das ihr heute oder morgen eine andere zertreten würde. Denn was war noch an dieser Liebe, wenn sie so kommen und -- so gehen konnte? Nichts als der Rausch. Der Rausch und der Taumel. Wirklich?

Die Blumen fielen ihr aus den Händen. Wie traurig das alles war! Blutige Tränen hätte sie weinen mögen um diese Schönheit, die da vor ihr verging, während sie zum zweitenmal die Arme nach ihr streckte.

Daß ihr diese Gedanken damals nicht gekommen waren, als sie den geliebt, der heute ihr Gatte war?

Sie trat ans Fenster, schloß die Augen, sann nach. Wie seltsam! Aber nein. . . . Damals war es doch anders gewesen. Alles eine heilige Erwartung, eine einzige, keusche Blumenandacht der Seele. In die Kirche hätte man das tragen können. Und die Engel hätten es mit weißen Lilienhänden zum Throne Gottes emporgehoben: „Siehe -- die Liebe!“

Pah! . . . Sie war eben so blutjung gewesen -- damals!

„Nun muß ich aber geh'n", sagte ihr Gatte. „Die nötigen Mark einwechseln. Mit meinem Chef hab' ich auch noch eine Konferenz. Gepackt ist doch alles?“

„Seit Vormittag.“

„Also -- adieu, Schatz!“ Und ein warmer, breiter, ach, ein so -- ehelicher Kuß drückte ihre blühenden Lippen nieder.

„Du kommst -- spät zurück?“ fragte sie.

„Leider!“

„Dann will ich noch ein bißchen ins Grüne hinaus.“

„Recht so. Gönn' dir was!“

Sie wußte nicht warum, aber ein Schlag wär' ihr in diesem Augenblick lieber gewesen denn all diese gütige, sichere Liebe.

308

Als sie sich ins Zimmer zurückwandte, schlug ihr aufs neue der Duft der Rosen entgegen. Heiß, betäubend.

Unmöglich, damit allein zu bleiben . . . Heute!

So fuhr sie denn ins Grüne hinaus.

Als sie am Ziele war, blickte sie fast erstaunt um sich. „Dornbach!“ Hatte sie wirklich da hinaus gewollt? Wie im Traume war sie durch die Straßen geschritten, in einen Waggon der Straßenbahn gesprungen, und nun hieß es aussteigen: Der Wagen wenigstens war an seinem Ziele.

„Was tu' ich denn?“ fragte sie sich. Eine so eigene Müdigkeit kroch ihr plötzlich über die Glieder. Aber da war ja ein Restaurant. Gerade an der Endstation der Trambahn. Sie entschloß sich, einzutreten.

„Wollen die Gnädige nicht lieber in den Garten?“

Sie nickte, trat hinaus, mußte aber unwillkürlich lächeln. Sie und etwas wollen . . . heute! Ihr war ja, als hätte sie seinen Boden mehr unter den Füßen. Alles um sie wie in Nebel getaucht - - wie hinter Schleiern versinkend -- alles! Und nichts vor ihren brennenden Augen als diese großen, heißen, dunkelroten Rosen, die morgen eine bebende Hand ins Fenster stellen sollte. Eine Hand, die auch nicht mehr wußte, was sie wollte.

Sie atmete auf, strich sich langsam über die Stirne, glaubte plötzlich zu fühlen, wie etwas unsäglich Erquickendes von ihren Sinnen Besitz nahm, leise, ganz leise den Purpurbrand vor ihren Augen verlöschte. Wie ein blasses, kühles Lila war es. . . .

Aber natürlich! Dort blühte ja der Flieder! Eine ganze, dichte Hecke. Seine Blütenbüschel nickten zu ihr herüber und gaben dem Frühlingswinde diese gesund Frische mit, die ihr plötzlich so wohlthat.

Mit großen wundernden Augen sah sie um sich -- lächelte . . . Da war sie ja schon einmal gesessen --

309

gerade da! Vor langen, langen Jahren freilich. Aber der Flieder hatte auch damals geblüht, wie heute. Und hinter ihr, im Glassalon, hatten ein paar Geigen in den Abend hineingeweint. . . . Weiche, verträumte Weisen -- Wiener Lieder, wie sie damals die Schläger sang. Lieder, bei denen man froh und traurig zugleich wurde.

Sie war aber damals nur froh gewesen. Denn an jenem Abend wußte sie zum erstenmal gewiß, daß sie hinfort dem gehören würde, den sie liebte. Und daß er, wenn sie mit der Mutter heimkam, sie erwarten würde, einen Strauß in der Hand, im Aug' das selige Bräutigamsgeleucht der ersten Liebe. Genau so lang hatte er um sie werben müssen, daß sie seine erste Liebe war und -- blieb!

Als Braut war sie damals hier gesessen, mit ihrer Mutter und einer Freundin, und die Freundin hatte zum erstenmal mit einer Art scheuen Neides zu ihr emporgeblickt und mit den Augen gezwinkert, wenn die Mutter von der Ausstattung gesprochen. Die Ausstattung ging natürlich voran!

Sie aber hatte die Augen geschlossen und sich zurückgelehnt und nichts gehört als die süßen Wiener Lieder, die ihr Glück auf die weichen Schwingen nahmen und in dem Frühling hineintrugen, weit, weit, bis auf die purpurnen Wolkeninseln des Sonnenuntergangs.

„Wenn ich heimkomm', wartet er auf mich!“ hatte sie dabei gedacht. Und als sie die Augen wieder aufschlug, schimmerte ihr das silbrige Lila des Flieders entgegen, der auch damals blühte wie heute. Als sie aber heimkam, hielt ihr der Geliebte einen taukühlen Strauß derselben Blüten entgegen. Und sie hatte ihr Antlitz darin vergraben und zugleich gelacht und geweint. So glücklich war sie gewesen, damals!

Etwas Heißes fiel auf ihre Wange, von der Wange auf die Hand, die daran lag. Sie weinte doch nicht?

310

Wahrhaftig! Und wie süß, daß es nicht Tränen der Reue waren. . . .

Der Kellner brachte den bestellten Kaffee. Sie bezahlte sofort und erhob sich. „Die Gnädige geh'n schon?“ Er tat erstaunt, aber seine Weltkenntnis glaubte besser unterrichtet zu sein. Die tränennassen Augen und diese Eile! „Ein verfehltes Rendezvous“, dachte er. Wenn man so lange Garçon war, verstand man sich auf die Leute und ihre Komödien. Gerade nur, daß man so „tun“ mußte. Und natürlich „tat“ er so. Das Trinkgeld war ja auch danach.

Schon im Gehen, blieb sie noch einmal steh'n, sah nach der blühendne Hecke zurück. . . . „Könnt' ich -- dürft' ich mir nicht einige Fliederzweige von dort mitnehmen?“

„Aber bitte, wozu blüht er denn?“

„Nein, nein“, wehrte sie ab, als er selbst danach greifen wollte. „Ich will ihn pflücken!“

„Wie die Gnädige wünschen und soviel Sie wünschen.“ Er entfernte sich voll Diskretion. Sie sollte nicht meinen, daß er die „Stammerln“ zählen wolle, die sie „zum Andenken“ brach. Er glaubte ja ohnehin mehr von ihr zu wissen, als ihr lieb sein konnte.

Als ihr Gatte heimkam, dufteten alle Stuben nach Flieder.

„Du warst wohl draußen?“ lächelte er.

„O weit“, nickte sie mit einem feuchten Blick. „So weit, daß du Jahre zurückzählen müßtest, um mich wieder zu finden, in diesem Grün!“

Er trat auf sie zu, legte den Arm um ihren Leib. „Und wenn ich's nun doch gewußt hätte . . . auf den ersten Blick?“

„Nun?“ fragte sie. Ihre Augen leuchteten.
„In Dornbach warst du“, erwiderte er leise, „und damit bringst mir den Flieder zurück, den ich dir damals gebracht.“

311

Das „damals“ wurde nicht mehr gesprochen. Es starb in einem Kuß, wie -- damals.
„So ein altes Liebespaar!“ neckte er.
„Ach was!“ Sie wollte gar nicht aufhören zu küssen. „Jetzt noch deine Augen!“
„Wart', du!“ Er nahm sie auf seine Arme wie ein Kind.
„Laß mich morgen mitreisen!“ hauchte sie.
„Aber -- wenn du willst! Nur . . .“ Er wollte erwähnen, daß sie ja nicht gepackt habe. Wie sein Blick aber über ihr Antlitz hinging, das ihm mit den geschlossenen Augen entgegendämmerte -- bleich und schön -- schlug ihm ein Herzstoß das Wort von den Lippen.
Jetzt -- vom Packen reden! Wieviel unnötiges Zeug es doch gab auf dieser Welt!

Als er am Morgen erwachte, stand ihr Kofferchen schon bereit.
„Ja, Maus“, staunte, „wann bist denn du schon aufgekrabbelt?“
Sie lächelte bloß. Dann ging alles ritsch-ratsch, wie in den ersten lustigen Tagen ihrer jungen Ehe.

„Ist der Wagen schon da?“ fragte sie immer wieder. Endlich, endlich rollte auch der an! Eine ganze Weile blieb sie am Fenster stehen -- sah nach den Rosen zurück, die noch immer auf ihrer Toilette lagen -- auf den Wagen herab. . . . Plötzlich ließ sie selbst mit fester Hand die Rouleaux hernieder, schloß die Fenster, atmete auf -- tief, wie erlöst.

Mit dem seligen Blick eines Kindes schritt sie über die Schwelle, die ihr Glück hütete -- das reine Glück ihrer Jugend.

Laterna magica.

Ich weiß es noch, als wär' es gestern gewesen. Die Tanne duftete durch alle Stuben, und in jeder Ecke lag irgendein Spielzeug. Das leuchtende Blondhaar einer großen Wachspuppe breitete sich auf dem seidenen Sofakissen aus; da und dort blitzten die schimmernden Behänge des Christbaums aus dem Dunkel. Mächtige Buchenscheite prasselten im Ofen, und der zuckende Widerschein des Feuers tauchte den festlichen Raum in ein geheimnisvolles Wechselspiel von Licht und Schatten. Mit großen Augen sah von draußen die Nacht herein, mit ihr die schneebedeckten Höhen -- stumm, feierlich, zum Greifen nahe. Wir Kinder wußten, daß draußen nun der Fuchs zum Haus schlich. Sogar das Geheul der Wölke hörte man um diese Stunde. Das saß es sich in der Stube wie in einem Märchen. In dieser Stube, in der noch der vage Geruch der Wachskerzen lag und der Duft des Moooses, das immer frisch aus dem Wald geholt wurde, um die Krippe von Bethlehem zu füllen.

Sonst hatte man uns Märchen erzählt um diese Stunde oder weihnachtliche Lieder in die Dämmerung hineingesungen. . . . Mit leiser, gleichsam fragender Stimme, als müsse eine Antwort kommen aus dem Dunkel, eine Antwort, die das Leben gab oder das Wunder oder beide zugleich. Und waren es nicht Wunder, die wir vom Leben erwarteten -- damals? O, jeden Tag ein anderes!

313

An jenem Abend aber glaubten wir wirklich eines zu erleben. Wir sahen das bunte Gaukelspiel der ersten Laterna magica.

Wie von draußen hereingeholt sprangen die Tiere des Waldes über die lichte Tapete der Christstube. Hasen und Rehe und Eber und Hirsche und ganz zuletzt der große, große Wolf aus dem Rotkäppchen! Allerlei bunte Scherzfiguren glitten hinterdrein. Plötzlich aber, und das werd' ich nie vergessen, schwankte die Krone einer mächtigen Palme auf der Tapete. Seltsame Bauwerke stiegen zur Decke empor, und vor ihnen kauerte ein steinernes Ungeheuer, das ein Menschenantlitz trug und mit weitgeöffneten, rätselhaften Augen -- wohin sah? Ja, wenn ich das gewußt hatte! Aber eine geheimnisvolle Angst stieg plötzlich in mir empor, daß ich scheu und unsicher um mich blickte, von dem zitternden Lichtbild hinweg, in das schweigende Dunkel hinein, als hätten sich die Wände unserer Stube mit einemmal ins Unermeßliche hinausgedehnt, und aus dieser Unermeßlichkeit käme etwas heran: langsam, schleichend, schrittweise. Etwas, das niemand sah und niemand kannte als das kauernde Ungeheuer vor den Pyramiden.

Andere Bilder folgten -- buntere, lebensnähere Gestalten, Landschaften, Märchen. Nicht eines vermochte es, das steinere Riesenhaupt der Sphinx aus meiner Erinnerung zu verdrängen. Wohin sah es? Was sah es? Warum lächelte das geheimnisvolle Haupt? Während des Abendessens begann ich zu fragen. Mein Vater, der Ägypten bereist, erzählte, was ich zu fassen vermochte. Aber wohin die Sphinx sah, konnte er mir nicht erklären. „In die Wüste“, sagte er zuletzt. „In die Wüste!“ wiederholte ich leise, und ich fühlte, wie ein Schauer an mir niederging. Aber was ich mir dabei zu denken hatte, wußte ich noch immer nicht. Damit ging ich schlafen, meine Puppe im Arm. Die große,

314

schöne, blondhaarige Puppe, die „Papa“ und „Mama“ sagen und die Augen öffnen und schließen konnte und so fröhlich und dumm vor sich hinsah! Wie eine Fee aus dem Wunderland war sie mir bis heute erschienen, nun war sie plötzlich ein gewöhnliches Spielzeug geworden. Wie entzaubert von dem geheimnisvollen Bild, das mir die Laterna magica gezeigt. Als ich aber in

die Kissen sank, stand schon ein anderer an meinem Lager: der Magier, der die größte und wunderbarste Zauberlaterne hat -- der Traum!

All die Bilder, die ich gesehen, wandelte er in seiner Weise. Gab zu dem einen etwas hinzu, nahm von den anderen etwas hinweg, leicht, spielerisch, der große, große Gaukler, der er nun einmal ist. Bevor er aber wegschlich, legte er mir einen Alp aufs Herz. Denn -- was sah ich plötzlich? Meine Puppe hatte das Antlitz der Sphinx bekommen! Sah an mir vorüber -- über mich hinweg -- weit, weit, wohin?

Mit einem Schrei erwachte ich. Es war heller Tag. Und als ich es wagte, nach meiner Puppe zu schauen, lag sie neben mir, brav mit geschlossenen Augen, und ich sprang aus dem Bett und war wieder ein Kind, das spielen konnte.

Aber jenes Bild und jener Traum. . . . Es war, als könnten sie nicht von mir weichen. Und ganz leise, mir selbst erst unbewußt, formten sich andere Bilder daraus, glitten Gestalten durch mein Denken, leuchteten Landschaften auf und Fernen, aus denen es wie ein leises Singen zu mir herüberklang, und ich sah und horchte, bis es mir graute. . . .

War es das, was die Sphinx sah? Ich wußte ja noch nicht, daß die Sphinx und der Traum eine Schwester hatten, die eine einzige Laterna magica war -- die Phantasie!

Die Jahre kamen und gingen, mit ihnen die Jugend, das Leben. So ferne wir als Kinder den Täuschungen des

315

Lebens gestanden, so weit entfernen wir uns wieder von ihnen, wenn wir älter werden. Langsam, Schritt für Schritt, bis wir eines Tages darauf zurücksehen, wie nach den Bildern einer Laterna magica.

Ich glaube, ich habe heute einen solchen Tag. . . .

Draußen dämmert die große Stadt, in meinem Kamin brennt das Feuer. Ein weiter, dunkler Raum wird vom Spiel der Flammen wechselnd in Licht und Schatten getaucht. Wie ich aber so sitze und in die rötliche Dämmerung hineinstarre, ist mir plötzlich, als säh' ich wieder da Antlitz der Sphinx. Nur ist sie mir keine Fremde mehr. Sie lächelt mich an, ich nicke ihr zu, und leise, leise sprech' ich in das Dunkel hinein: „Du bist das Leben!“

Über die Dämmerung aber gaukeln bunte Bilder einher, leuchten für einen Augenblick auf, verschwinden wieder, wie der Zauberspuk aus einer Laterna magica. Es ficht mich nicht mehr an, daß ich mich selbst darin sehe. Die Hände im Schoß sitz' ich und schaue zu und kann nicht mehr fassen, daß mir dies alles einmal des Kampfes wert gewesen. Wohin sah' ich? Was sah' ich? Es ist ja alles nicht mehr da -- alles wie nicht gewesen! Wenn ich heute Nacht einen Traum habe, der mich an Leib und Seele erschüttert, ist er morgen vielleicht geradeso viel wert. Mit einem tiefen Schreck' erkenn' ich plötzlich, wieviel Vergänglichkeit und Wahnwitz ich ernst genommen, an mir und anderen.

Warum? Wozu? Der Schatten einer Palme schwankt über die Flucht der Bilder hin -- das steinerne Antlitz eines Ungeheuers sieht mich an und lächelt. Wann war ich klüger? Als ich mir die Seele von Bildern erfüllen ließ, die ich zum ersten Male sah? Oder als ich mich mit allen Fibern des Leibes und allen Schauern der Seele zum Spielzeug von Ereignissen hergab, die nach Jahren nicht mehr sind als bunte Bilder in der Laterna magica der Erinnerung?

316

Bilder, Bilder, Bilder. . . . Zuerst Trug, dann Ernst, nun wieder Trug.

Doch sind einige darunter, die mich rühren. . . .

Eine sternenfunkelnde Wintermacht leuchtet vor mir auf: die Halle eines großen Wiener Bahnhofes. Zwei dunkle, verträumte Kinderaugen seh' ich, die wie durstig alles in sich trinken,

den ungewohnten Glanz all der Lampen, das Gewoge der Menschen, die dem Ausgang entgegendrängen -- die tausend und abertausend Lichter, die draußen aufs neue aufleuchten und straßauf, straßab die große Stadt begleiten, die die Kleine zum ersten male sieht. Einen Wagen hör' ich rollen. . . . Was ist dabei? Er trägt drei entwurzelte Menschen einem neuen Schicksal entgegen. Das Kind aber starrt mit weitgeöffneten Augen in die leuchtenden Straßen hinaus. Und ganz leise, ganz traumhaft dämmert es in seiner Seele auf: „Hier will ich etwas werden!"

Die Schicksalsgöttinnen haben seine Ohren, wo ein solches Gelöbnis getan wird. Sie ziehen den goldenen Faden des Glücks, der sich auch in das einfachste Dasein hineinspinnen läßt, ganz leise von ihrer Kunkel und legen einen schwarzen darauf.

Jahre, -- lange, bange Jahre spinnt er sich weiter.

Eine kahle, nüchterne Stube seh' ich. Ein junges Geschöpf -- das den Schmerz der ersten Enttäuschung in seine Kissen hineinweint. Draußen geht ein blühender Frühlingstag zur Neige. Ferne Musik tönt in das leise Geschluchz. Alles ist Sonne, Glanz, Sehnsucht und Erfüllung. Vor ihr allein hält das Leben die Hand zu, geht vorüber. . . vielleicht muß es sein? Sei es!

Eine Starke sieht zu und lächelt.

Jahre, die nur der Traum berauscht, folgen.

Wieder hör' ich einen Wagen durch den Abend rollen. Die Via Appia dröhnt unter seinen Rädern. Augen, die

317

das Wissen geschult, starren zum erstenmal der Vergänglichkeit ins Antlitz.

Hier sind die Legionen heimgezogen, in ehernen Fäusten den Sieg. . . . Dort soll Petrus zurückgekehrt sein, um willigen Herzens das Martyrium zu erleiden. Aber -- schon funkelt die bronzene Umrahmung der Bresche auf, die eine neue Zeit in das Rom des Petrus geschlagen -- die Porta Pia! Was war? Was ist? Was wird sein?

Eine Weisheit, die ewig umlernen muß, auch das Wissen der Menschen. Bilder, Bilder, bunte, gaukelnde Bilder, was einmal Leben war und Erkenntnis und Wissen.

Wer kann heute sagen, wieviel oder wiewenig geschehen muß, daß die ganze Welt wider ein anderes Gesicht bekommt?

Moses führt die Juden aus Ägypten. . . .

In Bethlehem wird ein Kind geboren. . . .

Paulus macht sich auf, das Evangelium zu lehren, und lernt unterwegs die -- griechische Philosophie kennen.

Die Hunnen brechen in Europa ein.

Der heilige Bonifacius hat den Mut, die erste Donareiche zu fällen. Axtschläge, deren Echo erst nur in einem weltfernen Urwald laut wird, aber eines Tages die ganze Welt erfüllt, mit dem Ruhm und der Tragik der Fürsten, die in Rom die Krone empfangen müssen, um deutsche Kaiser zu sein.

Bilder, Bilder, Bilder . . . den Nachgeborenen in bunter Reihe vorgegaukelt, von der Laterna magica der Vergangenheit.

Vor den Gräbern der Pharaonen aber liegt noch immer die Sphinx.

Wohin blickt sie?

Wen sieht sie?

Über die Wüste, die wir das Leben nennen, kommt langsam der -- Tod einher. Trägt auch er eine Laterna magica?

318

Eine bunte, neue? Voll der Bilder einer anderen Welt? Die Menschen glauben und hoffen es.

Wer aber klug sein will, der greift, wenn es herbstet und dämmt, wieder nach der Laterna magica, die ihm die ersten Bilder gezeigt. Nur ein Spiel war es damals -- nun wird es wieder ein Spiel. Dazwischen liegt, was nun so lange -- Ernst gewesen.

Bilder, Bilder, Bilder. . . .

Wer klug ist, schaut und schweigt und -- lächelt.